Biogr. C 308 l/(1

<36601956110011

<36601956110011

Bayer. Staatsbibliothek

19a B6

Recht, Wahrheit, Fleiss
Des guten Bürgers Ruhm.

J. E. Nilson fec.

Lebensbeschreibungen

zur

Erweckung und Unterhaltung

bürgerlicher Tugend.

[1.]

Augsburg,
Bey Conrad Heinrich Stage.
1778.

Biog/51/268

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

So glänzend es auch immerhin ist, in der Welt eine große Rolle zu spielen, Länder zu erobern, Siege zu erfechten, und sich durch das Blut seiner eigenen oder besoldeter Unterthanen Ruhm zu erkaufen; so ist es doch größer und schöner in den Augen des Weisen, durch Gerechtigkeit und Wohlthun Länder beherrschen, und Völker beglücken; und die Großen, die darinn ihre Ehre suchten, sind würdig, den Großen unserer Tage als Muster rechtschaffener Regenten vorgestellet zu werden. Abscheulich ist es, durch Tyranney und Grausamkeit sich auszuzeichnen, durch Laster sich hervorzuthun, oder durch Ungerechtigkeiten seine Herrschaft zu befestigen, und die Tyrannen, die es gethan haben, ver-

dienen, den Nachkommen, um solche Laster zu hassen und zu meiden, vorgestellet zu werden. Daher ist die Geschichte eine Lehrerinn der Tugend und Klugheit, weil Beyspiele, wie die Erfahrung lehret, weit stärkern Eindruck auf das Herz der Menschen machen, als Lehren und Regeln. Daher sind Lebensbeschreibungen derer, die sich durch wichtige, gute oder böse, Handlungen hervorgethan haben, von vorzüglichem Nutzen, wenn nur ihr Verfasser die Gabe hat, sie brauchbar zu machen.

Jedoch sollte nur der Große und Mächtige uns lehren können, und nicht auch derjenige, der, vielleicht unbekannt außer dem engen Kreise seiner Mitbürger, seiner Freunde und Hausgenossen, so viel Gutes oder Böses thut, als er kann, und als er dazu Macht und Kräfte hat? Ich glaube allerdings, und zweifle daran um so weniger, als der Haufe derjenigen, die seine Fußstapfen betreten können, weit größer ist, als die geringe Anzahl der Großen, welche dem Beyspiele siegreicher Helden zu folgen, sich ausgerüstet fühlen.

Lebensbeschreibungen, sowohl der Recht-schaffenen, als der Lasterhaften, sind für jeden Stand der Menschen wichtig. So hat der Held seine Erbauung bey dem Leben eines Helden, wie der Gelehrte, der Künstler, die Ehefrau, die Mutter, bey dem Leben ihres gleichen. Zu wünschen wäre es, daß die immermehr in allen Ständen zunehmende Lust zu lesen, durch mehrere und bessere Beschreibungen solcher Art genähret und unterhalten werden möchte. Wie unbeschreiblich größerer Nutzen würde daraus entstehen, als aus dem Lesen so vieler feinen Erdichtungen, die mehr das Laster als die Tugend liebenswürdig machen.

Hier erscheinen nun dergleichen Lebensbeschreibungen einiger Männer, deren die wenigsten außer ihrer Vaterstadt bekannt gewesen sind. Sie waren insgesammt Bürger einer ansehnlichen Reichsstadt. Einige waren am Regimente derselben, einige Gelehrte, welche der Stadt dieneten, einige Kaufleute, auch einige nur gewerbige Bür-

ger, die insgesammt an dem Wohl oder Nachtheil ihrer Vaterstadt gearbeitet haben, je nachdem sie dazu Gewalt hatten; Männer von guten Geistesgaben, welche solche wohl oder übel anwendeten, je nachdem ihre Herzen beschaffen waren. Doch waren ihre Gaben nicht von so außerordentlicher Größe, um sich dadurch in weitausgebreiteten Ruf zu setzen; so wie sie auch keine Gelegenheit hatten, sich größer zu zeigen und berühmter zu machen, als es wirklich geschehen ist.

Ohngeachtet anfangs meine Meynung niemals war, diese Lebensbeschreibungen bekannt zu machen, die ich, gleichsam nur zu meiner eigenen Erbauung niederschrieb; so suchte ich dennoch meine Helden nach einem gewissen Plane aus, nämlich zu Vorbildern bürgerlicher Tugenden oder Laster, zu Erweckung und Unterhaltung der Rechtschaffenheit und der Vaterlandsliebe.

Man erwarte demnach hier keine Lobreden. Wandel und Thaten müssen loben oder schelten. Keine wirklich schlimme That soll entschuldiget, noch weniger vertheidiget, keine wirklich gute verringert, aber auch nicht über ihren Werth erhoben werden. Hingegen habe ich mir die Erlaubniß genommen, über vielerley Gegenstände Anmerkungen zu machen und Betrachtungen anzustellen, dadurch der Leser auf die Begebenheit selbst wird aufmerksam gemacht werden können.

Ich habe nicht allein Männer von Verdiensten gesucht. Hätte ich einen Ehrentempel aufbauen wollen, so würde ich weit eine größere Anzahl Bildsäulen darein haben stellen können, als hier geschieht; denn, Dank sey der Vorsicht, an Männern von Verdiensten ist kein Mangel, wenn ich sie auch nur in meiner Vaterstadt hätte suchen wollen. Es giebt ihrer unter allen Ständen; auch vielen haben bereits andere durch Erhaltung ihres Angedenkens Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Allein, die wenigsten dieser

Männer taugten zu meiner Absicht, noch ließ sich bey ihrer Lebensbeschreibung sagen, was ich damit und dabey sagen wollte.

Meine Beyspiele von bürgerlichen Tugenden und Lastern, sind insgesammt aus den ältern Zeiten. So wenig es in neuern, auch in denen, in welchen wir leben, an solchen fehlet, so fand ich doch es nicht für rathsam, aus solchen zu wählen. Ich wollte dem Vorwurfe der Schmeicheley eben so sehr, als dem Vorwurfe einer Absicht jemand zu beleidigen, ausweichen; wiewohl ich hoffe, daß man mir solche ohnehin nicht zutrauen werde. Vielleicht hätte mir eine Erdichtung dienen können. Ich hätte mir aus Griechen und Römern, oder aus Utopischen Staaten, Helden erzeugen können; ich glaubte aber, daß vaterländische Beyspiele geschwinder und besser zur Tugend reizen und aufmuntern würden, als fremde oder erdichtete. Ich habe nur solche Männer ausgesucht, deren Leben zu wichtigen Betrachtungen Anlaß geben kann. Daher sind es

nicht lauter Männer von Verdiensten; es sind auch schändliche Bilder darunter, von Männern, die sich und ihren Mitbürgern zum Verderben lebten. Ich würde dergleichen noch mehrere ausgesucht haben: allein aus den ältern Zeiten sind die Nachrichten, die wir von dergleichen Leuten haben, zu selten; und sie aus der neuern Geschichte auszuheben, verbiethen Klugheit und Menschenliebe.

Noch ein paar Vorwürfen muß ich hier begegnen, die mir gemacht werden könnten. Der erste ist, warum ich, zumal in neuern Zeiten, fast nur auf Männer gefallen, welche der evangelischen, d. i. derjenigen Religion, zu der ich mich selbst bekenne, zugethan gewesen sind, um so mehr, da von der Zeit der Reformation, fast immer nur Männer von Verdiensten aufgestellet sind. Man könnte mich hier einer Partheylichkeit beschuldigen, ja wohl gar mir aufbürden, daß ich die eine Parthey, auf Kosten der andern zu erheben, und in guten

Ruf zu setzen suchte, indem ich die Verdienste der andern verhehlte. Allein von solchen Gesinnungen bin ich sehr weit entfernet. Es ist mir zu wohl bekannt, daß unter dem katholischen Religionstheile, so wie vor der Reformation, also auch nach derselben, vortreffliche Männer gelebet haben, welche sowohl um ihre Vaterstadt überhaupts, als um ihre Religion insbesondere, sich ungemeine Verdienste erworben haben. Mir ist es sehr wohl bekannt, daß ein Anton und Raimund Fugger, Christoph Peutinger, Johann Caspar Rembold, wenn ihn nicht der Eifer für seinen Glauben zu sehr verblendet, Christoph Bechler, Adam Zech, Severin Schiller, Jacob Kaiser und Erhard Schreiber, Männer von vortrefflichen Verstandesgaben und großer Erfahrung waren, welche sich in obrigkeitlichen Geschäfften mit großer Ehre hervorthaten, und deren Leben ohne Zweifel sehr lehrreich beschrieben werden könnte. Allein dieses zu unternehmen, fehlte es immer an Materialien.

Bey

Bey dem evangelischen Theile starb seit zweyen Jahrhunderten kein, auch nur in etwas angesehener Mann, dem nicht ein Ehrengedächtniß errichtet, und eine Leichenrede mit beygefügten Personalien gedruckt worden wäre. Sind diese Personalien schon öfters so beschaffen, daß man sich in Ansehung dessen, was darinn zum Lobe des Verstorbenen schmeichelhaftes gemeldet worden, nicht ganz darauf verlassen, noch dessen Karakter daraus bestimmen kann; so dienen sie doch dem Biographen zum Leitfaden, den er in chronologischen und genealogischen Umständen mit Nutzen gebrauchen kann. Ueber dieses gab es nicht wenige angesehene Männer, welche selbst die wichtigsten Vorfälle ihres Lebens schriftlich aufsezten und hinterließen.

Von Katholischen sind dergleichen Personalien nun gar nicht vorhanden, und eben so wenig weis ich davon, ob einige darauf gefallen sind, und sich Mühe gegeben haben, solche selbst aufzuzeichnen, wenigstens habe ich keine Gelegenheit, dergleichen in meine

Hände zu bekommen. Zwar habe ich größtentheils mehr das publike als das Privatleben meiner Helden in Betrachtung gezogen; allein in Ansehung dessen, fand ich deswegen Anstand, weil ich die hierzu taugende Anekdoten in evangelischen Chronikschreibern suchen mußte, die vielleicht katholischen Lesern partheyisch scheinen möchten, dafür ich auch selbst manche nicht frey sprechen könnte, um so mehr, da vorgedachte Männer in Zeiten lebten, da man Parthey ergreifen mußte, mithin der Gegenparthey nicht angenehm seyn konnte, wenn man sich auch bey seiner Parthey in noch so großes Ansehen gesetzet hatte.

Der zweyte Vorwurf, den ich besorge, gehet dahin, daß ich großen Theils, als Männer von Verdiensten solche angepriesen, die aus Patriciats- oder andern alten mit jenen verwandten Familien entsprossen waren, wie wann in andern Ständen weniger Verdienste wären. Diesem aber ist leicht auszuweichen, wenn man meine Absicht,

nämlich die Erweckung und Unterhaltung bürgerlicher Klugheit und Tugend, betrachtet. Die Beyspiele davon oder dagegen, findet man am meisten unter den angesehensten der Bürger, das ist, unter obrigkeitlichen Personen und Reichen. Diese sind entweder bereits von alten Familien, oder sie haben sich durch Verstand und Verdienste ihnen gleich gemacht. Der gemeinere Bürger (denn von Gelehrten ist hier nicht die Rede) macht sich Verdienste durch Fleiß und Aemsigkeit in Handlung, Künsten und Gewerben. Es giebt viele unter ihnen, deren Leben sehr merkwürdig wäre, und mit Vergnügen würde ich solche als Beyspiele ihren Mitbürgern vorzustellen, mir angelegen seyn lassen. Allein, dazu fehlt es gleichfalls an Materialien, und überhaupts hält es schwer, die Verdienste eines Kaufmanns oder Fabrikanten, die er als solcher hat, zu beschreiben, ohne hinreichende Kenntniß in Handlungs- und Fabrikswesen zu besitzen, welches mir nicht zuzumuthen ist, und ohne besondere und ganz geheime Nachrichten zu

haben,

haben, welche so leicht nicht zu erlangen sind.

Es ist also blos zufällig, daß ich meistens Geschlechter vor mir habe, denn der Schmiedssohn Zenk, und der Schneiderssohn Tradel, müssen zu meiner Verantwortung dienen, daß ich Verdienste in keinem Stande verkenne, so wie ich an dem Zimmermannssohne Schwarz nichts Lobenswürdiges hätte finden können, wenn er auch ein Fürst gewesen wäre. Augsburg, im Monat März 1778.

P. v. St. jg.

Peter

Peter von Argon.

Der Name des in seinem Leben sehr angesehenen Peters von Argon, ist kaum noch dem kleinsten Theile seiner izt lebenden Mitbürger bekannt. Er war zwar ein reicher vornehmer, wohl sogar berühmter Mann: doch dienet er nicht eben zum Beyspiele eines klugen Regenten, oder eines rechtschaffenen Patrioten, und eben so wenig eines tugendhaften Privatmannes: denn das alles war Peter von Argon nicht. Aber dem ungeachtet habe ich mir vorgenommen, sein ohne alles dieses sehr lehrreiches Leben zu beschreiben. Das Geschlecht der von Argon ist längst erloschen, und ich darf nicht sorgen, einen seiner Nachkommen durch die Wahrheit zu beleidigen. Indessen so lange Zeit auch schon seit dem Tode dieses Mannes verflossen ist, so darf doch niemand an der Gewißheit dieser Nachricht zweifeln. Unser ehrwürdiger Chronikschreiber, Burkart Zenk, der sein Zeitgenosse

und eine Zeitlang sein Diener war, hat sie in seinen Jahrbüchern so umständlich und zuverlässig aufbehalten, daß man darüber weiter nachzuschlagen wenig Mühe hat. Wie viele giebt es aber, die Zenken lesen? Ich werde ihm beynahe Schritt vor Schritt folgen, und seine Nachrichten nur da und dorten ergänzen und zu erläutern suchen.

Gleich zu Anfang des 15ten Jahrhunderts, lebte hier Lorenz Egen in besonderm Ansehen, und war ein Mann von sehr großem Vermögen. Seine Vorfahren sollen den Namen von Argon geführet, hernach aber, ich weis nicht aus welcher Ursache, sich Egen genennet haben. Dieser Lorenz Egen, war bey damaliger zünftischer Regimentsverfassung verschiedenemal Bürgermeister, von der Zunft der Kaufleute, eben zu solchen Zeiten, da unsere Stadt, durch zunehmenden Flor der Handelschaft, groß zu werden begunnte. Er machte sich nicht nur um diese, und um das Regiment Verdienste, sondern erhielt auch durch Stiftung der noch bestehenden St. Antonspfründ, für 12 arme Männer, seinen Namen im Segen. Dieser Lorenz Egen hatte zwey Frauen. Die erstere war eine Waldstromerin von Nürnberg,

die zweyte war aus dem hiesigen alten Geschlecht der Dachsen. Jene war die Mutter Peters, [a] sie muß aber gar bald nach seiner Geburt gestorben seyn: denn er war erst fünf Jahr alt, da sein Vater starb, der nach seiner Mutter Tode, in die zweyte Ehe getreten war. Dieser frühzeitige Verlust eines angesehenen Vaters, hatte für den jungen Egen keine üble Folge. Seine Stiefmutter war eine kluge Frau, und diese gab ihm nebst seinen Pflegern eine gute Erziehung, wie sie von damaligen Zeiten sich vorzustellen ist. Es waren damals noch keine Schulen für Layen errichtet; und wenn ein solcher, neben einer sehr geringen Kenntniß, von dem, was zum Aeußerlichen des Gottesdienstes gehöret, noch Lesen, ein wenig Schreiben und ein wenig Rechnen gelernet hatte, so war er ein gemachter Mann, das übrige mußten Uebung und Erfahrung hinzuthun. Was die sittliche Erziehung anbetrift, so mag es wohl darinn versehen worden seyn, daß man ihm gar zu hohe Begriffe von seinem Reichthum und dem daraus ihm gebührenden Ansehen beybrachte, dadurch er stolz und eigensinnig wurde, welche Laster ihn am Ende, wo nicht unglücklich, jedoch weniger geachtet gemacht haben. Indessen

 war

a Gebohren vermuthlich 1410.

war die Erziehung gut in das Gesichte gerichtet, und er war, wie Zenk sich ausdrückt, ein wohlgethaner Junker, züchtig, und hatte gute Sitten an ihm.

Kaum war er 18 Jahr alt [b], da er sich schon verheyrathete. Seine Braut war auch eine vaterlose Waise, die so, wie er, von ihrer Mutter war erzogen worden, deren Vermögen auch nicht geringer war, als das seine, und durch diese Verheyrathung kam nun ein Reichthum zusammen, welcher ihn in den Genuß von so großen Einkünften sezte, dergleichen sich zu diesen Zeiten kaum die reichsten Grafen zu erfreuen haben mochten. Er hatte schöne Landgüter, und verkehrte einen großen Theil des übrigen Vermögens in glücklicher Handelschaft, wodurch er fast zu reich und zu mächtig für seinen Bürgerstand wurde. Dadurch nun nahm auch sein Ansehen täglich zu, zugleich aber auch sein Stolz.

Dieses große, durch Reichthum, aber eben sowohl auch durch Verstand und gute Sitten erworbene Ansehen, zog ihm Ehrenbezeugungen, Würden und seine Ehrliebe kützelnde Begebenheiten zu, die seinem Stolze noch größere Nahrung

b Ungefehr 1428.

rung schafften. Er war Besitzer von einem der schönsten und größten Häuser in der Stadt. Dieses veranlaßte Kaiser Siegmund, wenn er auf Reichstagen hier war, bey ihm zu wohnen. Er aber schwang sich durch Verstand und gefällige Lebensart in dessen Gnade, so, daß er ihm auch ein Kind aus der Taufe hob, welchem sein Name beygeleget wurde [c]; nur Schade, daß nach der Zeit dieser Knabe, sich eines so großen Taufpathen nicht würdig genug bezeugte.

Bey diesen Umständen ist es eben kein Wunder, daß er auch sehr bald zu obrigkeitlichen Würden in seiner Vaterstadt gezogen wurde. Gute Einsichten und Fähigkeiten, Vermögen, die Gnade des Kaisers, die er hatte, sind Eigenschaften, die nicht nur bey demjenigen, der bey dem äußerlichen Scheine stehen bleibt, sondern auch bey demjenigen, welcher die Sache mit mehrerem Nachsinnen überlegt, einen Eindruck machen müssen. Er war noch nicht dreyßig Jahr alt, als ihm schon die höchste Würde der damaligen Verfassung zu theil, und er zum Bürgermeister von der Zunft der Kaufleute erwählet wurde. [d]

c 1432. d 1437.

Sein erstes Verhalten war schön und untadelhaft. Er hatte die Liebe der ganzen Bürgerschaft: denn er war freundlich und leutselig mit jedermann, und zumal auch sehr mildthätig gegen die Armen. Ueberdieses machte er einen seinem großen Reichthum gemäßen Aufwand. Dadurch bekam der arme Handwerksmann bey ihm Verdienst, und wurde ihm hold. Es waren ihm auch die Zunftmeister, besonders von den geringern Zünften, sehr geneigt. Er hatte die Staatsklugheit, ihnen zu schmeicheln und sie zu kützeln, auch wohl auf andere Weise sie zu gewinnen, zumalen wenn es ihm daran gelegen war, mit einer Sache durchzudringen, und durch diese Künste erreichte er seinen Endzweck, so oft er nur wollte.

Ich tadle ihn keineswegs, wenn er in einer gerechten und löblichen Sache gute Worte gab, und Leuten, von welchen man diejenige Begriffe nicht fordern kann, die solche haben, welche durch Erziehung und Erfahrung besser gebildet sind, durch freundliche Vorstellungen, seine Meinung annehmlich zu machen gesucht hat; und so mag es in seinen ersten Jahren gegangen seyn. Wenn er aber, wie er in seinen leztern Jahren gethan haben mag, durch niederträchtiges Schmeicheln,

oder wohl gar durch Bestechungen, sie zu gewinnen suchte, um nur seine Ehrsucht oder seinen Eigennutz befördern zu helfen, so war es schändlich.

Indessen nahm sein Ansehen immermehr zu. Nicht nur Kaiser Siegmund, sondern auch dessen Nachfolgere, Albrecht und Friederich, überhäuften ihn mit Gnaden, und auch dieser leztere bediente sich seiner Wohnung, wenn er in Augsburg bey Reichstagen und andern Gelegenheiten zugegen war. Von ihm erhielt er große Freyheiten, und wurde mit ausnehmenden Ehren gezieret, die damals noch nicht so sehr gewöhnlich waren. Gute, alte Geschlechte, sowohl auf dem Lande als in den Städten, begnügten sich zu der Zeit damit, wappen- und siegelfähig zu seyn, und die übrigen Rechte des Adels zu genießen, ohne daß sie darüber briefliche Urkunden aufzuweisen nöthig gehabt hätten, und diese Rechte hatte auch das alte Geschlecht der Egen. Vom Kaiser Friederich aber erhielt Peter Egen einen förmlichen Adelsbrief [e]. Er gab ihm ein neues Wappen, und veränderte seinen Namen in den von Argon, welchen in den ältesten Zeiten seine Vorfahren geführt haben sollten. Es ist eine nicht geringe Ehre für ihn. Gesezt, daß ihn der Kaiser nicht

 aus

e 1442.

aus Wohlwollen und eigenem Triebe, zu eigentlicher Belohnung seiner Verdienste, damit begnadiget; gesezt, daß er es gesucht, ja wohl gar gekaufet hätte, so wollte ich ihn darum nicht tadeln. Verfassung, Sitten und Erziehung machen es der menschlichen Natur gemäß, auch durch solche äußerliche Zeichen sich unter seinen Mitbürgern Ansehen zu erwerben zu suchen; und wer so reichlich mit Vermögen gesegnet ist, daß er nicht nur für sich den Adelstand mit Ehre behaupten kann, sondern auch für seine Nachkommen eben dieses vor sich sieht, der ist im geringsten nicht zu verdenken, wenn er dergleichen Vorzüge suchet. Wenn aber Peter von Argon daher Gelegenheit genommen, sich über alle seine Mitbürger, und besonders diejenigen, die ihm am Stande gleich, oder doch die nächsten waren, und an Klugheit, Erfahrung und wesentlichen Verdiensten um ihr Vaterland, bey weitem vorgiengen, hinauszusezen, und ihnen mit Stolz und Verachtung zu begegnen, ja sogar sich seiner obrigkeitlichen und bürgerlichen Pflichten auf ungestümme und nicht patriotische Weise zu entledigen, wer wird ihn darum loben?

Jemehr seine Ehre wuchs, jemehr wuchs auch sein Stolz. Er machte sich zwar noch immer

auch

auch Verdienste; besonders war es löblich, daß er die Pfründstiftung seines Vaters ansehnlich vermehrte. [f] Es gereicht ihm auch zu nicht geringer Ehre, daß er in einer Sache zum Obmann erbethen wurde, worüber sich zwey helvetische Nationen, die Zürcher und Schweizer, entzweyet hatten, so daß sie, durch die von ihnen selbst vorher aufgestellte Schiedrichter, nicht entschieden werden konnte; wo er hingegen zuerst zu Lindau, hernach zu Baden, die Sache genauer untersuchte, und beede streitende Partheyen, die nicht schriftlich, sondern bewaffnet, mit Verbitterung gekämpfet hatten, glücklich vereinigte. Allein alles vermehrte seinen Stolz, und endlich kam es mit ihm zum brechen.

Es ist wohl sehr natürlich, daß nicht alle diejenigen, welche damals den Rath besuchten, und neben dem von Argon gleiche Rechte hatten und haben sollten, mit gleichgültigen Augen es ansahen, daß er fast ganz allein die Stadt regierte, und daß alles, wie er nur wollte, ihm zu Willen seyn mußte. Ein gerechter Eifer, und die Einsicht, daß nicht alle seine Handlungen das gemeine Beste zum Ziel hatten, auch ein billiger Anspruch auf eine republikanische Gleichheit der Rechte,

f 1445.

Rechte, bey den einen und bessern, sowohl als Eifersucht, Neid und Mißgunst bey andern, zogen ihm am Ende Widersprüche zu, die ihm ohnmöglich zu ertragen waren. Anfangs machte ihn eine gewisse eigennützige Handlung verhaßt, worinn er sehr stark zeigte, daß ihm sein eignes Interesse um sehr viel lieber war, als das Beste der Stadt. Der Bischof und Cardinal Peter hatte Münze und Wage in der Stadt, und wollte sie verkaufen. Hätte Argon als ein rechtschaffener Patriot handeln wollen, so wäre es leicht einzusehen gewesen, daß dergleichen Gerechtigkeiten besser in der Gewalt des Staates gewesen wären, als in den Händen eines Privatmannes. Der Eigennutz aber drang vor, er kaufte sie für sich und seine Söhne.[g] Hierüber giengen manchen Gutgesinnten die Augen auf, und sein Credit fieng etwas an zu sinken, nachdem er durch diese Handlung gezeiget, daß er desselben eben nicht so durchaus würdig wäre.

Allein, er machte nun einen besondern Versuch, sich von neuem in Ansehen zu setzen. Ehe man es sich versah, ritt er nach Ulm, und gab von dort aus schriftlich sein Bürgerrecht auf.[h] Die

g 1447. h 1449.

Die Bestürzung darüber war sehr groß. Die Zunftmeister, die ihm gänzlich anhiengen, und die er lenkte wie er wollte, auch vielleicht schon in dieser Sache gewonnen hatte, sahen den Verlust eines solchen Bürgers für zerstöhrlich für das ganze gemeine Wesen an, und schrieen, man müßte alles anwenden, ihn zu erhalten. Sie trieben es so weit, daß sich der Rath demüthigen, und eine Abordnung nach Ulm schicken mußte, die ihm zusprechen sollte, sich auszusöhnen, und wiederum hieher zu kommen. Diese Abgeordneten gaben ihm so gute Worte, und versprachen ihm alles, was er nur verlangte, daß er mit ihnen wiederum zurück ritt. Er konnte es um so leichter thun, da alles nur Verstellung, und die ganze Sache nur von ihm ausgedacht war, um sich in noch größere Gewalt zu schwingen. Nun war die Herrlichkeit sehr groß. Ohngeachtet nicht alle im Rathe seine Freunde waren, so empfieng man ihn doch mit besondern Ehrenbezeigungen, als er das erstemal wiederum in den Rath kam, und alle Rathsherren stunden auf, ihn zu bewillkommen. Man sprach ihm zu, seine Beschwerden vorzubringen, und verhieß ihm, was nur möglich wäre zu thun, um ihnen abzuhelfen. Das war nun was er wollte. Er schrieb Be-

dingungen vor, die zwar zu seinem Vortheile, aber nicht zu der Stadt Besten gereichten, und man gieng sie auch ein, ja, er erhielt sogar eine Urkunde darüber, die mit der Stadt Siegel bekräftiget war, obwohlen hernach viele Rathsherren von dieser Urkunde nicht wissen wollten, und nicht begreifen konnten, wie er dazu gekommen seyn mochte. Nun war es wieder eine Zeitlang gut, und er that und wirkte, was er nur wollte. Manchen, die wie er, mehr auf ihren Vortheil als auf des Vaterlandes, bedacht sind, wird diese Erfindung klug und wohl ausgedacht vorkommen. Allein das Gepräge der Rechtschaffenheit und des Patriotismus hat sie nicht, und daher ist sie auch nicht für lobenswürdig anzusehen. Es that auch nicht lange mehr gut mit ihm; die Zahl derjenigen, die sich ihm nicht unterwerfen wollten, und seinen Stolz nicht ertragen konnten, nahm zu, und je mehr man ihn kennen lernte, je mehr wurde sein Ansehen gemindert. Besonders aber ist es, daß nur häusliche Irrungen den Knoten abgeben mußten, welcher sich durch seinen Sturz entwickelte.

Von Argon hatte ein Paar hübsche reiche Mädgen bey sich, die, wenigstens wegen der leztern Eigenschaft, manche Anbether hatten.

Sie waren nahe Anverwandten von seiner Frauen, welche weder Vater noch Mutter hatten, und hier Kost und Erziehung genossen. Die jüngere von ihnen, machte sich bey einem Tanze oder bey einer andern Gelegenheit, mit einem hübschen Jünglinge, aus dem alten ansehnlichen Geschlechte der Langenmantel bekannt, dessen Vetter, Heinrich Langenmantel, eben damals neben dem von Argon Bürgermeister, und eben nicht in allen Sachen seiner Meinung war. Die jungen Leute wurden einander gut, und verlobten sich heimlich zusammen. Doch der Pflegevater des Frauenzimmers bekam gar bald davon Nachricht, und sah es nicht für gut an, darein zu willigen. Eines theils, war ihm der Jüngling für sie nicht reich genug, denn die beeden Schwestern hatten ein großes Vermögen; sodann war ihm auch der Vetter, sein Amtsgenosse, nicht anständig. Er entschloß sich ganz kurz, und gab das Mädgen einem andern nach Ulm zur Ehe. Der Langenmantel und seine Freunde brachten nun die Sache für das geistliche Gericht. Wie sie ausgegangen, ist mir unbekannt, vermuthlich gewann er sie nicht. Indessen war dieses eine Gelegenheit zu entsetzlichen Verbitterungen. Die Langenmantel schonten den von Argon nicht, und

stießen

ſtieſzen harte Reden gegen ihn aus, und die Uneinigkeit zwiſchen beyden Bürgermeiſtern war auch der gemeinen Sache ſchädlich. Es kam ſo weit, daß ſich von Argon über das Bezeigen der Langenmantel mündlich im Rathe beklagte, und ihnen harte Dinge ſchuld gab. [i] Sein Amtsgenoſſe, der in Anſehung ſeines Vetters der beleidigte Theil war, fuhr auch dagegen auf, und es kam zu einem heftigen Wortwechſel. Er ſchloß ſich damit, daß Argon im Zorne herausfuhr: er wollte nicht mehr Bürger ſeyn, und daß er hernach auch zum zweytenmale ſein Bürgerrecht ſchriftlich aufgab. Auf abermaliges Bitten, ſchlug er neue Bedingungen vor, unter welchen er endlich bleiben wollte. Dabey machte er dem Rathe harte Vorwürfe des Undanks, den nicht nur er, ſondern vorhin ſchon andere rechtſchaffene und verdienſtvolle Männer ausgeſezt geweſen wären, und deren Schickſal er nicht erwarten wollte. Allein damit verdarb er es noch mehr. Er hatte nicht ganz unrecht. Undank war zum öftern in Republiken der Lohn der Verdienſte, ob aber eben er der Mann geweſen, der darüber zu klagen Urſache hatte, das iſt eine andere

i 1450.

dere Frage. Diese Vorwürfe geschahen mündlich in sitzendem Rathe. Ohngeachtet der Empfindlichkeit, womit sie aufgenommen wurden, gab man ihm dennoch gute Worte, und erkannte, daß denjenigen, die er zum Beyspiele angeführt hatte, Unrecht geschehen wäre, er aber gieng voller Entrüstung nach Hause.

Man besorgte nun, er würde ganz gewiß nicht mehr auf dem Rathhause erscheinen, und dadurch zu neuen Verwirrungen Gelegenheit geben, da sein Amtsjahr noch nicht zu Ende war. Allein er kam dennoch, und zwar mit vieler Freundlichkeit. Es kützelte ihn, wie ihm einige Zunftmeister schmeichelten, und ihm von seinem Vorhaben abzustehen zusprachen; Er versprach sogar, nichts dergleichen vorzunehmen, so lange sein Amt währte, und auch hernach keinen Schritt mit Unwillen und ohne des Rathes Vorwissen zu machen. Daher schied man diesesmal mit weit größerer Zufriedenheit von einander, als man anfangs glauben konnte; aber noch an eben diesem Tage ritt er abermalen aus der Stadt, und begab sich wiederum nach Ulm.

Nun hatte er auch die meisten seiner vorigen Freunde und Anhänger verlohren. Indessen mag es wohl ihm selbst auch daran gelegen gewesen seyn, mit der Stadt sich nicht gänzlich abzuwerfen: denn er besaß viele liegende Güter hier, in Ansehung welcher ihm manche Verdrießlichkeiten zugefügt werden konnten. Diese wollte er nicht von sich lassen; aber Bürger wollte er auch nicht seyn. Er war mit unter denjenigen schwäbischen Edelleuten, welche zu Vertheidigung ihrer Freyheiten eine Gesellschaft unter sich errichtet hatten. Diese Gesellschaft nun nahm sich seiner an. Es wurde zu Mindelheim eine Tagsatzung gehalten, die auch der Rath beschickte; man versuchte daselbst einen Vergleich zu treffen, allein der von Argon spannte die Saiten zu hoch, und die gütliche Handlung zerschlug sich. Er ließ indessen noch einen Versuch thun. Bernhard von Rechberg, eins der vornehmsten Glieder, der vorgedachten Gesellschaft, kam hieher, um seinetwegen mit dem Rathe Unterhandlung zu pflegen. Nunmehr aber war auch dieser zu stolz, und gieng von seinen Forderungen nicht herab; Er verlangte vielmehr, daß der von Argon öffentlich das wiederrufen sollte, was er Schmähliches gegen ihn geredet

hatte,

hatte, und daran kam er sehr hart. Doch er würde sich endlich sogar auch dazu bequemet haben. Er war schon von der Gesellschaft ausgetreten, darinn ihn der Rath nicht gerne wissen mochte, und war schon ganz entschlossen, wiederum in die Stadt zu kommen, und sich mit der Stadt völlig auszusöhnen, aber eine Kleinigkeit machte alle Hoffnung dazu zunichte.

Gemeiniglich ist dieses der Lauf der eingewurzelten Verbitterungen. Man betrachtet nicht mehr, was recht oder unrecht, vortheilhaft oder schädlich ist, man folgt blindhin den Rathschlägen wilder Leidenschaften, das Ende mag ausschlagen wie es wolle; und ein einiger Mann von Ansehen und gutem Vortrage, ist alsdann im Stande, den ganzen Rathskörper, wenn er vorher schon einigermaßen dahin geneigt ist, auch zu den nachtheiligsten Entschließungen zu verleiten. Hätte man damals dem von Argon in seinem eigenen Hause abzusteigen bewilliget, und ihn nicht nöthigen wollen, sich in einem Wirthshause aufzuhalten, so wäre die ganze Sache zur Ehre der Stadt geschlichtet gewesen. Allein da man ihn, als einen, welcher das Bürgerrecht aufgegeben,

wiewohl den Verordnungen gemäß, dazu zwingen wollen, so sezte auch er seinen Kopf auf, und kam nicht, sondern, so nahe er auch schon vor der Stadt-Thoren gewesen, gieng er wiederum zurück.

Nun klagte er gegen den Rath bey dem Landgerichte zu Anspach. Der Rath machte sich anfangs sehr wenig daraus. Er schickte zwar auf die geschehene Ladung Abgeordnete dahin, allein mehr um dagegen zu protestiren, als um sich einzulassen. Die Stadt hatte schöne kaiserliche Privilegien gegen alle fremde Gerichte, und hinter diesen glaubte man ganz sicher zu seyn. Man ließ sich also nicht auf seine Klagen ein, aber bey außergerichtlicher Gelegenheit mußte von Argon die bittersten Vorwürfe, in Ansehung seiner gebrochenen Amts- und bürgerlichen Pflichten, vernehmen. Man sprach mit ihm aus einem hohen Tone, und appellirte sogleich an den Kaiser. Dem ohngeachtet betrieb der von Argon seine Sache fort, er machte sehr große Schadenforderungen an die Stadt, und wirkte sogar endlich einen Achtbrief gegen sie aus, worüber sie sich nicht zu erfreuen hatte. Endlich legte sich

der

der Kaiser in das Mittel, und zog die Untersuchung vor sein Hofgericht. Nun wurde vor demselben die Klage ordentlich angebracht, und wegen erlittenen Schadens eine große Forderung eingegeben. Argon aber blieb die Verantwortung darauf nicht schuldig.

In dieser Lage war die Sache, als Argon plözlich, in Wien, wohin er sich, sie zu betreiben, begeben hatte, todt gefunden wurde. [k] Es sind keine Umstände davon bekannt, so viel aber ist richtig, daß damals durchgehends die Rede gegangen, er sey auf ein Urtheil der heimlichen Fehmrichter erwürget worden. Wer ihn aber vor denselben angeklagt, oder aus was für einer Ursache das Todesurtheil an ihm vollzogen worden, ist gänzlich verborgen.

So prächtig und glänzend also sein Anfang gewesen ist, so schlecht war sein Ende. Mit weniger Stolz und Eigensinn, würde er ein ruhigeres und rühmlicheres Leben geführet, und diejenigen sich nicht zu Feinden gemacht haben, die anfangs sich nur gar zu willig von ihm len-

 ken

k 1451.

ken ließen. Bey alle der Feindschaft, war man doch nicht so unbillig, nach seinem Tode ihm eine Begräbniß in seiner Vaterstadt und bey seinen Voraltern zu versagen. Sein Leichnam wurde hieher gebracht, und man begrub ihn in St. Antonskapelle, welche von seinem Vater und ihm war gestiftet worden, und worinn auch jener bereits begraben lag.

Der Rath war wohl gewiß unschuldig an seinem Tode. Man findet nicht die geringste Spur, welche zu einem Verdacht Gelegenheit geben könnte, und die Folge zeigt es, daß er auch nicht den geringsten Nutzen davon hatte. Die Wittwe mit den Söhnen, führten den Proceß an dem kaiserlichen Hofgerichte fort. Der Rath machte sich Hoffnung, ihn für sich glücklich hinauszuführen; allein zu aller Erstaunen gieng es ganz anders. Unter dem Vorwande vernachläßigter Formalitäten, wurde die Appellation abgeschlagen, und diese Sache wiederum an das Landgericht zu Anspach verwiesen, wo sich der Rath keines günstigen Richters zu erfreuen hatte. Es daurte auch dieser Rechts-

handel

handel noch viele Jahre, verursachte beyden Theilen große Kosten, und die Verbitterung währte fort. Endlich wurde er durch einen Vergleich beygeleget, und die Stadt von der Acht wiederum losgesprochen, sie hatte aber dabey keinen Vortheil; sie mußte sich von der Acht loskaufen, und noch dazu denen von Argon für eingeklagte Schaden eine ansehnliche Summe hinausbezahlen. [1]

Die Söhne dieses so angesehenen Mannes, waren Erztaugenichts. Ihre Erziehung war nicht bürgerlich, daher bekamen sie bald vor dem bürgerlichen Leben einen Abscheu, sahen es mit Verachtung an, und wollten nur für Edelleute angesehen werden. Doch, wie es scheint, sezten sie die Würde des Adelstandes in eine gewisse Unbändigkeit und in ein wildes Wesen, das freylich um diese Zeiten, dem nur zu Kriegen und Befehdungen gewöhnten Adel, sehr eigen gewesen seyn mag. Sie und ihre Schwestern, hatten zwar meistens das Glück, sich in alte und reich begüterte Familien aus der Ritterschaft zu

1 1459.

verheyrathen, allein die Brüder waren unruhige Köpfe und schlechte Haushalter, welche der Stadt noch unbeschreiblichen Verdruß verursachten. Sie zerfielen bald selbst untereinander. Anton, der älteste, war noch der ruhigste unter ihnen. Er sezte sich in die Stadt, und nahm das Bürgerrecht wiederum an. Siegmund aber, des Kaisers Taufpathe, und Jacob, traten zu der Parthey Herzog Ludwigs von Baiern, der eben um diese Zeiten, mit dem Kaiser und den Städten in Krieg verwickelt war. Der Kaiser schickte deswegen eine Commission in die Stadt, und ließ ihre Güter sequestriren und verkaufen. Nach geschlossenem Frieden, schwärmten beede Brüder, nicht viel besser als die Straßenräuber, allenthalben herum, und hängten sich an Gesellschafter, die ihnen ähnlich waren, zumal suchten sie wo sie nur konnten, sich an der Stadt zu reiben. Daher kam es, daß Jacob von Argon, mit andern Edelleuten seiner Gesellschaft, in die Reichsacht erkläret wurde. [m] Allein darnach fragte er nichts, vielmehr trieb er erst einige Jahre hernach, die Verwegenheit und Rachbegierde so weit,

m 1466.

weit, daß er, nicht weit von der Stadt, einen sehr angesehenen Bürger, Heinrich Langenmantel, einen Sohn desjenigen, der als Bürgermeister mit dem alten von Argon in Zwistigkeit gefallen war, gefangen nahm, und bis über die böhmische Gebürge mit sich schleppte. [n] Erst nach zehn Jahren, brachte Herzog Georg von Baiern, und die Stadt Nürnberg, eine Aussöhnung zwischen ihm und dem Rathe zuwege. Siegmund war eben so tollkühn. Er schlich sich heimlich in die Stadt, und in das Haus seines Bruders Antons. [o] Dort fieng er ungestüm an zu lärmen, gieng seinem eigenen Bruder zu Leibe, und würde ihn selbst ermordet haben, wenn man nicht zu Hülfe gekommen wäre, und sich des Räubers bemächtigt hätte. Er sollte als ein solcher, und gewaltthätiger Friedensstörer, hingerichtet werden; allein es kamen wichtige Fürbitten für ihn ein, denen man nicht entgehen konnte, und vornehmlich wirkte die Fürbitte seines beleidigten Bruders so viel, daß man ihm das Leben schenkte, und die Freyheit wieder gab. Durch solche Ausschweifungen ge-

n 1473. o 1471.

rieth bald hernach das so reich und mächtig gewesene Geschlecht der von Argon, in die erbärmlichste Dürftigkeit, und erlosch so geschwinde, als es sich in die Höhe geschwungen hatte.

So weit kam es mit Leuten, die insgesammt die besten, angesehensten und glücklichsten hätten seyn können, woferne sie in den Schranken geblieben wären. Ehrgeiz aber und Stolz stürzte ein ganzes Geschlecht zu Boden. Der aus zu großem Reichthum entsprungene Uebermuth, die hieraus folgende Verachtung des angebohrnen Standes, und selbst der in demselben tragenden Würden, die Hinaussetzung über die Mitbürger, die Anmaßung eines übermüthigen Gewalts und Ansehens, machten den Vater unleidentlich, zogen ihm viele Feinde zu, und brachten seine Angelegenheiten in große Verwirrung. Der durch die Erziehung den Söhnen eingeflößte Stolz aber, und die mit ihrem dazu gebildeten Karakter verbundene Wildheit, die, je tiefer ihre Angelegenheiten sanken, zunahm, stürzten sie zulezt, andern zum Beyspiel, in ein gänzliches Verderben.

Burkard Zenk.

Es ist etwas sehr seltenes, die Materialien zu der Lebensbeschreibung eines Mannes zu finden, der von ganz gemeiner bürgerlicher Herkunft ist, und sich weder durch Wissenschaften und Künste, noch durch kriegerischen Muth oder Staatsklugheit, noch durch besondere Glücks- und Unglücksfälle berühmt gemacht, sondern ohne Geräusche, bey bürgerlichem Gewerbe, ehrlich und rechtschaffen durchgelebt hat, aber dabey mehr Hochachtung verdienet, als mancher, der mit dem Rufe seiner Thaten, den halben Erdkreiß anfüllt. Selten findet man von solchen Männern mehr als die Nachricht:

Er lebte, nahm ein Weib, und starb.

Je mehr ich nach solchen Materialien trachtete, um so mehr freuete es mich, da ich sie fand, und zwar von einem Manne selbst beschrieben, den ein jeder, der in unserer Stadtgeschichte nicht unbewandert ist, als einen wackern Chronikschreiber, aber deswegen nichts weniger als Gelehrten, kennet. Es ist Burkard Zenk, oder Zengg, ein Mann von gutem geraden Verstande, zwar in seinem höhern Alter ein Diener der Stadt, aber eben nicht von denjenigen Regimentspersonen,

wel-

welchen die größte Bürde desselben auf den Schultern lag, und daher nicht von dieser, sondern von der Seite seines häuslichen und gewerbigen Lebens wichtig. Was ihm begegnet ist, das hat er selbst aufgezeichnet, und ziemlich weitläuftig beschrieben. Man findet seinen Aufsatz in einigen Abschriften seiner Chronik, jedoch sehr selten, und der Churbaierische Herr Hofrath und Bibliothekar von Oefelin, hat ihn für würdig erachtet, dem, unter seine baierische Geschichtschreiber aufgenommenen Auszug aus der Chronik, beygedrucket zu werden. Ich glaube, eine Umarbeitung desselben, wird nicht unangenehm zu lesen seyn, und zu mancherley nützlichen Anmerkungen Gelegenheit geben.

Der ehrliche Mann, von dem ich schreibe, war nicht in Augsburg, sondern in Memmingen gebohren. [a] Sein Vater war ein Schmidt daselbst, ein gewerbiger Mann, der auch Burkard hieß, und außer diesem, noch zween Söhne und eine Tochter hatte. Seine Mutter starb frühzeitig, der Vater nahm hernach ein junges Weib, die ihn gegen ihre Stiefkinder sehr einnahm. Er schickte den jungen Burkard in die Memmingische

[a] 1396.

gische Schule; kaum aber war er eilf Jahre alt, so verließ er mit einem andern Schüler seine Vaterstadt,[b] und gieng als ein bettelnder Schüler, zu seines Vaters Bruder, welcher im Krainischen eine Pfarre hatte. Dieser that ihn in die Schule in die Reisniz: denn es mag schon damals der Antrag darauf gemacht worden seyn, daß er geistlich werden, und in des Oheims Fußstapfen treten sollte, allein dazu war nie kein rechter Trieb.

Zu der Zeit wußte man noch nichts von hülfreicher Unterstüzung armer doch fähiger Köpfe, durch Schulgelder und Stipendien. Es giengen viele in die Schulen, dergleichen in Klöstern gefunden wurden, in der Hoffnung, im geistlichen Stande ihr Unterkommen zu finden, und lernten lesen, schreiben, schlecht Latein plappern, und was zur Religion, die blos mechanisch gelehret und getrieben wurde, gehöret. Der größte Theil dieser Schüler war arm; es war also nichts anders zu thun, um leben zu können, als zu betteln. Das geschah so häufig, daß der Bürger große Last davon hatte, bis man endlich erst nach der Reformation deswegen Ordnungen machte, daraus die Cantoreyen ihren Ursprung haben.

Ein

b 1408.

Ein solcher bettelnder Schüler war nun auch Zenk, doch that ihm sein Vetter Gutes, so lange er auf dieser Schule war; allein, ohngeachtet ihn dieser auf die Schule nach Wien schicken wollte, so folgte er doch seinem Rath nicht; dieser wurde bös darüber, und ließ ihn ohne alle Hülfe gehen. Nach einer Abwesenheit von sieben Jahren bettelte er sich also nach Memmingen zurück, glaubte, er wäre nun gelehrt genug, und wollte den Junker spielen. Indessen hatten sich die Umstände der Familie sehr geändert. Man sah seine Zurückkunft gar nicht gerne; sein Vater war in Dürftigkeit gerathen, er hatte also wenig Vermögen zu erwarten. Nun ergriff er also den Entschluß, in einer Art von Verzweiflung, wiederum zu seinem Vetter zurück zu laufen; allein, als er hineinkam, war dieser todt, und die ganze Reise war vergebens. Er sezt hinzu: „Mir ge„schah recht. Wär ich blieben."

Er kam also wieder nach Memmingen, und führte vermöglicher Leute Kinder in die Schule. Nun bekam er Lust zu heyrathen. Er sah ein Mädgen, das ihm wohl gefiel; weil aber bey dem Schülerstand kein Brod war, so entschloß er sich anfangs ein Weber, hernach ein Kirschner

zu werden. Allein sein Rücken konnte das Bücken nicht ertragen, er wurde es gar bald müde, und entschloß sich um so lieber, wiederum zur Schule zu gehen, als es auch seine Freunde lieber sahen, die es gar zu gerne wünschten, daß er den geistlichen Stand ergreifen möchte.

Er nahm also von neuem sein Buch unter dem Arm, und wurde Schüler. Mit einem elenden Zehrpfennige, den ihm seine Schwester schenkte, gieng er nach Biberach; dort nahm ihn ein vermöglicher Schuster aus Barmherzigkeit ins Haus, die Kost aber mußte er erbetteln; Allein das stund ihm nun auch nicht mehr an. Er hoffte, es sollte ihm besser auf der Schule zu Ehingen gehen; dort aber fand er, daß alle Schüler durchaus bettelten, er gewöhnte sich also auch daran, und bettelte mit. Ein anderer Schüler beredete ihn, nach einem halben Jahre sich auf die Schule nach Balingen zu wenden. Er gieng mit ihm, wurde aber von diesem bald hülflos daselbst verlassen, doch nahmen sich Bürger seiner an. Von dort bettelte er sich auf die Schule nach Ulm, und endlich wiederum nach Memmingen zurück. [c]

---

c 1415.

Nun dachten seine Freunde, wäre er gelehrt genug, wenigstens lange genug in die Schule gegangen, um den geistlichen Stand antretten zu können. Er ließ sich auch von ihnen bereden, und gieng nach Augsburg, um dort Acolythus zu werden, und sich weihen zu lassen, allein es gieng anders. Die Welt und das gewerbige Leben, zu dem sich sein Herz mehr neigte, zogen ihn an sich, er wollte lieber handeln. Er sah in Augsburg so viele, die damit beschäfftigt waren, und ihr Glück machten, und das war vermuthlich der erste Reiz zu seiner Veränderung. Er kam zu einem Kramer, der damals ein großes Gewerb trieb, in Dienste, und verließ die Schule gänzlich. Noch dazu hatte er bald hernach ein Unglück. Er ritt einen Knaben nieder, und besorgte die Rache von des Knaben Freunden. Er entwich also nach Nürnberg.

Daselbst blieb er drey Jahre bey einem reichen Manne, der mit Eisen handelte. Hernach kam er nach Bamberg, zu einem Gelehrten und Procurator der geistlichen Rechte, als Schreiber, sodann nach Würzburg, bis er sich wiederum nach Augsburg zurück wagte. [d]

Nun

[d] 1419.

Nun trat er bey einem reichen Manne, Jos Kramer, aus der Weberzunft, in Dienste, welcher sehr starke Handlung nach Venedig trieb. Dort hatte er es gut. Sein Herr hielt viel auf ihn, und that ihm sehr viel Gutes. Allein, die guten Tage verleiteten Zenken zu einem Streiche, der immer unbesonnen war, wenn er am Ende schon ziemlich gut ausschlug. Er verliebte sich in ein armes hübsches Mädgen, das im Hause diente, und flux war sie, jedoch in allen Ehren, seine Frau, ohne daß er seinem Herrn etwas davon sagte. Sein Herr erzürnte sich darüber, und verstieß beyde aus dem Dienste. [e]

Nun waren sie übel daran. Er hatte nichts, und was ihm sein Weibchen zugebracht, bestund in einem Bette, einer Kuh, und etwas Hausrath; er wußte sich nicht zu rathen noch zu helfen: aber das Weibgen war brav. Sie sprach zu ihm: „Mein Burkard, gehab dich wohl, „und verzag nit, laß uns einander helfen, wir „wollen wohl auskommen. Ich will an dem „Rad spinnen, und will alle Wochen wohl 4 „Schilling Woll verspinnen, das ist 30 Pfennig." Da er nun sah, daß die Frau so getrost war, da bekam auch er Muth, und dachte: und ich kann

 schrei-

e 1420.

schreiben. Er bewarb sich also um Arbeit, und gieng zu einem Geistlichen im Dom, der sein Landsmann von Memmingen, und als Schulmeister daselbst, vormals auch sein Lehrer gewesen war. Dieser war froh, daß sich ihm ein Schreiber anboth, der es um geringes Geld war: denn damals waren sie noch sehr selten. Er gab ihm das Compendium St. Thomæ abzuschreiben, und einen Gulden voraus, damit er Papier kaufen konnte. Er schrieb fleißig, die Arbeit fand Beyfall, und deswegen bezahlte er ihm für 6 Bogen von großem Papier 4 Groschen. Nun war keine Seele glücklicher als Zenk und sein Weibgen. Er schrieb, und sie spann, und sie saßen oft bis in die späteste Nacht so vergnügt beysammen, als ob sie die reichsten Leute wären. Sie errangen auch wirklich so viel durch ihren Fleiß und ihre Sparsamkeit, daß sie damit nicht nur auskamen, sondern sogar zurück legen konnte. Allein zu ihrem Glücke, waren auch eben damals ganz besonders wohlfeile Zeiten, die zu besserm Auskommen sehr viel beytrugen, und die Arbeit wurde verhältnißmäßig sehr wohl bezahlet.

Da sein voriger Herr, Jos Kramer, seinen Fleiß sahe, nahm er ihn nun wieder in seine

Dienste, und gebrauchte ihn zu vielerley Geschäfften, nicht nur für sich, sondern auch in der Stadt Namen, wo jener als Baumeister, eine der wichtigsten Personen am Regimente war. Er schickte Zenken in Handlungssachen vielmals nach Venedig, und von dort bis nach Candia und Rhodis, und während der Zeit, daß er in diesen Diensten stund, gebrauchte man ihn, bey dem Zug der Reichsstädte auf Zollern zum Einnehmer und Ausgeber bey dem Fußvolk, schickte ihn, bey einer Abordnung nach Ungarn, an Kaiser Siegmund, bey dem er wichtige Angelegenheiten sogar alleine ausmachte, und in den Nenningerischen Händeln auch nach Rom. [f] Hierauf war er wieder seines Herrn Diener, und trieb Kaufmannschaft für ihn, und zugleich für sich selber, so daß er sich ein ganz hübsches Vermögen erhandelte.

Allein, da er glaubte reich zu seyn, wurde er des beständigen Reitens und Reisens müde, und suchte sich ein ruhigeres Leben zu schaffen. Er verließ also diesen Dienst, und nahm den Antrag des Peters von Argon an, der damals

f 1431.

noch Egen hieß, sein Wagmeister zu werden. Dieser gab ihm jährlich 53 Gulden Lohn: doch bedung sich Burkard dabey aus, daß er jährlich wenigstens zweymal nach Venedig reiten, und seiner Handlung pflegen dürfte. Er galt sehr viel bey diesem stolzen Manne. Argon unterstützte ihn mit Gelde, so oft er es nöthig hatte, und er blieb sieben Jahre in seinem Dienste. g

Zenk konnte nicht müßig seyn, auch nachdem er um diesen Dienst gekommen war. Er ritt also nun, arbeitete und handelte wie zuvor; nach dreyen Jahren aber, h trat er zu Hanns Meiting in die Handlung als Diener, und zugleich als Gesellschafter, auf drey Jahre. Dieser gab ihm jährlich 60 Gulden Lohn, und nahm 200 Gulden in die Handlung. Sie gewannen damals 23 per Cento. „Mir genügt wohl,“ schreibt er, „Gott sey gedankt.

Indessen war seine erste Hausfrau gestorben. Er schreibt mit Wenigem sehr viel zu ihrem Lobe. „Wir brachten nit viel Guts zusammen, „doch brachten wir Eer und Frumkeit zusammen, „und

g 1438. h 1441.

„und Glück und Heil.“ Und hernach: „Also „hab ich mein liebe Hausfraw gehabt 20 Jar, „von rechter Freundschafft, und haben tugen„lich und freundlich miteinander gelebt, und „Eer und Gut gewonen. Gott der allmechtig „mieß ihr Seel pflegen immer und ewiclich.“ Man fühlt sich recht von Liebe und Hochachtung, für diese rechtschaffenen Leute durchdrungen, wenn man diese Worte lieset.

Er war auch in der zweyten Ehe nicht unglücklich, obwohl sie mit besondern Umständen begleitet war. Die Frau war eine Wittwe eines bairischen Edelmanns, Dorothea Kulnbeckin, aus dem adelichen bairischen Geschlechte der Adelshauser von Weikertshofen, und lebte damals, aber in großer Dürftigkeit, bey ihrem Bruder, welcher Pfleger in Möhringen war, von dessen Frau sie viel Verfolgung ausstehen mußte. Indessen stund sie in sehr gutem Rufe, wegen ihrer guten Sitten, ihres Wandels und guten Aussehens. Zenk hörte auch von ihr, hatte großes Mitleiden, und schickte zu ihr nach Möhringen. Die arme Frau, die in ihrer Lage wenig auf ihren Adel stolz seyn konnte,

kam zu Fuße herab nach Augsburg: sie sah die Gelegenheit mit größter Dankbarkeit als eine Wohlthat der Vorsehung an, und gab ihm mit Freuden ihre Hand. Sie war fromm, tugendhaft, häuslich, spann sehr fleißig, und schickte sich so wohl in den bürgerlichen Mittelstand, daß es ihren Mann niemals gereuete, diesen Schritt gethan zu haben, der vielen andern nicht so gut gelungen ist.

Zenk ist zu bedauren, daß auch diese Ehe bald getrennet wurde.[i] Um so mehr, da er hernach auf eine Thorheit verfiel, die einem Manne, den man bisher als rechtschaffen und tugendhaft gekannt hatte, nicht zu verzeihen ist. Er blieb fünfthalb Jahre Wittwer, er hielt sich aber eine Beyschläferinn, und diese stahl ihm einen hübschen Theil seines Vermögens. Die verderbten Sitten damaliger Zeiten, müssen einigermaßen zu seiner Entschuldigung dienen: denn dergleichen Haushaltungen

---

i 1449.

gen waren gewöhnlich, zumal bey Männern, die wegen abgelegtem Gelübde der Keuschheit, nicht heyrathen konnten.

Er kam endlich bald wieder zu Verstande, und schaffte sie von sich. Allein sie belangte ihn bey dem Chorgericht, daß er ihr die Ehe versprochen hätte: doch dieses sprach ihn los; und nachdem er von ihr völlig frey worden, schritt er zu einer dritten ordentlichen Ehe,[k] bey der ihm ein etwas besseres Vermögen, als bey beyden erstern, zu Theil wurde. Allein auch diese Ehe, von welcher er weder Gutes noch Böses meldet, war von keiner langen Dauer.[l] Damals war Zenk ein Mann bey der Stadt, nämlich Kornmeister, das heißt, er nahm das Kornungeld ein, und hatte davon jährlich 43 Gulden: doch daurte es nur drey Jahre. Hernach[m] kam er auf den Salzstadel, wo er einige Jahre,

 und

k 1453. l 1453.
m 1456.

und vielleicht bis an das Ende seines Lebens, geblieben ist.

Nach dem Tode seiner dritten Frauen, n nahm er die vierte, die er nicht einmal nennet: denn er fand in dieser Ehe den Hausfrieden und das Vergnügen nicht, womit er zumal in beyden ersten beglückt worden war. Er sagt, er habe in sechs Jahren mehr Mühe und Arbeit gehabt, als je vorher von seiner Jugend an, besonders mit seinem zornigen und trotzigen Weibe, die ihn unaufhörlich gepeiniget. Am Ende ließ er sie thun, was sie wollte, und ergab sich, seinen Kindern zum Besten, in sein klägliches Schicksal. Ueber dem mag er auch mit seinen Kindern aus der ersten und dritten Ehe, manche Sorge gehabt haben. Sein Sohn, Wilhelm, war neun Jahre lang verschollen. Er wanderte in Italien herum, und der Vater glaubte, er wäre todt. Auf einmal kam er zum Vorschein. Er wollte nach Augsburg zurückkehren, unterwegs

n 1460.

wegs aber hieng er sich an einen Edelmann, Gradner, welcher damals mit dem Bischofe von Trident in Fehde war, und von diesem in dem Schlosse Pisin belagert wurde. Nach Eroberung des Schlosses, brachte man auch den jungen Zenk, gefangen nach Trident, und sperrte ihn 5 Monathe lang auf einen Thurn. Dort wurde dem Bischof verrathen, daß er einen reichen Vater in Augsburg hätte, er hoffte also von diesem ein schönes Lösegeld. Er ließ ihn also hart halten, ja sogar drohen, ihn tödten zu lassen, wofern ihn sein Vater nicht mit 1000 Gulden lösen ließ. Man that dieses dem Vater kund. Er wollte sich gerne seines Sohnes annehmen, allein, ohngeachtet er eine ansehnliche Summe geben wollte, und mächtige Fürsprecher hatte, so nahm man es doch nicht an; er aber sezte seinen Kopf auf, und wollte lieber seinen Sohn in der Gefangenschaft lassen, als sich arm machen. Allein sechs Wochen hernach, wurde er los, und es kostete nicht mehr als funfzig Gulden.

Mit

Mit dieser Begebenheit, und den Klagen über seine vierte Ehe, endiget sich Zenkens Lebensbeschreibung. Weder von ihm, noch von seinen Kindern, wird sonst etwas gefunden; daher ist auch die Zeit seines Todes ganz unbekannt. ° Er hat seine Verdienste, als ein gewerbiger Bürger, der ein rechtschaffener Mann war, wenn ihm schon auch einige Thorheiten zur Last geleget werden können, die er als sündlich und thöricht mit vieler Freymüthigkeit erzehlet. Allein er hat noch andere Verdienste. Er schrieb eine Chronik von unserer Stadt. Der Anfang derselben ist aus ältern zusammengetragen, und so wie alle übrigen von diesen Zeiten, voller Fabeln. Um so besser aber ist sie in denjenigen Zeiten, die Zenk selbst erlebet hat, und wo er von den Begebenheiten Augenzeuge gewesen ist. Auch darinn sieht man den rechtschaffenen, fleißigen und nachdenkenden Mann. Er schreibt nicht nur freymüthig, sondern auch mit einer warmen Liebe für die Stadt, in welcher er lebte, und sein Glück gemacht hatte.

Er

° vermuthlich starb er 1468.

Er nimmt mitleidig Antheil an deren widrigen Schicksalen, und freuet sich herzlich bey bessern. Daher kommen seine Gebethe, fromme Wünsche und Danksagungen, daher auch die treuherzige Ermahnung, die er seinen Mitbürger ertheilet, nachdem er vorher die Eroberung der Stadt Mainz im Jahre 1462. erzehlet, wo er schreibt: „O ihr Burger von Augsburg, gedenken was ir zu schaffen haben, fürsehen „euch weislich, ihr hand unzweiffel vil vntrew „leut in eur statt, auch vil vntreuen nachparn, „die euch nit hold seind, vnd mochten sie euch „in den tod geben, sy thetten es gern, versorgt euer port mit fromen leuten vnd eur „statt. Es ist guett, vnd seind nit widerwer„tig vnd zwitrechtig gegeneinander, vnd ge„stand einander bey in rechter bruderlicher lieb, „vnd wer unter euch widerwertig vnd unge„horsam sey, den straffet vnd machet in euch „gehorsam, so mögt ir schon dester bas gene„sen, Gott behuets.“

Der=

Dergleichen Stellen, sind noch manche in dieser Chronik. Sie geht bis auf das Jahr 1468. und wurde nachgehends von einem andern gemeinen Bürger, Abraham Schies, bis auf das Jahr 1588. fortgesetzet. Dieser war willens, sie drucken zu lassen; allein zu der Zeit sahe man die Bekanntmachung der Stadtgeschichte als eine Verrätherey der Staatsgeheimnisse an, und erlaubte es nicht; sondern er mußte die Handschrift in die Stadtkanzley liefern, wie sie denn noch in dem Stadtarchiv verwahret wird. Indessen müssen vorher schon manche Abschriften genommen worden seyn, weil sich dieselbe sowohl in als außer der Stadt in manchen Häusern befindet.

Ulrich Schwarz.

Nachdem ich lange bey mir überleget habe, ob es auch von einigem Nutzen seyn könnte, das Leben eines Bösewichts zu beschreiben, der seinem Vaterlande zur Schmach, seinen Mitbürgern aber zum Schaden und Abscheu gelebet; so habe ich doch eben in dem schändlichen Bilde, so viel Lehrreiches gefunden, daß ich mich nicht enthalten kann, es gleichsam zum Contraste neben Männer zu stellen, die sich durch Tugend, Klugheit und Rechtschaffenheit, eben so rühmlich, als Ulrich Schwarz, den ich jezt vorstelle, durch Laster, Arglist und Bosheit hervorgethan haben. Ich gebe zu, daß unsere Vorfahren bey seinem Falle, ihm noch mehr zur Last geleget haben, als man ihm mit Grunde erweisen konnte; indessen stimmen alle sowohl Zeitverwandte, als späte Chronikschreiber in dem meisten mit den Acten überein, und schon dasjenige, was unwidersprechlich ist, wird hinreichend erfunden werden, ihn von seiner häßlichen Seite kennen zu lernen.

Dieser berüchtigte Mann, war der Sohn eines gemeinen Zimmermanns. Er wurde als ein Knabe zu gleichem Handwerk angehalten,

und trieb es auch selbst, da er schon erwachsen war, und sich verheyrathet hatte. Ich glaube wirklich, daß er von Natur vorzügliche Gaben des Verstandes gehabt, und bin überzeugt, daß, wenn er in andern Umständen wäre gebohren und erzogen worden, ein großer Mann aus ihm hätte werden können. So aber machte eine niedrige Erziehung, auch seine Gesinnungen niedrig, und bey übel geordneter Ehrsucht und garstigem Eigennutz, war ihm kein Mittel zu schändlich, seine Begierden zu befriedigen.

Schwarz mag anfangs durch Verstand und Fleiß bey seinem Handwerke sich etwas erworben, und durch seine Gabe zu reden, so wie durch guten äußerlichen Anstand, sich zu einigem Ansehen unter seiner Zunft gebracht haben. Seine Zunftgenossen erwählten ihn zum Zwölfer,[a] dadurch kam er in den großen Rath. Er wurde aber, nachdem er sich eines Ehebruchs schuldig gemacht hatte, daraus wiederum verstoßen. Indessen sezte er sich durch seinen Verstand, bey seinen und andern Zunftgenossen in Ansehen. Ohne Zweifel beurtheilte er gerne Staatsangelegenheiten, wie es in freyen Staaten, zumal unter democra- tischen

a 1452.

tischen Regierungen, wie damals die hiesige war, gerne zu geschehen pfleget, und das auch mit Einsicht und Freymüthigkeit. Man sah ihn daher für einen Mann an, der gute Dienste thun könnte. Er wurde also des vorigen Fleckens ungeachtet, Zunftmeister,[b] und kam hernach in den Rath. Damals[c] war die Stadt einigermaßen mit Schulden beladen. Schwarz drang auf deren Abstellung; er verlangte die Einsicht der Bücher, und beurtheilte die Sache mit einem Verstande, den man von einem gemeinen Zimmermanne kaum vermuthen sollte. Das war die Ursache, daß man ihn in ein Amt sezte, durch welches dazumal hauptsächlich das Vermögen des gemeinen Wesens, nebst dessen Einnahme und Ausgaben, besorget wurden, nämlich in das Bauamt. Dort machte er Anschläge, zu Verbesserung der Einkünfte, die um so weniger zu verwerfen waren, als sie die Bürgerschaft nicht beschwerten. Man nahm sie an, und behielt sie auch nach seinem Falle bey, zum Beweise, daß sie keineswegs schwer waren, oder zum Verderben gereichten.

Dadurch vermehrte sich die gute Meynung, die man von ihm hatte, aber gewiß auch sein

b 1459. c 1462.

Stolz. Er fieng schon damals an Gewalt zu brauchen, und sich furchtbar zu machen. Er mißbrauchte sein Ansehen, darinn er stund, und bediente sich allerley Kunstgriffe, auch reiche und angesehene Bürger zu beschätzen. Ich schäme mich fast, einen dergleichen von einem Manne zu erzehlen, der hernach zu den höchsten Würden erhoben worden, und solchen an einem andern begangen, der bereits darinn gestanden. Andreas Frickinger war damals sogenannter alter Bürgermeister von der Zunft der Kaufleute. Er hatte in Geschäfften mit Schwarzen, welcher sein Nachbar war, zu sprechen, und gieng deswegen zu ihm. Da dieser nicht zu Hause war, unterhielt er sich indessen mit seinem Weibe, die von eben dem Schlage wie ihr Mann gewesen seyn mag, und hatte mit ihr allerley Scherz. Der Mann kam dazu; und da er Frickingern so aufgeräumt fand, dachte er auf eine Falle. Er beredete sein Weib, ihn auf eine andere Zeit wiederum zu sich kommen zu lassen; sie gieng es auch ein. Als sie beysammen waren, und ziemlich verträulich seyn mochten, fiel Schwarz mit bloßem Schwerte in das Zimmer, und beschäzte den Bürgermeister, der schon so alt war, daß ich kaum denken kann, daß es ihm Ernst gewesen, um 200 Gulden.

Allein das war noch nicht genug. Frickinger sollte hernach wiederum wirklich amtirender Bürgermeister werden. Schwarz aber drang ihn davon, und wurde von seinem Anhange selbst dazu erwählet.[d] Er klagte Frickingern, wegen übel geführten Rechnungen an, daß diesem so bange wurde, daß er in St. Ulrichs Freyung flüchtete, wo er nach einiger Zeit starb.

Nach damaliger Zünftischer Verfassung blieb keiner länger bey der Bürgermeisterwürde als ein Jahr. War seine Amtierung gut, oder wußte er sonst sich beliebt zu machen, so wurde er nach zwey Jahren wieder gewählet. Allezeit war einer von den alten Geschlechtern, der andere von den Zünften. Unter den Zünften der Kaufleute, der Kramer und andern, waren immer Männer von guter Einsicht, guter Geburt und Erziehung, diese hatten die Geschlechter gerne neben sich; um so weniger aber war es ihnen angenehm, wenn sie ihr Ansehen mit Geringern theilen mußten. Es mag seyn, daß der damalige Bürgermeister Bartholme Welser, ein Mann von großem Verstande, Vermögen und Ansehen, auch Schwarzen nie gern neben sich gesehen, und wenigstens Vor-

 züge

d 1469.

züge vor ihm zu behaupten gesuchet, und daß dieses zu seinem unbändigen Hasse, nicht nur gegen die Geschlechter, sondern überhaupt gegen alle angesehene, reiche, und zugleich rechtschaffene Männer Gelegenheit gegeben hat; gewiß ist es, daß er so weit gegangen, als es nur immer möglich ist; gewiß aber auch, daß man sich ihm auf das nachdrücklichste, jedoch auf die erlaubteste und rechtmäßigste Weise, widersetzet. Indessen war er der arglistigste Schleicher, den man nur finden konnte. Er wußte sich unter den Zunftmeistern einen Anhang zu machen, der blos nach seinen Winken nikte. Er leitete die Wahlen nach seinem Sinn, und der damalige Stadtschreiber Fludeisen, wußte die Stimmen so geschickt zu sammeln, daß sie jederzeit nach Wunsch ausfielen. Durch solche Kunstgriffe drang er in allen Dingen hindurch, zumal da er es auch dahin brachte, daß der Rath, um 18 Glieder aus den Zünften vermehrt, und die Zahl der Geschlechter darinn von 15 auf 12 gesezt wurde. Nach einem Jahre mußte er von dem Amte abtreten, und an seine Stelle kam Hanns Vittel, aus der Zunft der Kramer, ein sehr angesehener, rechtschaffener und kluger Mann, welcher des vorgenannten Frickingers Tochter zur Ehe hatte, und auch schon

wegen

wegen dieser Verwandtschaft Schwarzen nicht allzugeneigt seyn konnte; so wie dieser natürlicher Weise nicht anders, als mißtrauisch gegen ihn seyn mußte.

Dieser Vittel und Welser waren Schwarzen Dornen in den Augen, die er sich aus dem Wege zu schaffen suchte; denn sie hinderten ihn öfters an seinen Absichten. Er brachte es also dahin, daß Vittel zu Verschickungen gebraucht wurde, mithin das Bürgermeisteramt nicht versehen konnte: hingegen richtete er es, daß er nicht nur noch zweymal in der Abwechslung [e] mit andern, sondern endlich viermal nacheinander [f] zum Bürgermeisteramte, ohne Beobachtung der bisher gewöhnlichen Abwechslung, erwählet wurde. Der Scheingrund, den er seinen Anhängern vorspiegelte, war: daß diejenigen Bürgermeister, die aus der Zunft der Kaufleute und Kramer erwählet würden, es mit den Geschlechtern hielten; und wenn er schon in dem Jahre seines Amtes gute Verordnungen angäbe, nicht darauf hielten, sondern sie ihm zum Schimpfe vernichteten. Daher glaubte er, wäre es besser, wenn er beständig bey dem Amte bliebe; sie aber hatten dabey ihre Vortheile, ihm Beyfall zu geben. Wel-

 sern

e 1471. 1475. f 1475 - 1478.

sern konnte er nicht ganz verdrängen. Allein, er wußte es dennoch zu richten, daß allemal das andere Jahr, ein Mann aus Geschlechtern zum Bürgermeisteramte erwählet wurde, welcher so schwach war, daß Schwarz ganz und gar thun konnte, was er wollte, indem Jos Onsorg zu den schlimmsten Anschlägen aus gutem Herzen Ja sagte, oder wenigstens weder Verstand noch Herz genug hatte, sich zu widersetzen.

Indessen hatte sein Haß nicht nur gegen die Geschlechter, sondern überhaupt gegen rechtschaffene Bürger, keine Gränzen: doch verfolgte er die erstern um so mehr, als er an einigen, und vornehmlich an dem vorgenannten Bartholome Welser, Gegner hatte, die mit Einsichten und Rechtschaffenheit begabet waren, und noch dazu am kaiserlichen Hofe in Ansehen stunden. Nicht genug, daß er ihre Anzahl im Rathe verminderte, er suchte sie auch in Kleinigkeiten, die sie doch verdrießen mußten, zu necken. Daher öffnete er das Tanzhaus, dessen sie sich bisher, zu ihren Tänzen und Kurzweilen allein bedienet hatten, für die ganze Bürgerschaft, und veranlaßte sie dadurch, andere Gelegenheiten zu suchen, weil sie sich nicht gerne mit dem gemeinen, oft ungesit-

teten Handwerksmanne, vermischen wollten; da sie wohl bemerkten, daß dergleichen allzuvermischter Umgang, auch zu Verderbniß der Sitten ihrer Jugend Anlaß geben, und ihrer Ehrbarkeit, darauf sie stolz waren, zum Nachtheile gereichen könnte.

Man beschuldiget ihn, er habe den vornehmsten Rathsherrn von Geschlechtern nach dem Leben getrachtet, Meuchelmörder auf sie bestellt, und sie hinterlistiger Weise aus dem Wege zu räumen gesucht, welches er auch bey der peinlichen Frage eingestanden hat. Er habe in seinem Garten, über ein durchfließendes Wasser, eine Brücke bauen lassen, die so zugerichtet gewesen, daß sie, wenn er es gut fände, einfallen sollte. Auf diese Brücke hätte er seine Feinde führen, und sie, wie wenn es von ohngefähr geschehen wäre, ersäufen wollen. Ferner, er habe einen Anschlag gemacht, mit Hülfe seiner Anhänger und des gemeinsten Pöbels, die Höfe der Domherren und der reichsten Geschlechter und Kaufleute anzufallen und auszuplündern. Ich bin entfernt, diese beyden leztern Beschuldigungen für wahr zu halten. Ich glaube vielmehr, wie es bey Verbitterungen zu gehen pflegt, daß man ihm, nachdem er sich so mancher Laster schuldig

und verdächtig gemacht, auch alles, wenn es auch das schlimmste gewesen wäre, aufgebürdet. Jedoch so viel ist gewiß, daß verschiedene angesehene Männer und Familien, um seiner Rachgierde und Grausamkeit zu entgehen, sich lieber anderswohin gesetzet, und ihr hiesiges Bürgerrecht aufgegeben haben, dergleichen vornehmlich die Honolde thaten, welche damals sehr reiche Leute, aus der Zunft der Kaufleute waren, hernach aber, nachdem sie wieder zurückgekommen, Geschlechter wurden.

Unter der Zeit, heyrathete er eine reiche Wittfrau, mit welcher er, da sein erstes Weib, so wie ihr erster Mann, noch lebten, bereits einen schandbaren Wandel geführet hatte. Ihren Mann hatte er durch Gift auf die Seite geräumet; ein Verbrechen, das er in seiner Gefangenschaft selbst bekennet hat. Sie war seiner vollkommen werth, eben so stolz, so geizig, so wohllüstig. Er und sie, trozten und erbitterten die Edlere und Reichen, durch ihre Pracht, und maßten sich auch in Kleidung und anderm Aufwand diejenigen Vorzüge an, welche jene allein sich zueignen wollten. Die Frau Bürgermeisterinn trieb es so weit, daß, als sie einsmals eine ehrbare Frau, in einem kostbaren Pelzmantel, wel-

chen derselben ihr Eheherr aus den Niederlanden mitgebracht, in der Kirche sah, es durch Drohungen dahin brachte, daß der Mann den Mantel, seiner guten Frau wieder abnahm, und solchen der Frau Bürgermeisterinn verehrte, um der Rache ihres Mannes zu entgehen. Sie war auch sehr geschickt darinn, Geschenke anzunehmen; und wo der Herr glaubte, seine Ehre allzusehr herabzusetzen, war die Frau, zu Beruhigung des Gewissens, bey der Hecke.

Jedoch Schwarz machte selbst daraus sich selten ein Bedenken. Er trieb es so arg, daß man unter der ganzen Bürgerschaft laut davon sprach, und das Gerücht sich bis an den kaiserlichen Hof erstreckte. Er schämte sich auch nicht, Geld aufzunehmen, und es hernach wiederum abzuläugnen; und da er auf sehr arglistige Weise streitende Partheyen zu vergleichen wußte, so trug ihm auch dieses ein Ansehnliches ein, nur dauerte der Vergleich sehr selten lange. Eben so schändlich waren die Mittel, deren er zu Sättigung seines Stolzes sich bediente. Er drang seine Kreaturen allen Aemtern und Geschäfften auf, und hielt sich heimliche Kundschafter, die ihm alles, was vorgieng und geredet wurde, hinterbrachten. Zumal

mal suchte er seine Tochtermänner wohl unterzubringen. Er machte nach Fudeisen einen zum Rathschreiber, und gieng damit um, den alten wohlverdienten Stadtvogt, Georg Ott, um seine Stelle zu bringen, damit er solche auf gleiche Weise besetzen könnte; allein dieses gelang ihm nicht. Ueber dieses verstund er besonders sehr christlich und sittlich ausgedachte Kunstgriffe, sich an denen, die ihn beleidiget hatten, zu rächen. Er steckte sich hinter die Frauen, hezte sie gegen die Männer auf, und machte diesen dadurch ein saures Leben. Jedoch gelang ihm es nicht bey allen, vielmehr wurde er von einigen, die seine Arglist einsahen, sehr übel heimgeschickt. So machte er sich zwar furchtbar, aber auch verhaßt. Ueber dieses hatte seine Habsucht nicht genug an den Geschenken und Bestechungen, die er und sein Weib annahmen, er bestahl auch wirklich das Einkommen der Stadt und der Stiftungen, zumal des Hospitals, das er verwaltete. Obwohlen alle, welche Dienste bey der Stadt suchten, ihm ansehnliche Summen bringen mußten, die, seinem Vorgeben nach, den Armen im Hospital zukamen, so gieng doch alles in seinen Sack. Hingegen verlangte er, wegen seiner großen eingebildeten und vorgegebenen Verdienste, von bür-

gerlichen Abgaben, besonders von der Steuer, die er ohnehin nichts wenigers, als gewissenhaft entrichtete, frey zu seyn, und die Gutdenkenden hatten genug zu thun, um zu hindern, daß er nicht durch seinen Anhang durchdrang, diese Freyheit zu erlangen.

Er trug sogar kein Bedenken, sich, wenn es ihm Nutzen brachte, mit Dieben und Räubern einzulassen; und da er die Stadtthore in seiner Gewalt hatte, indem er die Schlüssel dazu in Geheim nachmachen lassen, so war zu allerley Streichen Gelegenheit da. Eine Geschichte ist merkwürdig, und zeiget die Häßlichkeit seines Karakters in ganzer Blöße. Einige hiesige aus der Mezgerzunft, hatten im niederländischen Kriege gedienet. Sie waren dabey, so wie man damals Krieg zu führen pflegte, des Raubens und Plünderns gewohnt worden, und wollten es auch hier forttreiben, ohngeachtet alles im Frieden lebte. Nun hatten sie ausgekundschaftet, daß nürnbergische Kaufleute, Güter von Seiden und dergleichen unterwegs hätten, und bekamen Lust dazu, sich ihrer zu bemächtigen. Sie giengen also zu ihrem Zunftmeister, Georg Kurz, einem treuen Anhänger der Schwarzischen Rotte, und bathen

gegen

gegen Versprechung eines ansehnlichen Antheils an der Beute, für ihn und den Bürgermeister Schwarz, um Erlaubniß. Kurz und Schwarz fanden gar kein Bedenken. Sie ritten aus, trafen die Güter an, theilten den Raub im Walde, brachten ihn heimlich in die Stadt, und hielten dem Bürgermeister und Zunftmeister ihr Wort, als ehrliche Leute. Allein, die That wurde zu Nürnberg ruchbar. Man schickte Abgeordnete hieher, welche Klage führen sollten. Die Thäter wurden ergriffen und fest gesetzet. Diese bekannten, daß die That mit Vorwissen ihres Zunftmeisters geschehen sey, und wollten sich damit entschuldigen. Nun klagten die Abgeordneten auch gegen diesen, und leiteten es bey dem Bürgermeister Welser dahin ein, daß auch Kurz eingezogen wurde. Man bemächtigte sich seiner, da er eben neben Schwarzen, der gerne zechte, auf der Mezger Zunfthause beym Trunke saß. Schwarz erschrack nicht wenig darüber, zumal aber, daß sich Welser ohne sein Vorwissen, dergleichen Befehle auszustellen, anmaßte. Allein es half nichts. Vertheidigen konnte er ihn auf keine Weise; er mußte es nur dahin bringen, ihn nicht auch zu verrathen. Zu dem Ende stahl er sich heimlich ins Gefängniß, tröstete

Kurzen, und versprach ihm ganz gewiß, ihn durch seinen Anhang, noch wenn er zum Richtplatze geführet würde, befreyen zu lassen. Indessen wurde das Urtheil gesprochen, Kurz sollte sowohl als die Thäter enthauptet werden. Sie wurden hinausgeführt. Kurz sah beständig umher nach Hülfe. Am Ende bedauerte er, daß er sich auf die Zusage verlassen. Schwarz aber war in Freuden, als der Kopf ab war, und die Zunge seine Geheimnisse nicht mehr verrathen konnte.

Das Verfahren war schändlich. Aber gewiß weit schändlicher war die That, die er an den Brüdern, Hanns und Leonhard Vittel, begieng. Von diesen war der erstere ein Mann von sehr großen Verdiensten, von besonderm Ansehen, und bey dem kaiserlichen Hofe, aber auch nicht weniger bey seinen Mitbürgern, wegen seiner Rechtschaffenheit sehr beliebt; hingegen eben deßwegen bey Schwarzen äußerst verhaßt. Ich müßte mich selbst ausschreiben, wenn ich alles dasjenige hier wiederholen wollte, was schon an einem andern Orte ziemlich weitläuftig von dieser traurigen Begebenheit erzehlt worden ist.[g] Genug, Schwarz klagte Vitteln an, daß er die Stadt verrathen, und auf eine

g 1477. S. Erläuterungen der Vorstellung aus der Augsburgischen Geschichte, IV. Brief 57 S.

eine vierfache Weise seinen Eid gebrochen habe. Er und sein Bruder wurden, in möglichster Geschwindigkeit, durch Schwarzens Anhang, zum Schwert verurtheilet: denn dieser war damals so gewaltig, daß nur wenige Muth genug hatten, gegen dessen Gutbefinden zu reden, oder ihm sich zu widersetzen. Indessen half weder die Vorstellung mächtiger Fürbitter, noch das Winseln und Flehen der Vittelischen hochschwangern Tochter und ihrer Gefährten, noch anderer Freunde. Diese hatten zwar die Gefangennehmung an den Kaiser berichtet, allein das Vorschreiben, das nicht allein an den Rath, sondern an alle Zünfte erlassen war, und jeder besonders vorgelesen werden sollte, kam zu spät. Die rechtschaffenen Männer verlohren ihr Leben auf dem Blutgerüste, mit standhaftem Muthe. Sie wurden von allen Edeln beweinet, Schwarz aber verflucht.

Nun war seine Gewalt, Raub- und Rachsucht so hoch gestiegen, daß jedermann vor ihm zitterte, sich scheuete zu reden, oder auch nur zusammen zu kommen. Die Geschlechter schlichen sich bey Nacht in die Wohnung des alten Bürgermeister Welsers. Die aus Zünften, die im Rathe nicht von seiner Rotte waren, verkleideten sich als Bauern, und kamen in Kirchen zusammen,

men, um sich über die Tyranney, darunter die ganze Stadt seufzete, zu besprechen, und darüber zu klagen. Endlich wurde der Haß allgemein, die Mißvergnügten, und vornehmlich die Freunde der Vittel, hatten den kaiserl. Hof auf Schwarzens Handlungen aufmerksam gemacht. Dieser trug in größter Stille dem Reichslandvogten, Georg Marschalken von Pappenheim, auf, eine geheime Untersuchung anzustellen. Er kam hieher, überlegte es mit dem Stadtvogt Georg Otten, und dieser mit Bartholme Welsern und andern aus dem Rathe. Nachdem sie ihrer Sache gewiß waren, brachen sie los. So geheim aber auch immer die ganze Sache angestellt gewesen, so kam doch ein Verräther dahinter, der nur im verborgenen zu Schwarzens Anhang gehörte. Dieser trug ihm heimlich zu, womit man umgieng, und warnete ihn. Schwarz glaubte, durch sein Ansehen und durch die Furcht, darein er alles gesetzt hatte, sicher zu seyn, doch schickte er seinen Sohn auf die Straßen, um zu hören, was gesprochen wurde. Dieser brachte die Nachricht, er hätte nichts Böses gehöret, wohl aber wäre er von den Leuten weit schärfer als sonsten angesehen worden. Das achtete nun Schwarz nicht, sondern begab sich mit recht bösen Gesinnungen auf das Rathhaus. Kaum war er in der

Rathsstube, so wurde das Rathhaus von dem Stadtvogt mit seinen Leuten besetzet. Er trat gewaffnet in die Stube, ergriff Schwarzen, und brachte ihn mit den vornehmsten seines Anhanges in das Gefängniß. [h]

Hierauf wurde er peinlich angesprochen. Er zeigte hier hauptsächlich, daß er zu nichts wenigers, als zu den starken Geistern gehörte, die auch in Uebelthaten standhaft, oder vielmehr hartnäckig beharren. Vielmehr war er zaghaft, bekannte bald alles, was man verlangte, und vielleicht noch mehr, als er gethan hatte. Der Proceß war bald gemacht. Das Urtheil gieng dahin, daß er und der Beckenmeister Jos Taglang sollten gehenkt, die übrigen aber aus der Stadt verwiesen, und die am wenigsten Schuldigen von ihren Rathsstellen entsetzet werden.

Bey Schwarzens Gefangennehmung entstund ein sehr großer Schrecken unter seinen Kreaturen, die Mitschuldige an seinen Verbrechen gewesen waren. Viele entwichen aus der Stadt, andere versteckten sich in großer Bangigkeit, und erwarteten mit Zittern ihr Schicksal. Selbst Onsorg, sein nächster Amtsgenosse, der gewiß kein

Böse-

h 1478.

Bösewicht, aber ein einfältiger alter und schwacher Mann war, entsezte sich dergestalt, daß ihn auf freyer Straße der Schlag traf, und er todt dahin fiel. Ein paar Rathsherren von Geschlechtern waren auch von Schwarzens Rotte, und hatten mit andern ein gleiches Schicksal, nämlich ihrer Würden entsezt zu werden.

Schwarz wurde in seinen lezten Tagen sehr fromm. Wiewohl alle seine Schandthaten, neben mechanischen äußerlichen gottesdienstlichen Uebungen, und neben Heucheley, gar wohl hätten bestehen und ausgeübet werden können, so hatte er doch auch diese zum Theil hintangesezt, und z. E. in den lezten Jahren seiner Größe nie gebeichtet. Er unterließ es, aus dem vorgegebenen politischen Grunde, damit auch dadurch von den Geheimnissen der Stadt keines verrathen werden, oder eigentlich, damit seine Schandthaten und Laster auch seinem Beichtvater verborgen bleiben möchten. Jezt bereitete er sich sehr andächtig auf sein Ende. Ob aus wirklicher Erkenntniß und Reue, oder aus Furcht und Bangigkeit vor der Zukunft, will ich eben nicht entscheiden. Er und Taglang, sein Mitgefangener, warfen sich jezt erst die abscheulichsten Streiche vor, die sie mit einander ge-

spielet hatten, und hasseten sich jezt so sehr, als sie zuvor Freunde gewesen waren.

Endlich kam der Tag des peinlichen Gerichts. Es giebt ohnehin auch noch heut zu Tage kein Schauspiel in Augsburg, dazu sich der gemeine Mann mit größerer Begierde dringet, als wenn einer geköpft, oder wohl gar gehenkt werden soll; man denke sich nun den Zulauf des Volkes, der weit stärker als jezt bewohnten Stadt, und der umliegenden Gegend, als lezteres an Schwarzen geschehen sollte, der durch sein Ansehen, aber auch durch seine Bosheit so berüchtiget war. Noch dazu geschah die Eröffnung des Urtheils und seine Hinausführung mit mehrerer Feyerlichkeit als gewöhnlich. Ueber dieses hatten seine Feinde, und deren Anzahl wuchs bey seinem Falle, eine unbändige und fast zu weit getriebene Freude. Daher wurde er in den besten Kleidern von Sammet, und einer mit Perlen besetzten Haube, die er den Geschlechtern zum Troß getragen, auf den Wagen gesetzet, und nach verlesenem Urtheil, unter sehr großer Begleitung zu dem Galgen geführet, den er selbst erst im vorigen Jahre hatte erneuern lassen. Dort bath er noch das umher versammelte Volk um Verzeihung, that noch einen wehmüthigen Blick auf

seine vorige Größe, und endigte neben Taglang durch den Strang sein Leben.

Bey seiner Gefangennehmung, hatte man sich von Seiten des Rathes, seines ganzen Vermögens bemächtiget. Man fand ein ansehnliches an Geld und Briefschaften, und einen schönen zahlreichen Hausrath, zumalen sehr schönes Silbergeschirr, welches er meistens verehrt bekommen hatte. Alles dieses wurde zu Ersetzung des von ihm gethanen Schadens auf das Rathhaus gebracht, und nebst den liegenden Gütern der Stadt zugeeignet.

Schwarz hatte verschiedene Söhne und Töchter. Sein Tochtermann, der Stadtschreiber, Lic. Ulrich Fries, wurde bey seiner Gefangennehmung auf den Klenkerthurn gesetzt, hernach aber wiederum auf freyen Fuß gestellet, worauf er sich in Landshut niederließ. Die Söhne waren nicht so schlimm wie der Vater, sie erwarben sich ein wackeres Vermögen, und die Enkel lebten in ziemlichem Ansehen, erhielten den Adelstand, und befreundeten sich mit angesehenen Familien. So wenig ist rechtschaffenen Kindern ein Vorwurf zu machen, wenn auch ihre Stamm-Aeltern Taugenichts und Bösewichte gewesen

sind. Matthäus war ein Liebhaber der Künste. Es sind allerley Gemälde noch vorhanden, die er angegeben hat, man findet auch artige Schaumünzen mit seinem Bildnisse. [i] Auch zween der Urenkel, eben des erstgenannten Söhne, verdienen bemerkt zu werden. Matthäus Ulrich war ein tapferer Soldat. Er that sich [k] im Krieg gegen die Türken, besonders bey Vertheidigung der belagerten Vestung Maltha, sehr hervor, wurde Hierosolymitanischer Ritter, und kam, mit vieler Ehre, unbeschädiget zurück. Der zweyte, sein Bruder, Veit Conrad, zeigte sich auch als ein Liebhaber der Künste. Man hat ein artiges Schaustück mit seinem Bildnisse. Mit diesen Urenkeln aber sind Schwarzens Nachkommen völlig ausgestorben, und ihre Familie ist erloschen.

Jacob

i S. Erläut. der Vorst. aus der A. Gesch. VIII. B. 139. S.

k 1565.

Jacob Fugger.

Die Auswahl eines Gegenstandes, welcher zu meinen Absichten dienlich seyn könnte, hat mich öfters in Verlegenheit gesetzet. Ich suchte, unter andern, auch einen solchen Mann, welcher durch Verstand, durch Fleiß, besonders aber auch durch seine Rechtschaffenheit, bey geringem Anfange, sich zu großem Reichthume gebracht; alsdann aber, mit eben so vielem Verstande, und mit eben so lobenswürdiger Rechtschaffenheit, denselben auf edle Weise, theils durch Freygebigkeit und Mildthätigkeit gegen Arme, theils in Ermunterung der Wissenschaften und Künste, theils in Vorsorge für seine Familie und Nachkommenschaft, theils auf andere Weise zum Besten seiner Mitbürger und deren Nachkommen zu gebrauchen und anzuwenden, dadurch aber sich die rühmlichsten Verdienste zu erwerben, gewußt hätte.

Man sollte denken, daß es an solchen Gegenständen nicht fehlen könnte. Bekannt ist es genug, daß sowohl in ältern als in neuern Zeiten, manche unter uns, durch die Handlung zu sehr großem Vermögen gekommen sind, und eben

so offenbar liegt es am Tage, daß viele ihn wohl anzuwenden gewußt haben. So bekannt aber diese Verdienste sind, die sich aus ältern Zeiten herschreiben, so unbekannt sind dagegen die Lebensumstände derer, die sich solche erworben haben, wenn ich trockene genealogische Nachrichten ausnehme, um welcher willen ich dermalen nicht schreibe. Es würde mir zwar leichter fallen, in neuern Zeiten dergleichen zu finden, allein hier sind wiederum andere Bedenklichkeiten, welche mich davon abhalten, mich ihrer zu bedienen. Denn in diesen ist die Gelegenheit zu stark, entweder in den Verdacht einer Schmeicheley zu fallen, oder sich Unwillen zuzuziehen, wozu ich nicht geneigt bin. Nach langer Ueberlegung, wähle ich einen Mann, dessen Name durch Reichthum und edlen Gebrauch desselben, weit berühmt wurde, nämlich Jacob Fugger, einen von denjenigen, welchen die Fuggerische Familie vornehmlich ihre Größe zu danken hat. Zwar für viele hat vielleicht dieser Gegenstand das Angenehme der Neuheit nicht. Man lieset von ihm bereits in gedruckten Büchern, in dem Ehrenspiegel des Erzhauses Oesterreich, in den Kölerischen Münzbelustigungen, und vielleicht auch noch an andern Orten, die manchen bekannt seyn

möch-

möchten. Doch sind diese Werke nicht in aller Händen, und dasjenige, was ich aus der geschriebenen Nachricht von dem Ursprung und Wachsthum des Fuggerischen Hauses, die ich zum Grunde lege, hinzusetzen werde, wird auch manchen die Sache neu machen, denen sie vorhin schon einigermaßen bekannt gewesen ist.

Gegen Ende des XV. Jahrhunderts war die Fuggerische Handlung bereits zu einer ansehnlichen Größe gestiegen. Der alte Jacob Fugger hatte schon ein so großes Vermögen, daß seine Kinder in die ansehnlichsten Familien, welche zu seiner Zeit in Augsburg blüheten, sich verheyratheten, da jedes derselben ein ansehnliches Erbgut von ihm erhielt. Darunter waren sechs Söhne, von welchen viere, nämlich Ulrich, Andreas, Peter und Georg die väterliche Handlung in ihren verschiedenen Häusern zu Augsburg, Venedig und Nürnberg, mit großem Glücke fortführten, zween aber, Marx und Jacob, dem geistlichen Stande sich widmeten. Indessen, so sehr der Reichthum des Hauses zunahm, so war es doch darinn einem kläglichen Schicksale ausgesetzt, daß von diesen fünf Brüdern, sowohl Hans und Peter, als auch Marx, sehr frühzei-

tig starben. Dieses veranlaßte Ulrichen und Georgen, denen es zu wichtig war, die so weit ausgebreitete Handelschaft allein fortzuführen, ihren jüngsten Bruder Jacob zu Veränderung des angenommenen Standes, da es noch in Zeiten war, zu bewegen, und dieser war auch dazu willig. [a] Vermuthlich hatte er so, wie sein Bruder Marx, welcher Domherr zu Augsburg gewesen, eine Zeitlang die für seinen Stand nöthigen Wissenschaften in Italien erlernet. Damals war er schon Canonicus in dem Collegiatstifte Herrieden in Franken, unter dem Bißthum Eichstett. Er gab aber diese Präbende, nach Zuspruch seiner Brüder, von sich, wurde weltlich, und trat in die Fuggerische Handlung. Dieser Jacob Fugger nun kam zuerst in das Haus zu Venedig, wo er sich gar bald als einer der verständigsten Kaufleute zeigte. Er blieb einige Jahre daselbst, hernach aber kam er nach Augsburg, nahm eine schöne und reiche Jungfrau aus dem Geschlechte der Arzet zur Ehe, [b] mit welcher er aber das Glück einer Nachkommenschaft nicht erlangte.

Der Handel der Fugger bestund vormals hauptsächlich in hier gearbeiteter Baumwollen-Waare,

---

a geb. 1459.   b 1498.

Waare, vornehmlich in Barchet u. d. gl. Sie ließen solche in großer Menge hier verfertigen, und schickten sie nach Venedig. Von dort nahmen sie Seiden, Specerey und andere ostindische Waaren heraus; denn noch damals war Venedig der Mittelpunkt der levantinischen und ostindischen Handlung. Diese Waaren zertheilten sich durch das hiesige Fuggerische Haus, und durch das zu Nürnberg, in ganz Deutschland, und verbreiteten sich auch in andere, besonders in die nordlichen Reiche. Jacob Fugger entdeckte noch eine neue Quelle des Reichthums. Das Königreich Ungarn hatte große unterirdische Schätze von Gold und Kupfer, allein die Unterthanen des Reiches hatten nicht Kräfte genug, die Bergwerke zu bauen, und die Reichthümer an den Tag zu bringen. Jacob Fugger fand Gelegenheit dazu, und übernahm sie. Die Schwägerschaft, worinn er schon mit einer damals großen ungarischen Familie stund, that ihm dazu den trefflichsten Vorschub. Es hatte nämlich sein Bruder, Ulrich Fugger, seine älteste Tochter Anna, an Georg Turzo von Betlemsdorf verheyrathet, welcher königlicher Kammerherr war, so wie hernach Raimund Fugger, Georgens Sohn, sich an eine von eben diesem Ge-

Geschlechte vermählte. Diese angesehene Familie nun, unterstützte nicht nur die Fuggerischen Bergwerks-Geschäffte, sondern auch ihre Handlung in Ungarn überhaupts. Daher kam es, daß sie den Kupferkauf aus allen Bergwerken übernahmen, und damit unzählbare Reichthümer errangen. Die Handlung übernahm noch ferner die Bergwerke zu Alt- und Neu-Sol, und die ganze königliche Handlung im Tyrol, und nicht weniger auch die Gold- und Bley-Bergwerke im Herzogthum Kärnthen. Bey diesen erbaute Jacob Fugger ein ansehnliches Schloß, welches die Fuggerau genennet wurde. Dergleichen Geschäffte konnte damals allein Jacob Fugger unternehmen, denn er war der reichste Kaufmann, nicht nur in Deutschland, sondern, beynahe darf man sagen, in Europa.

Dazu half die Wechsel-Handlung eben so sehr als das Bergwerks-Geschäffte. Er hatte sie ebenfalls in seinem Hause eingeführet. Damals war sie noch nicht so gemein, und ganz Deutschland hatte noch nicht so viele Wechselhäuser, als itzt unsere einige Stadt; aber um so mehr ließ sich dabey gewinnen, und um so weniger war Gefahr dabey. Zumal aber hatte die Fuggeri-

sche

sche Wechsel-Handlung ungemeine Geschäffte mit dem österreichischen Hofe, so wie auch fast mit allen churfürstlichen und fürstlichen Höfen von Deutschland. Zum Beyspiel: Da sich Kaiser Maximilian der I. zum Kriege gegen Venedig rüstete, sah er sich genöthiget, vom Papste, von Spanien, Frankreich und Engeland große Summen aufzunehmen. Fugger schoß ihm, bis solche eingebracht wurden, mehr als 170000 Ducaten vor, und erwarb sich dadurch bey ihm große Gnaden. [c] Es war auch dieses nicht zu seinem Schaden. Die Großen hatten zwar damals nicht so reichliche Einkünfte, aber auch ihr Aufwand war eingeschränkt: mithin konnten sie nicht nur mit wenigerm auskommen, sondern auch Kapitale, die sie in Nothfällen aufnahmen, und die davon gebührende Zinse, leichter bezahlen. Ueber dieses sah das Fuggerische Haus sehr wohl auf seine Sicherheit, und nahm von dem Kaiser Specialverpfändungen an. Jacob Fugger liehe zu anderer Zeit eben diesem Kaiser Maximilian dem I. welcher oft sehr geldbedürftig war, 70000 fl., eine Summe, welche zu der Zeit etwas sehr großes sagen wollte; dieser aber verpfändete ihm dagegen auf 10 Jahre die Grafschaft

c 1509.

schaft Kirchberg, und die Stadt und Herrschaft Weissenhorn, die nachgehends als Eigenthum an das Fuggerische Geschlecht gekommen sind. [d] Es kam noch ein anderer reichhaltiger Ast der Handlung hinzu, nämlich die Handlung zur See, woran Jacob Fugger mit seinen Brüdern, und andern reichen augsburgischen Kaufleuten Theil nahmen. Sie schossen eine Summe von 31000 Ducaten zusammen, und rüsteten in Portugall damit drey Schiffe aus. Diese schifften mit der portugiesischen Flotte nach Ostindien, und kamen nach dreyen Jahren reich beladen von daher zurück. Nach Verkauf der Waaren, und Abzug der Unkosten, blieb ihnen damals ein Vortheil von 175 Ducaten vom hundert, und für die angezeigte Auslage erhielten sie 85250 Ducaten wieder. [e] Sie wagten auch nach der Zeit dergleichen Unternehmungen mit gleichen Vortheilen.

Ueberhaupt lebte Jacob Fugger mit seinen Brüdern in Zeiten, die nicht nur zu Vergrößerung ihres Geschlechtes, sondern auch zu Festsetzung seiner Größe sehr günstig waren. Herrschaften und liegende Gründe waren noch leicht zu erkaufen; weder Fürsten noch Stifter und Klöster

d 1504. e 1505.

Klöster waren reich genug, sie an sich zu ziehen, und dadurch auf ewig dem Handel zu entnehmen. Er aber sah es sehr wohl ein, daß dadurch allein zu Fortdauer des erworbenen Ansehens der Grund geleget werden könnte. Er kaufte daher die ansehnlichsten Herrschaften, und sie wurden ihm angebothen, weil er wohl bezahlte. Hier aber ist der Ort nicht, davon ein Verzeichniß zu liefern.

Indessen gieng es bey dieser großen Handlung auch nicht immer ohne Verlust ab. Oft wurden sie durch die Bosheit anderer, oft durch besondere Unglücksfälle hineingestürzt, und zuweilen hatten sie sich selbst es zuzuschreiben. Die Gewohnheit zu gewinnen, und der daraus entspringende und immer mehr zunehmende heisse Hunger nach mehrerem, reizt manchen, der sonst nicht anders als rechtschaffen handelt, zu Entschließungen und Thaten, die er hernach gewiß bereuet, und wenn er nur einigermaßen edel denket, verabscheuet. Es ist keineswegs lobenswürdig, daß die Fuggerische Handlung, mit der ihr verschwägerten Familie der Turzo, sich um eines niederträchtigen, obwohlen großscheinenden Gewinnstes willen, hatte verleiten lassen, in

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

dem Königreiche Ungarn, zum Schaden des Reiches, des Königes, und der Unterthanen, schlechtes Geld einzuführen. Indessen geschah es doch. Allein der Gewinn, welchen sie sich daraus versprachen, wurde zernichtet. Man entdeckte aus dem Schaden die That, und die Handlung, welche in Ungarn so viel aus den Bergwerken zu ziehen hatte, wurde von dem Könige in eine Strafe von 60000 Ducaten verfällt. [f] Ich wollte eben nicht ganz dafür gut stehen, ob nicht mehrere dergleichen Unternehmungen vorgefallen, welche zu besserm Nutzen ausgeschlagen seyn mögen. Doch man fehlet um so leichter, je größer die Versuchungen sind, welchen man ausgesetzet wird. Die That ist niemals zu loben, noch zu entschuldigen; unwidersprechlich aber ist es, daß dergleichen in der Geschichte der Handlung sehr häufig, und wie man behaupten will, in unsern Zeiten noch häufiger als in vorigen gefunden werden.

Jacob Fugger wurde durch seine große Reichthümer nicht nur Königen und Fürsten bekannt, sondern er machte sich auch durch seine Sitten und seine gute Lebensart bey ihnen beliebt. Er war

f 1524.

Bayerische Staatsbibliothek München

war keiner von denen Kaufleuten, die nichts sonst weiter als die Rechenkunst verstehen. Man fand bey ihm auch Weltkenntniß und Belesenheit, so viel sich damals fordern ließ, zu einer Zeit, da eben erst die Schriften der Alten aus dem Staube hervorgezogen wurden, und auch den Layen in die Hände zu gerathen anfiengen. Der geistliche Stand, den er anfangs hatte ergreifen wollen, veranlaßte ihn, sich mit Wissenschaften und Büchern bekannt zu machen, und die hinzugekommene Erfahrung, gab ihm eine gewisse Geschmeidigkeit, welche den Großen angenehm war, und ihm selbst zum Vortheil und zur Ehre gereichte. Daher kam es, daß er von ihnen mit Gnaden überhäuft wurde.

Es hatte zwar schon Kaiser Friederich der dritte die Fuggerische Familie mit Wappenbriefen begnadiget, welche damals so großen Werth hatten, als gewöhnliche Adelsbriefe zu unsern Zeiten haben können. Er hatte Andreas Fuggern, welcher Jacob Fuggers Vaters Bruder war, und sich gleichfalls durch Handlung großes Vermögen erworben, das Wappen mit dem Reh ertheilet. Dieser sah daher stolz auf seinen Bruder herab; allein es änderten sich die Umstände,

und nach der Zeit mußten die Kinder des ältern Bruders, den Kindern des jüngern dienen. Eben dieser Kaiser gab auch des jüngern Söhnen, darunter auch unser Jacob Fugger war, das Wappen mit den Lilien und den Büffelshörnern auf dem Helm. Nun aber erhielte Jacob Fugger, mit den Söhnen seines Bruders Georgens, den Adelstand mit der Vermehrung des Wappens, und dazu noch viele andere Freyheiten, von Kaiser Maximilian dem I. und eben dieser Kaiser ernannte ihn auch zu seinem Rath. g Eben so viel hielt auch Papst Leo der X. auf ihn. Er hatte sich Verdienste um ihn erworben: denn durch die Fuggerische Handlung, wurden mehr als ein hundert tausend Ducaten an den päpstlichen Hof übermacht, welcher damals allenthalben, und durch allerley Mittel Geld aufzubringen suchte. Zur Erkenntlichkeit nun, erklärte ihn der Papst zum Ritter des goldenen Sporns, und zu einem Lateranischen Pfalzgrafen. Es würden ihm auch andere Könige und Fürsten dergleichen Ehren-Titel ertheilet haben, wenn dieses damals schon so gewöhnlich gewesen, oder von ihm gesucht worden wäre.

Allein

g 1473.

Allein darnach trachtete er eben nicht. Hingegen glaubte er bey allem großen Reichthum und Ansehen nicht zu groß, noch zu vornehm dazu zu seyn, seinem Vaterlande zu dienen; er hielt es vielmehr für eine Pflicht eines Bürgers, und ein solcher zu seyn, hielt er für keine Schande. Man findet ihn einige Jahre lang als einen von der Zunft der Kaufleute im Rath, wo er sich Mühe gab, für das Wohl seiner Mitbürger als ein rechtschaffener Mann besorgt zu seyn. Man rühmet besonders einen Vorschlag von ihm, der ihm unverwelklichen Ruhm gebracht haben würde, wofern er zu Stande gekommen wäre, oder hätte kommen können. Dieser Vorschlag gieng dahin, einen immer gleichen, und zwar sehr geringen Preiß des Getreides, nämlich nach dem größten Maaße zu zween Gulden, und dieses auf ewige Zeiten zu erhalten. Es würde allerdings etwas großes und vortheilhaftes gewesen seyn, wenn es auch nicht auf ewige Zeiten, sondern etwa nur auf ein einiges Jahrhundert gut gethan hätte; allein man nahm den Vorschlag nicht an. Man giebt zwar der Misgunst und dem Eigennutz einiger in dem Rathe die Schuld deswegen; ich wollte mich aber fast unterstehen, zu behaupten, daß

der so wohlgemeynte und wünschenswürdige Vorschlag, aus guten, und aus der Lage unserer Stadt, so wie auch aus der Freyheit des Handels fließenden Gründen nicht gebilliget und gutgeheißen werden konnte. Endlich wurde Jacob Fugger, auf Verlangen des Kaisers, aus den Zünften, wie auch dem Rathe und Gerichte entlassen.

Dieses möchte nun von Fuggers Reichthümern, und seinem dadurch erhaltenen großen Ansehen genug seyn. Bey der Handlung kann man wohl eben die Anmerkung machen, die ein alter Schriftsteller vom Kriege macht. Klugheit und Wissenschaft haben bey Erwerbung großer Reichthümer so großen Antheil, als bey Erkämpfung eines Sieges; aber Glück und günstige Umstände müssen gleichfalls, und vielleicht noch mehr dazu beytragen. Mit aller Zuversicht könnte man zu unsern Zeiten Fuggers Geist, und alle seine Klugheit herausfordern, er würde nach itzigen Umständen dasjenige nimmermehr thun, noch gewinnen, was er zu seiner Zeit gewinnen konnte, da ihm Glück und Lage so günstig waren. Daher fällt auch nicht aller Ruhm davon auf ihn. Hingegen denjenigen, welchen

er sich durch edle Anwendung seiner Reichthü-
mer erworben hat, der bleibt ihm, und kann
sonst von nichts angesprochen werden. Er hatte
bey seinem großen Verstande gewisse hervorleuch-
tende Tugenden, die ihn seinen Mitbürgern sehr
nützlich und beliebt machten. Eine Frömmig-
keit, deren Ausübung sich, nach den Begriffen
seiner Zeiten, werkthätig zeigte; eine Mildthätig-
keit gegen Arme und Nothleidende; eine Frey-
gebigkeit gegen diejenigen, die ihm nützliche
Dienste leisteten, und gegen solche, die sich in
Wissenschaft, Kunst, und in nützlichem Gewer-
be hervorthaten; eine besondere Neigung, Fleiß
und Geschicklichkeit unter seinen Mitbürgern zu
befördern. Aus diesen Tugenden floß seine gro-
ße Lust zu bauen, die daher keineswegs zu ta-
deln ist, da er es thun konnte, ohne sich im ge-
ringsten zu schaden. Denn es geschah bey ihm
nicht aus Begierde, groß zu scheinen; sondern
er that es, um seinen Nebenmenschen seinen
Ueberfluß genießen zu lassen. Ahmten ihn an-
dere zu ihrem Schaden nach, so ist er daran
unschuldig, und sie waren Thoren. Schon
mit seinen Brüdern, Ulrichen und Georgen,
hatte er die Begräbniß-Kapelle in der Carme-
liten-Kirche zu St. Anna zu bauen angefan-

gen. Sie starben beede darüber, er aber führte das Werk mit großen Kosten aus.[h] Sie beliefen sich auf 16000 Gulden; eine Summe, die zu der Zeit sehr groß war; es wurde aber auch alles daran angebracht, was damals schön heißen konnte. Ist schon die Bauart ziemlich gothisch, so sind doch die Boden und die Säulen, die Grabsteine mit erhabener Bildhauer-Arbeit aus schönem Marmor, die Schnizwerke von Holz, vornehmlich aber das Orgelwerk, mit den großen Gemälden an den Flügeln, so beschaffen, daß sich auf die angewandte Kosten leicht ein Schluß machen läßt. Gleichwie zu diesem Orgelwerke von ihm ein fremder, nämlich Jhan von Doubraw, kaiserlicher Hof-Orgelbauer, ein Niederländer, berufen wurde; so mögen wohl auch zur Anlage und Aufsicht über den Bau fremde Baumeister gebraucht worden seyn. Es hatte aber immer gute Folgen für hiesige Künstler, und reizte zur Nacheiferung, aus welcher hernach sehr viel Gutes entstund.

Ohne anders war die Stiftung dieser kostbaren Kapelle eine Wirkung von Fuggers Frömmig-

---

h 1512.

migkeit. Er zeigte sie aber auch noch auf eine andere Weise, welche nicht so sehr in die Augen leuchtete. In dem Collegiatstifte zu St. Moriz wurde von ihm ein Canonicat gestiftet; in andern Kirchen und Klöstern legte er den Grund zu Messen, Jahrtägen, Processionen und dergleichen. Sie kosteten ihn ansehnliche Summen, womit sich jene bereicherten: er handelte hierinn schön und löblich, nach den Begriffen die er hatte, und damals haben konnte, würdiger aber handelte er nach unsern in demjenigen, was er zum Besten der Armen verwendete.

Auch dieses war etwas Großes. Es ist natürlich, daß es in einer großen und volkreichen Stadt auch immer eine Menge Armer geben muß. Einige fallen durch Alter und Krankheit in Dürftigkeit, andere aus Mangel der Nahrung. Für jene war durch Spitäler, Pfründen und Almosen schon damals ziemlich gesorgt; diesen, wenn es anders Leute waren, welche sich zu nähren guten Willen hatten, fehlte es nicht sowohl an Almosen, als an Unterstützung. Zu andern Beschwerden, welche sie drückten, gehörten die starken Miethen und Hauszinse,

die ihnen so viel hinwegnahmen, daß ihnen alsdenn nicht genug zum Leben übrig blieb. Dieses überlegte Fugger, und entschloß sich zu einer Stiftung, durch welche vielen auch in diesem Punkte geholfen werden konnte. Er kaufte einen großen Platz von Gärten und Häusern in der Jacober Vorstadt. Auf diesen ließ er hundert und sechs kleine Häuser erbauen, und zu Wohnungen für arbeitsame Hausarme zurichten, und zugleich sorgte er auch für ihre Andacht durch Stiftung einer Kapelle.

Diese große Stiftung, zu deren Unterhaltung, nebst den sehr geringen Hauszinsen von einem Gulden, noch ein ansehnliches Kapital gewidmet war, wurde jederzeit die Fuggerey genennet, und gereichet dem Fuggerischen Namen allenthalben zur Ehre. Zwar mögen auch Ulrich und Georg Fugger noch etwas von dem Ihrigen dazu gewidmet haben, doch kam sie erst nach ihrem Tode zu Stande, [i] und eigentlich gebühret Jacob Fuggern der Ruhm davon allein.

Gleiche Freygebigkeit zeigte er auch zum Vortheile der Kranken. Es wüthete um diese Zeiten

---

i 1519.

Zeiten in Deutschland eine Seuche, die von den Spaniern aus der neuen Welt, und so: dann nach Deutschland gebracht worden war. Man nannte sie die französischen Blattern; denn sie hatte große Aehnlichkeit mit der unter diesem Namen bekannten Lust-Seuche; und war so ansteckend, daß auch die unschuldigsten ehrbarsten Personen davon angegriffen wurden. Dergleichen angesteckte Leute mußten aus der Gemeinschaft mit andern gebracht werden; und um ihre Gesundheit wiederum herzustellen, wurde ihnen eine besondere Holzkur von dem indianischen, daher sogenannten Franzosen-Holze verordnet. Beyderley Endzwecke, nämlich der Absonderung und der Genesung zu erreichen, stiftete Fugger das Holz- oder Blatterhaus für 32 Personen, von beyden Geschlechtern, besonders für Fremde, welche von dieser abscheulichen Krankheit angestecket waren.

Er baute und stiftete aber nicht allein für andere, er that auch dergleichen zu seiner Ehre, zu seinem Vergnügen, und zu seiner Bequemlichkeit. Er kaufte einige Häuser auf dem Weinmarkte zusammen, und erbaute auf deren Platz die großen Paläste, welche lange Zeit

unter

unter die größten Zierden unserer Stadt gerechnet wurden. Sie waren es auch wegen ihrer Größe und Weitläuftigkeit sowohl, als wegen der vortrefflichen Gemälde von den größten Meistern, welche zu der Zeit hier lebten, und deren Arbeiten, wenn sie nicht verlöschet wären, noch immer den Beyfall der Kenner erhalten würden, obwohlen der harte Geschmack ihrer Zeiten sehr stark daraus hervorleuchtete. Sowohl durch diese, als durch andere, in der innern Ausrüstung angebrachte künstliche und zierliche Arbeiten werden die wohlbelohnten Künstler und Handwerksleute aufgemuntert, und einander zu übertreffen angefrischet. Ohne anders hat man es daher Jacob Fuggern und seinen Nachahmern zu danken, daß seit der Zeit, sowohl in schönen als in mechanischen Künsten, so mancherley geschickte Männer sich in unserer Stadt hervorgethan haben. Zu ihrem Vortheile brachte er gleiche Neigungen seinen Vettern, Anton und Raymund, Georgens Söhnen, bey; nur Schade, daß nach ihnen die lobenswürdige und wohlgeord-

nete

nete Liebe zu Wissenschaften und Künsten in einen Hang zu Pracht und Ueppigkeit ausartete, der mit der Zeit nicht sowohl ihnen, die es ertragen konnten, als vielmehr ihren schwächern Nachahmern, zum Verderben gereichte. Außer den Häusern in der Stadt erbaute sich Fugger auch herrliche Schlösser auf seinen Gütern, davon ich aber eine Beschreibung oder Verzeichniß zu liefern hier nicht für nöthig halte.

Er erreichte ein Alter von 66 Jahren, und starb, [k] ohne Kinder zu hinterlassen. Sein großes Vermögen, und alle seine Herrschaften und Güter vermachte er den Söhnen seines Bruders Georgens, von welchen alle dieses Geschlechtes abstammen. Allein auf eine sehr rühmliche Weise war er auch für deren Erhaltung besorgt, und belegte die Güter mit einem Fideicommiß. Dadurch verhinderte er die Entäußerung derselben, und bewirkte mithin die blühende Fortdauer ihrer Nachkommenschaft.

Dazu

---

k 1525.

Dazu mögen ihn, die auch zu seiner Zeit schon häufigen Beyspiele derjenigen bewogen haben, die sichs gleichsam zur Ehre machen, Reichthümer, die ihre Aeltern und Vorfahren mit großer Mühe errungen hatten, auf die leichtsinnigste Weise, oft ohne die geringste Ehre, und ohne das mindeste Vergnügen wiederum zu verschwenden.

Das Bedauren um diesen Mann war bey der Bürgerschaft ungemein groß. Er hatte sich durch seine schönen Eigenschaften noch größere Verehrung zugezogen, als durch seine Reichthümer; und noch lange nach seinem Tode diente er zum Beweise des Satzes, daß große Schätze alsdann erst einigen Werth haben, wenn sie dem Weisen in die Hände gerathen, welcher Verstand genug hat, sie mit Würde anzuwenden.

Conrad

Conrad Peutinger.

Es ist vielleicht eine nicht wenig gewagte Sache, von einem Manne zu schreiben, von dessen ruhmvollen Leben nicht nur so viele, welche die Geschichte der Gelehrten beschrieben, in kurzem, sondern auch Brucker und Lotter weitläuftiger, und zwar dieser in einer eigenen lateinischen Abhandlung Nachricht ertheilet haben. In der That, wer ist unter den Gelehrten in Deutschland, dem Conrad Peutingers Namen, als der Name eines Ermunterers und ersten Beförderers der Wissenschaften, unbekannt seyn sollte? Vielleicht ist er es ungleich mehr als er verdiente, unter seinen Mitbürgern, und dennoch halten seine Verdienste um unser Stadtwesen ganz gewiß denjenigen die Wage, die er sich um das Reich der Wissenschaften erworben hat; wie leicht aber werden diese vergessen. Ich betrachte ihn demnach aus einem ganz andern Gesichtspunkte, als meine Vorgänger. Sie sahen in ihm einen Gelehrten, der im Reiche der Wissenschaften ein neues Licht ansteckte, auf neue Wege leitete. Ich sehe den geschäfftigen Mann, welcher seine Wissenschaften zum Besten seiner Vaterstadt anwendet, und durch Fleiß und Treue

in seinem Berufe, durch Rechtschaffenheit seines Herzens, und durch Reinigkeit und Anstand seiner Sitten, wiewohlen auch nicht weniger durch seine Liebe zu den Wissenschaften, für sich, und durch sein Haus, seinen Mitbürgern zum nachahmungswürdigen Beyspiele dienet.

Der vortreffliche Peutinger, war aus einem guten alten Geschlechte, welches sich vor Zeiten von Peutingau geschrieben, und von dem Lande in die Stadt gezogen hatte; und so viel bekannt ist, war er der einige Sohn eines angesehenen Mannes, aus der Zunft der Kaufleute, Conrad Peutingers, welcher ihn mit Barbara Frickingerin erzeugte. [a] Er kam mit jungen Jahren nach Italien, wo zu der Zeit die Wissenschaften schon ungleich größern Fortgang als in Deutschland gewonnen hatten, und widmete sich insbesondere der Rechtsgelehrsamkeit. Sein Aufenthalt war größtentheils in Padua und Rom. Dort war sein vornehmster Lehrer Pomponius Lätus, ein Mann, der seinem Zeitalter durch ausgebreitete Wissenschaft Ehre machte, und besonders in Untersuchung der alten Geschichte und der römischen Antiquitäten sich große Verdienste erwor-

a den 15. October, 1465.

erworben hatte. Unter diesem Anführer kam Peutinger zu gleichem Geschmacke, und in eben diesem Fache der Gelehrsamkeit ist es auch, wo er seine größte Stärke erreichte, und den größten Ruhm einärntete.

Noch in Italien erhielt er die Würde eines Doctors der Rechte, eine Würde, die zwar noch heut zu Tage Ehre und Achtung verdienet, damals aber noch von weit größerer Wichtigkeit war, da man mit deren Ertheilung lange nicht so freygebig gewesen ist als itzt. Daher kam es auch, daß dieselbe unter den Mitbürgern nicht geringen Eindruck verschaffte, und große Ehrerbiethung zuzog, so daß auch Herren von altem und mächtigem Adel sich darum bewarben, und solche, als die allein durch Fleiß und Wissenschaft erlangt werden konnte, zu erhalten suchten. Ueberhaupts waren Leute, die sich in Wissenschaften umgesehen hatten, damals noch etwas sehr seltenes in unserm Deutschland. Diejenigen, welche den Namen Gelehrter verdienen mochten, steckten in Klöstern, oder waren doch von geistlichem Stande. Unter Weltleuten aber sahe man sie so selten, daß es kein Wunder ist, wenn ihnen bey ihrem Hervortritt mit der größten Hochachtung, nicht nur von dem gemeinen Manne, son-

dern auch von Königen und Fürsten begegnet wurde. Und außer diesen wenigen war alles finster und dunkel. Fürsten und Edle waren Soldaten und Jäger, die Bürger waren Kaufleute und Handwerker, und keine dachten und wußten mehr, als was unmittelbar für ihren Stand nothwendig war, so daß auch Lesen und Schreiben unter nicht gemeine Vorzüge gerechnet zu werden verdienten.

Peutingern sollte es leicht gewesen seyn, sowohl itzt, da er von hohen Schulen zurückgekommen war, als noch vielmehr nach der Zeit, da sich der Ruhm von seiner Gelehrsamkeit bereits ausgebreitet hatte, glänzende Stellen an irgend einem Hofe zu erlangen; allein er hielt es für seine Pflicht, seinem Vaterlande zu dienen, und eine Stelle anzunehmen, in welcher er seine erlangte Rechtsgelehrsamkeit zu dessen Nutzen anwenden konnte, und diese fand er als Stadtschreiber, wozu er bald, nachdem er zurück kam [b], in Bestallung genommen wurde.

So wichtig diese Stelle auch noch dermalen ist, so war sie doch zu seiner Zeit noch weit wichtiger. Peutinger hatte nicht nur die Stadt-Kanzley unter seiner Aufsicht, er war nicht nur dazu bestellt,

b 1497.

bestellt, die Raths-Protocolla zu besorgen, die Akten in Ordnung zu halten, die eingelaufenen Schreiben zu beantworten, Kauf- und Schuldbriefe u.d.gl. auszufertigen; er war alles in allem. Zu der Zeit, da er antrat, hatte der Rath noch keine Advokaten, oder wie wir sie itzt nennen, Consulenten. War ja eine Sache von Wichtigkeit da, zu welcher man einen Rechtsgelehrten nöthig zu haben glaubte, so nahm man einen auf ein oder zwey Jahre in Bestallung, und wenn diese Zeit oder sein Geschäffte vorüber war, setzte er seinen Stab wiederum weiter. Es gab auch Rechtsgelehrte, die sich auf solche Weise gebrauchen ließen. Alle Rechtshändel, die bey dem Magistrat angebracht, und nicht sogleich nach der Billigkeit, oder nach den Statuten entschieden werden konnten, giengen durch die Hände des Stadtschreibers. Er mußte sein Gutachten darüber ertheilen, und dem Rath vortragen; er wurde in Verschickungen auf die Reichstage, an die höchsten Gerichte, und auf andere Versammlungen gebraucht; mußte in des Magistrats Namen die hieher kommende Kaiser und Fürsten bewillkommen, und kurz, es lag ihm zugleich alles dasjenige auf den Schultern, was nach der Zeit die Pflicht der Advokaten wurde, ja vielleicht

auch dasjenige, was dermalen die Stadt-Secretarien zu besorgen haben. Daher wird er auch öfters der Stadtkanzler genennet, und war in allen Dingen ein Mann von sehr großem Gewichte.

Selbst die Stelle eines Archivars und Registrators hatte Peutinger als Stadtschreiber mit zu versehen; und ohne Zweifel ist er der erste, welcher die alten Urkunden, Privilegien, Verträge und Akten in einige Ordnung zu bringen suchte, da seine Handschrift noch auf manchen alten Involucris in deren Aufschrift gefunden wird. Zwar war deren Anzahl zu seiner Zeit noch nicht besonders groß. Die alten Chroniken ertheilen uns die Nachricht, in der Zerstörung und Ausplünderung, welche unsere Stadt im Jahr 1088. von Herzog Welpho von Baiern erlitten, seyen auch alle ihre Freyheitsbriefe und andere Urkunden durch den Feind hinweg, und auf das Schloß Rothenfels gebracht worden. Dort sollen sie einige Jahrhunderte hindurch gleichsam vergraben, ohne daß jemand davon Wissenschaft gehabt hätte, gelegen seyn, bis man endlich zu Peutingers Zeiten sie wiederum entdecket und ausgekundschaftet. Man gab sich nun alle Mühe, solche von Graf Wolfen von Montfort wiederum zu bekommen; unglücklicher Weise aber gieng während der Unter-

terhandlung das Schloß im Feuer auf, und damit der ganze Schatz auf ewig verlohren. Indessen suchte Peutinger dasjenige zu erhalten, was da war, so viel und gut ihm seine übrigen Geschäffte Zeit dazu ließen, bis man zu besserer Einrichtung des Archives besondere Anstalten machte, woran er ebenfalls nicht geringen Antheil nahm. [c]

Die Jahrbücher unserer Stadt geben uns vielfältige Beweise von seinem großen Fleiße, von seinem patriotischen Eifer, aber auch von dem ungemeinen Zutrauen, welches nicht nur die Stadt, welcher er dienete, sondern auch die Kaiser, und viele andere Fürsten in ihn setzten. Außer den wichtigen Geschäfften, die er in der Stadt hatte, schickte man ihn schon, ehe er in beständige Bestallung genommen worden, [d] mit Ludwig Hosern auf den Reichstag nach Lindau, wo von Wiedervereinigung der Schweizer mit dem Reiche, und von Errichtung des Kammergerichtes gehandelt wurde; hernach im folgenden Jahre aber allein auf den zu Worms angestellten Reichstag, und im folgenden eben so auf den zu Freyburg. [e] Ferner gieng er mit dem Bürgermeister Hanns Langen-

c 1540. d 1496. e 1497.

mantel auf den Bundstag nach Eslingen,[f] auf welchem die Ordnungen des schwäbischen Bundes erneuert wurden. Von diesem Bundstage verfaßte er einen umständlichen Bericht, und ließ ihn drucken. Der Abdruck wurde aber allein unter die mächtigsten Stände ausgetheilet, und im übrigen sehr geheim gehalten. Hernach schickte man ihn[g] mit dem Rathsgliede, Anton Bach, nach Heidelberg, zu den Exequien der Churfürstinn Margaretha von der Pfalz. Da im folgenden Jahre[h] ein schwäbischer Bundstag hier gehalten wurde, hielte Kaiser Maximilian der I. auf der bischöflichen Pfalz Kammergericht, bey welchem er, der Kaiser, in eigener Person präsidirte, Peutinger aber Fiscals-Stelle vertreten mußte.

Eine sonderbare Mordthat, deren Bestrafung damals der Magistrat nicht allein auf sich nehmen wollte, gab zu einer neuen Absendung die Veranlassung.[i] Ein baierischer Edelmann, Georg von Maxelrain, der sich wegen kränklicher Umstände hier aufhielte, wurde von seiner Magd, und einem Mädchen von 13, auch einem Knaben von zwölf Jahren, auf eine barbarische Weise

f 1499. g 1501.
h 1502. i 1505.

Weise erwürget. Nachdem man die Thäter in Verhaft gebracht hatte, aber wegen der Unmündigen in Verlegenheit gekommen war, wurde Peutinger um ein Urtheil mit Georg Vettern an den Kaiser abgeordnet. Vermuthlich wurde das Urtheil, das nach damaligen Zeiten angesehen werden muß, nach Peutingers Gutachten geschöpft, daß die beeden erstern lebendig vergraben, und der leztere geköpft werden sollte. Die auf verschiedene Fälle verfaßte neue Ordnung für das Stadtgericht [k] wurde ohne Zweifel durch D. Peutingern, der in allen dergleichen Dingen Rathgeber war, und noch allein die Feder führte, gemacht, und solche durch ihn und sechs Rathsherren eröffnet. Auch schickte der Rath unsern Peutinger mit Ulrich Arzten, und Georg Langenmanteln nach München, [l] wo unter dem Ansehen einer kaiserlichen Commission, die zwischen Herzog Wilhelm von Baiern und der Stadt entstandenen Gränzstreitigkeiten beyzulegen waren.

Nach dem Tode Kaiser Maximilians des I. sendete man Georg Langenmantel und unsern Peutinger nach Brügge, um daselbst den neuen Kaiser, Karln den V. zu bewillkommen. [m] Es

k 1507. l 1517. m 1520.

geschah dieses mit sehr gutem Anstande, in einer vortrefflichen lateinischen Rede, die nachgehends gedruckt wurde, und noch heut zu Tage für ein Muster in ihrer Art gehalten wird. Und bey dieser Gelegenheit mußte er auch dem Kaiser die Dankbarkeit der Stadt, für den ihr, wegen des Blutbannes ertheilten Freyheitsbrief, bezeugen. Endlich wurde er auch auf den zu Worms angestellten Reichstag allein abgeordnet, [n] und machte sich bey dieser Gelegenheit für seine Vaterstadt ansehnliche Verdienste. Er wirkte bey dem Kaiser nicht nur die Erneuerung und Bestätigung ihrer vorigen Freyheiten aus, sondern er erwarb ihr auch eine neue, nämlich das Recht, goldene und silberne Münzen zu schlagen, welches sie bisher noch nicht gehabt hatte.

Jedoch itzt waren eben die Jahre, wo er in Augsburg selbst, wegen der daselbst vorgenommenen Reformation, genug zu thun fand, zumalen da er zu deren Beförderung nicht abgeneigt war. Luthers Lehre wurde bald daselbst bekannt. Seine Gegenwart, da er sich vor dem Kardinal Cajetan stellte, [o] trug noch mehr dazu bey, daß sie ausgebreitet wurde. Peutinger, welcher Luthern, wo nicht sogleich als Kirchenverbesserer, doch

n 1521. o 1518.

doch als einen vorzüglichen Gelehrten, hochschätzte, wurde gar bald sein Freund; er bath ihn zu einem Abendessen zu sich; und Luther schreibt von ihm an Spalatinen, er kenne keinen rechtschaffenern Mann, der sich die Beförderung seiner Angelegenheiten besser empfohlen seyn ließ, als diesen Peutinger; und eben dieser war auch gleichsam als sein Beystand dabey gegenwärtig, als er sich vor dem Kardinal stellte, und seine Sache vor ihm vertheidigte. Auf dem Reichstage zu Worms wurde Peutinger, vermuthlich als ein bekannter Freund des Reformators, von den Ständen des Reiches, wie Gasser schreibt, vorzüglich ausgesucht, um ihn zum Widerrufe zu bewegen. Allein, obwohl er sich nebst dem baadischen Kanzler D. Vehus, dazu gebrauchen lassen, so blieb doch ihr Zureden bey dem standhaften Religionsverbesserer ohne Wirkung. Peutinger war es auch, welcher dem Churfürsten von Sachsen den Rath gegeben, darauf zu bestehen, daß in dem Luthern zu ertheilenden kaiserlichen Geleitsbriefe dem geheimen Vorbehalt: Ketzern dürfte man nicht Treue und Glauben halten, ausdrücklich entsaget werden soll, welches auch geschehen ist. Indessen hatte die Lehre Luthers in Augsburg immer weiter um sich gegriffen, so daß

der ganze Magistrat, und der größte Theil der Bürgerschaft dieselbe annahmen, und ihr mit Eifer ergeben waren. Peutingers Eifer aber war immer durch Klugheit geleitet. Er war demnach gar kein Anhänger des Barfüßer-Mönchen F. Schillings, welcher mit unmäßiger Heftigkeit gegen die Geistlichkeit loszog, und dadurch bey dem Pöbel sich beliebt machte. Er gab selbst den Rath vielmehr dazu, diesen heftigen Mann, so wie es der Provincial seines Ordens verlangte, aus der Stadt zu weisen, damit nicht durch seine Predigten, der Pöbel zu unziemlichen Handlungen gegen die Geistlichkeit verleitet werden möchte. Allein es kam dennoch darüber zu einem Aufstand, und der Pöbel verlangte seinen geliebten Prediger zurück. Der Rath erboth sich, einen andern, den D. Urban Rhegius, aufzustellen, an dessen Lehre und ihrer Reinigkeit eben so wenig ausgesetzet werden könnte; allein es war ohne Frucht. Endlich ließ der Rath den großen Rath zusammenberufen, um von ihm zu vernehmen, wie weit er sich auf ihn würde verlassen können. Man hatte es wohl vornehmlich Peutingers Beredtsamkeit und eindringendem Vortrage zu danken, daß sich dieser sogleich mit Leib und Leben dem Rathe beyzustehen erklärte; allein es halfen die

die strengsten Anstalten gegen den unbändigen Willen des Pöbels nichts. Schilling mußte wiederum predigen; aber auch einige Haupt-Anführer bey dem Aufstande, mußten an dem Leben gestraft werden, ehe die Ruhe hergestellt werden konnte.

Peutinger hatte an den meisten Verhandlungen, die unter dieser Zeit in Kirchensachen vorkamen, und eben so an allen Angelegenheiten, welche das ganze Reich angiengen, den größten Antheil. Er war abermals auf den hier ausgeschriebenen Reichstag als der Stadt Abgesandter verordnet, p der zwar angefangen, aber, weil sehr wenige Fürsten dabey sich eingefunden, wiederum abgebrochen wurde. Eben so war er auch in der Stadt Namen, bey dem berühmten hier gehaltenen Reichstage, auf welchem die augsburgische Confession dem Kaiser übergeben, und öffentlich verlesen wurde. q Sogleich bey der Eröffnung mußte er im Namen der Stadt den ankommenden Kaiser bewillkommen, und alsdenn allen darauf vorkommenden Handlungen beywohnen. Er hielt Vortrag und Anrede, als unter der Zeit die hiesige Bürgerschaft dem Kaiser huldigte, und von ihm die Bestätigung ihrer Freyheiten

p 1525.

q 1530.

heiten erhielt. Endlich war er der hauptsächlichste Rathgeber und Anführer, als nicht nur die Stadt Augsburg, sondern auch Ulm, Frankfurt, Schwäbisch-Hall und andere, gegen den Reichsabschied, so weit er Religionssachen betroffen, protestirten, und auf ein allgemeines freyes Concilium provocirten, obwohlen sie damit, wie wohl voraus zu sehen war, sehr ungnädig aufgenommen wurden.

Nur noch einmal findet man Peutingern nach diesem in öffentlichen Geschäfften, nämlich da er im folgenden Jahre [r] mit Johann Hainzel nach Donauwerth geschickt wurde, um dem durchreisenden römischen König Ferdinand zu solcher erhaltenen Würde im Namen der Stadt den Glückwunsch abzustatten. Die Ursache, warum er in den Geschichtsbüchern auch fast nicht mehr genennet wird, ist mir unbekannt. Vielleicht war sein herannahendes Alter die Veranlassung, daß er mit ermüdenden Geschäfften verschonet wurde, und er nur diejenigen beybehielt, die ihm als Stadtschreiber oblagen; um so mehr, da nun die Stadt verschiedene angesehene Rechtsgelehrte als Advokaten in beständige Dienste genommen hatte, und diesemnach nicht alle Geschäffte eines Mannes

r 1531.

nes Schultern aufgebürdet werden durften; vielleicht hat er solche insgesammt von sich gegeben, um sein Leben in Stille, und in einer gelehrten Ruhe beschließen zu können; doch ist fast kein Beweis weder von diesem noch von jenem vorhanden. Gewiß ist es, daß auch dadurch seinen Verdiensten einige Belohnung zu Theil wurde, daß der Rath ihn mit seinen Nachkommen unter die Gesellschaft der Geschlechter, bey deren Vermehrung aufgenommen, [s] unter welcher sie sich auch, bis sie völlig abstarben, mit vielem Ansehen erhielten; und eben so gewiß endlich, daß er, wie schon oben gemeldet worden ist, nebst andern zur bessern Einrichtung der hiesigen Akten verordnet wurde. [t]

Allein Peutinger diente nicht nur unserer Stadt. Die römischen Kaiser und Könige, die Erzherzoge von Oesterreich, die Churfürsten von Sachsen ehrten seine Rathschläge, und bedienten sich seiner in manchen Vorfällen. Es ist merkwürdig von ihm, daß er vier römischen Kaisern und Königen aus dem Hause Oesterreich, nämlich Friederich dem IV. Maximilian dem I. Karln dem V. und Ferdinand dem I. als Rath gedienet hat. Darunter war er vorzüglich bey Maximilian

s 1538. t 1540.

lian dem I. in großen Gnaden und Ansehen; und wenn der Kaiser nach Augsburg kam, welches vielfältig zu geschehen pflegte, so wurde nicht leicht von ihm eine Berathschlagung vorgenommen, ohne auch Peutingers Gutachten darüber zu vernehmen. Allein, so sehr ihm dieser Karakter eines, wirklich in so manchen Vorfällen gebrauchten, und also nicht nur titularen kaiserlichen Rathes zur Ehre gereichet; so ist es doch eben so merkwürdig, daß er sich niemalen irgendwo als kaiserlicher Rath unterschrieben: da er hingegen den Titel eines Doctors der Rechte zu seinem Namen zu setzen niemalen unterlassen hat. Auch Churfürst Friederich von Sachsen bediente sich öfters seines Rathes, und holte denselben schriftlich ein, wie aus manchen von Peutingern an seine gelehrten Freunde geschriebenen Briefen zu erweisen ist.

Aus dem allem, was ich itzt erzehlet habe, erhellet sehr deutlich, wie ich glaube, daß Peutinger nichts weniger als ein müßiger, blos speculativer Gelehrter gewesen, sondern vielmehr, daß er seinem Berufe in allen Stücken ein Genüge zu thun, für die erste seiner Pflichten gehalten. Und dennoch war er ein Gelehrter vom ersten Range, welcher nicht nur zu seiner Zeit, we-

gen

gen seiner Gründlichkeit, sich allenthalben einen sehr großen Namen erworben, sondern dessen Ruhm auch heut zu Tage noch unter den Gelehrten blühet. Er war nahezu der erste in Deutschland, welcher die Liebe zu den Alterthümern und zur Geschichte rege machte, und den Gelehrten seines Vaterlandes denjenigen Geschmack daran beybrachte, den er selbst in Italien sich eigen gemacht hatte. Auch in seiner Vaterstadt fand er Gelegenheit, seine Neigung, zu Untersuchung der römischen Alterthümer, zu befriedigen. Von den Zeiten der Colonie her, waren noch manche, theils ganze, theils zerbrochene Denkmaale vorhanden, die vor seiner Zeit niemand achtete, die man für Grund- und Ecksteine gebrauchte, und woraus man nicht wußte, was man machen sollte. Es kann als ein besonderes Beyspiel der Unwissenheit damaliger Zeiten angesehen werden, daß man in der St. Ulrichs-Kirche denjenigen Platz, worauf ein Stein mit den Buchstaben D. M. gestanden, als das Grabmaal des heiligen Xymberts gehalten, weil man diese Buchstaben Divi Monumentum gelesen und erkläret hat. Peutinger bewies es, daß diese Buchstaben Diis manibus hießen; und also nicht die Grabstätte eines Heiligen, sondern eines Heyden anzeigten.

Man fieng nun an, sich zu schämen, und that den Stein aus der Kirche. Peutinger sammelte dergleichen Denkmaale, wo er sie in hiesiger Gegend habhaft werden konnte, stellte sie in seinem Hause bey der Domkirche auf, oder ließ sie einmauern, und manche derselben sind noch heut zu Tage in diesem, wiewohl ganz verändertem Hause des fürstlichen Kostanzischen Herrn Hofraths, Doctor Frankens, zu sehen. Sowohl diese, als andere in unserer Stadt und Gegend befindliche römische Alterthümer wurden von ihm beschrieben, und, besonders auf des Kaisers Verlangen, durch den Druck bekannt gemacht. Die Beschreibung machte großes Aufsehen unter den Gelehrten, und erweckte sehr viele zu glücklicher Nachahmung. Er sammelte auch römische Münzen, und war der erste, welcher deren Kenntniß beliebt, und zur Erläuterung der Geschichte brauchbar machte; nicht weniger wurde von ihm ein ansehnlicher Vorrath von Büchern angeschafft, die er zu Nahrung seines Geistes nöthig zu seyn erachtete, und womit er auch andern willig diente. Unter diesem Vorrath war die berühmte, nach ihm noch itzt sogenannte Peutingerische Reisekarte, die sich aus den Zeiten des römischen Kaisers Theodos des Großen herschreibt,

und lange nach Peutingers Tod in den Bücher-Schatz des berühmten Prinzen Eugens von Savoyen, mit diesem aber in den Kaiserlichen gekommen ist.

Durch diese Sammlungen wurde sehr viel Gutes gestiftet. Es war das wenigste, was er selbsten davon genoß. Denn etlichemal das Stück einer solchen Sammlung angesehen, etwan sich mit der genauern Untersuchung belustiget, hernach hingelegt, das ist gemeiniglich der Vortheil, den der eigene Besitzer hat. Indessen dienen sie auch zur Belebung anderer. Die Kenntnisse der Mitbürger werden erweitert, sie werden selbst neugierig, sammeln weiter, werden zum Nachdenken gereizet, und die Industrie wird befördert. Durch Peutingers Beyspiel wurden die Fugger ermuntert, gleiche Sammlungen zu errichten. Sie waren nicht so gelehrt wie er, sie besaßen aber größere Reichthümer, daher konnten sie weiter gehen, als er. Sie sammelten nicht nur Münzen und Aufschriften aus unsern Gegenden, sie holten alte und neue Bildsäulen aus Italien, kauften die vortrefflichsten Gemälde, schafften sich einen großen Schatz von gelehrten Schriften; und was für einen gro-

ßen Einfluß hatte nicht dieser Sammlungsgeist auf Wissenschaften, Künste, Professionen, folglich auch auf die Handlung, und dadurch auf das Wohl des Staates? Es ist demnach eine öffentliche Sammlung von Büchern, Kunstarten, oder auch Naturalien, kein todtes Kapital in einer Stadt, wie manche denken. Jemehr von der Obrigkeit darauf verwendet wird, jemehr wird sie von dem Bürger geschätzet, jemehr wird seine Industrie gereizet; die Kunst bestehet nur darinn, sie ihm recht angenehm und brauchbar zu machen, und sie so einzurichten, wie es etwan der Zeiten Umstände erheischen.

Jedoch Peutinger beförderte nicht nur durch seine Bemühungen das Studium der römischen Alterthümer, die Geschichte Deutschlands hat ihm eben so viel zu danken. Seine so betitelte Sermones convivales, machten die Liebe zu Untersuchung derselben unter den Gelehrten rege. Er gab aber auch bisher nur geschriebene deutsche Geschichtsbücher heraus, und machte sie bekannter; vornehmlich, um dem Kaiser Maximilian dem I. zu dienen, verfertigte er Auszüge aus historischen Schriftstellern. Wir haben ihm ohne Zweifel die **Chronik, von viel und mancherley Historien, in viel Landen und Gegen-**

den

den geschehen, von dem Jahr 903. bis auf 1521. zu danken, worinn sehr viel auch von der Geschichte unserer Stadt mit eingeflochten ist. Außer diesem hat er manches, das nicht so wichtig ist, theils eigene, theils fremde Arbeiten herausgegeben und bekannt gemacht.

Ein besonderer Beweis seines Eifers um Ausbreitung und Beförderung der Wissenschaften, ist die Gesellschaft, die durch ihn zu diesem Ende errichtet wurde. Sie bestund aus verschiedenen reichen Domherren, nämlich dem Matthäus Marschalk von Pappenheim, den Brüdern Adelmann von Adelmannsfelden, dem Probst Marquart von Stein, ihme Peutingern, und Georgen Herwart. Diese Gesellschaft hatte die Absicht, ein Kapital zusammen zu schießen, und gute, zumalen historische Bücher drucken zu lassen, welches damalen um so löblicher war, da man mit dergleichen noch nicht allzu reichlich versehen gewesen. Allein, auch dieser Gesellschaft gieng es wie allen denjenigen, welche nach der Zeit errichtet wurden; sie hatte keinen Bestand, und es ist nicht bekannt, ob auch ein Buch auf solche Kosten an das Licht gekommen ist. Obwohlen unser Augsburg nie einen Mangel an Gelehrten, auch nicht an großen Gelehr-

ten gehabt hat, so war doch die Liebe zu den Wissenschaften nie so allgemein, daß man viel darauf verwendete. Zu einer solchen Anstalt gehören zwar Gelehrte, welche die Einrichtungen machen, aber noch mehr reiche Leute, die sie unterstützen. Jene sind selten reich, und diese selten gelehrt. Jene sehen besonders auf Beförderung ihrer Lieblings-Wissenschaften, und werden öfters darüber uneinig; diese können und wollen öfters den vorgegebenen Nutzen derselben nicht genug einsehen, suchen Interesse dabey, treten mit ihrer Freygebigkeit zurück, und das beste Vorhaben geräth wiederum in Stecken. Es würde allenthalben mit gelehrten Gesellschaften so gehen, und gegangen seyn, wenn nicht manche das Glück genößen, durch königliche und fürstliche Freygebigkeiten unterstützet zu werden, wozu uns aber hier die Kräfte mangeln.

Ueberhaupts war zu Peutingers Zeiten die Anzahl der gelehrten Männer in Augsburg sehr geringe, und erst durch ihn wurden einige Liebhaber erwecket. Wiewohl nun sein gelehrter Umgang also in seiner Vaterstadt nicht groß war, so war doch seine Bekanntschaft und sein Briefwechsel mit auswärtigen um so größer. Es ehrten ihn Gelehrte in Deutschland, in Italien, in

Frank-

Frankreich, und in den Niederlanden, als einen der größten ihres Ordens, mit vertraulichen Briefen; daher findet man sehr viele seiner an sie erlassenen Antwortschreiben, und sonst sehr vieles zu seinem Ruhme in ihren Schriften. Diejenigen, welche hieher kamen, wurden von ihm auf das freundschaftlichste aufgenommen und bewirthet, auch wo sie es nöthig hatten, nach seinen Kräften, besonders durch weitere Empfehlungen, unterstützet, aufgemuntert und befördert.

Neben den Verdiensten, die er sich um die Alterthümer und Geschichte erworben, war er auch ein Freund der schönen Wissenschaften und der Musik. So wie seine an Kaiser Karl den V. gehaltene Rede von seiner Beredtsamkeit zeuget, so ist auch von ihm bekannt, daß er lateinische Verse geschrieben, und mit den Dichtern Celtes und Hutten gute Freundschaft gepflogen. Er war diesem dazu behülflich, daß ihm von Kaiser Maximilian in Gegenwart vieler Fürsten der poetische Lorberkranz ertheilet wurde; eine Ehre, welche damals sehr groß war, wenn sie schon in spätern Zeiten verächtlich wurde. Wie sehr er aber die Musik geschätzet, das ist aus derjenigen Abhandlung zu ersehen, welche von ihm den Cantionen der berühmtesten Componisten dieser Zeit, welche

Grimm und Wirsung gedruckt herausgegeben haben, angefüget worden ist.

Nichts ist wohl schöners, als einen durch Geschäffte und Wissenschaft berühmten Mann, auch im Schooße seiner Familie, an der Seite einer liebreichen Gattinn, und umringt von seinen zur Freude erwachsenen Kindern, groß und glücklich zu sehen; und dieses Glückes genoß Peutinger vorzüglich, vor allen andern, deren Leben hier beschrieben ist. Er vermählte sich mit einem Frauenzimmer aus einem der ältesten der hiesigen adelichen Geschlechter, Margaretha Welserin, [u] deren Vater damals zu Memmingen Stadt-Amtmann gewesen ist. Sie war 18 Jahre alt, als er sie zur Ehe nahm. Er rühmet sie selbst als eine ehrbare, wohlgesittete, und schöne Jungfer, welche, eine Sache, die zu der Zeit gewiß seltener als in den nachfolgenden gewesen, auch der lateinischen Sprache kundig wäre. Mit ihr kam ihm auch nachgehends ein ganz ansehnliches Vermögen zu. Diese Frau war nicht nur eine vortreffliche Hauswirthinn, sie hatte, oder bekam vielleicht erst durch ihren Eheherrn Geschmack am Lesen guter Bücher, die fast nur noch in lateinischer Sprache zu haben waren; sie wendete die Stun-

---

u den 12. März 1481.

Stunden, die ihr das Hauswesen und die Erziehung ihrer Kinder übrig ließen, darauf, ja, sie schrieb selbst in lateinischer Sprache mit vielem Geschmack und vieler Gelehrsamkeit. Es ist noch ein, und zwar noch ungedrucktes Schreiben von ihr, an Christoph Welser, Domprobsten zu Regensburg, ihrem Bruder, vorhanden, welches viele Hochachtung für sie erwecket, wenn man auch glauben wollte, daß ihr Eheherr ihr dabey manche Hülfe geleistet haben könnte.

Bey diesem rechtschaffenen und gelehrten Ehepaar nun ist es kein so großes Wunder, wenn auch die Kinder rechtschaffen und gelehrt wurden. Es war auch die ganze Erziehungsart darauf eingerichtet. Sie waren überzeugt, daß es auch den Töchtern anständig und vortheilhaft wäre, wenn sie neben dem, was sie zu Besorgung des Hauswesens zu wissen nöthig hätten, mehr lerneten, als damals gewöhnlich gewesen seyn mag. Auch diese erhielten also beyzeiten in der lateinischen Sprache Unterricht.

Die älteste, Juliana, starb zwar als ein Mädgen von wenigen Jahren, doch blieb ihr Angedenken. In ihrem vierten Jahre ließ sie der Vater, welcher sie ungemein liebte, den Kaiser Maximilian den I. als er nach Augsburg kam, im Na-

men des Magistrats mit einer kurzen lateinischen Rede bewillkommen. Der Kaiser hatte ein besonderes Vergnügen darüber, aber das innige Vergnügen des Vaters mag nicht geringer gewesen seyn; und eben dieses mag ihn bewogen haben, die kurze Anrede, die sie an den Kaiser hielt, in eines von seinen gelehrtesten Werken einzurücken. Zu größerer Ehre und Alter kam Constantia, seine zweyte Tochter, die ich von einem Gelehrten ihrer Zeiten den Musen, Sibillen, der Sapho, und andern gelehrten Damen beygesellet finde. Ein Dichter und Ritter, Ulrich von Hutten, hat kein Bedenken, sie das schönste und niedlichste Mädgen, von allen die damals in Augsburg lebten, zu nennen. Sie war es nämlich, welche den Lorberkranz flochte, damit er von dem Kaiser Maximilian dem I. beehret wurde. Hutten war kein Feind des schönen Geschlechts. Schon andere haben angemerkt, er werde gewiß nicht unterlassen haben, die schöne, und dabey gelehrte Constantia in witzigen Sinn-Gedichten zu erheben, davon aber ist auf unsere Zeiten nichts gekommen. Worinn vornehmlich ihre Gelehrsamkeit bestanden, davon ist nichts bekannt; vermuthlich in der lateinischen Sprache, dazu die Schwestern, so wie die Brüder, von Kindheit an

gewöh-

gewöhnet wurden. Heut zu Tage wird man diese Erziehungsart ohne anders für pedantisch halten; für Peutingers Zeiten könnte man sie eine galante Erziehung nennen. In der That, was in unsern Zeiten bey Erziehung der Töchter die französische Sprache ist, das konnte damals die lateinische heißen, wenn es in mehrern Häusern gewöhnlich gewesen wäre, den Töchtern so feine Erziehung zu geben, wie in Peutingers. Unter so vielen, sowohl Gelehrten als Ungelehrten, die in sein Haus kamen, und von welchen die erstern, zumal Italiäner, Franzosen und andere Ausländer, meistens in gelehrter Sprache, wie es gewöhnlich war, sich mögen unterhalten haben, mag es sehr angenehm gewesen seyn, einiges Frauenzimmer an ihren Gesprächen auf gleiche Weise Theil nehmen zu sehen; so gut es heut zu Tage einem jungen Frauenzimmer anzustehen pfleget, wenn sie in einer der lebenden fremden Sprachen sich in Unterredung einzulassen verstehen.

Noch größere Freude hat Peutinger an seinen Söhnen erlebt, welche meistens in die Fußstapfen des Vaters getreten sind. Claudius Pius, der älteste, war ein Mann von ausnehmender Gelehrsamkeit, wenn er sich schon nicht durch Schriften berühmt machte. Er erlangte die höchste

Würde in der Rechtsgelehrsamkeit, wurde des Raths Advokat, und machte sich in dieser Stelle ungemeine Verdienste. Nicht weniger hatten die drey jüngere, Christoph, Johann Chrysostomus, und Karl. Sie erhielten alle drey die Rathswürde, und der erste die höchste derselben, als Stadtpfleger. Und so war Peutinger glücklich auch in seinem Hause.

Er starb in einem sehr hohen Alter, nämlich im 82sten Jahre.[w] Erst kürzlich hat sich ein sehr schönes Portrait von ihm gefunden, welches Brucker und Haid, da sie den Ehrentempel deutscher Gelehrten herausgaben, nicht entdecken konnten, und welches Herr Johann Jacob Hertel in unsere Stadtbibliothek, den würdigsten Ort, wo es aufgestellt zu werden verdiente, geschenket hat. Das Portrait seiner Ehegattinn aber, der klugen Margaretha, von eben diesem Pinsel, war in der ansehnlichen Bildersammlung des erst vor kurzem verstorbenen Herrn Dechant von St. Moriz, Johann Baptista von Bassi, der durch Wissenschaft und Geschmack seinem Stande Ehre machte.

Johann

w den 24. November, 1547.

Johann Baptista Hainzel.

Zu Anfang des XVI. Jahrhunderts war Augsburg eine der volkreichsten und mächtigsten Städte von Deutschland. Handlung und Gewerbe waren im Flor, der Kaufmann sammelte sich Schätze, und der gemeine Bürger hatte reiche Nahrung; Wissenschaften und Künste begunten aufzublühen, und die Reichen rechneten es sich zur Ehre, sie zu ermuntern und zu beschützen. Die Stadt wurde durch Zünfte regieret, so wie sie die meisten Städte des Reichs, nach dem Vorgange der Städte Helvetiens, von anderthalb Jahrhunderten eingeführt hatten. Eine große Anzahl reicher Familien machten damals die Stadt sehr ansehnlich. Der kleinste Theil bestund aus den Geschlechtern, die sich seit der Einführung des Zunft-Regimentes auf sehr wenige vermindert hatten; viel größer war ihre Anzahl unter der Zunft der Kaufleute. Die angesehensten unter ihnen hatten sich durch Heyrath mit den Geschlechtern befreundet, diese nahmen sie in ihre Gesellschaften, und lebten mit ihnen in gutem Vernehmen. Viele waren von Herkommen den Geschlechtern gleich zu schätzen; einige waren Geschlechter aus andern Städten; und es schämten

sich wohl auch Edle vom Lande nicht, in diese Zunft und Gesellschaft zu treten. Unter solche Familien gehörte nun auch das Geschlecht der Hainzel, aus welchem derjenige Patriot entsprossen ist, dessen Leben zu beschreiben ich mir vorgenommen habe.

Dieses Geschlecht der Hainzel stammt ursprünglich aus der Schweiz. In alten Zeiten besaß es die Burg Degerstein bey Lindau, davon es sich schrieb, und Lüxbüchel, das gleichfalls am Bodensee gelegen war. Nachdem diese Güter verkauft worden waren, setzte es sich in verschiedene Reichsstädte. Endlich kamen gegen Ende des XV. Jahrhunderts Peter und Hanns Hainzel nach Augsburg, verheyratheten sich unter die Gesellschaft der Geschlechter, und begaben sich unter die Zunft der Kaufleute, wiewohl es nicht scheinet, daß sie selbsten Handelschaft getrieben haben. Eben dieser Hanns Hainzel gehört unter die rechtschaffenen Männer aus den Zünften, denen das Beste ihrer Mitbürger angelegen war; und er war einer, der in der Absicht, es zu befördern, Würden gerne auf sich nahm, die er nicht ehrsüchtig suchte, doch auch nicht abwendete, da sie ihm angetragen wurden. Er war lange von der Zunft der Kaufleute im Rath, und kam endlich

selbst

selbst zu der damaligen höchsten Würde des Bürgermeisteramtes, welcher er mit vieler Ehre vorstund. Zwey Jahre, nachdem er dieses Amt verwaltet hatte, beschloß man, die Anzahl der Geschlechter-Familien, welche so sehr abgenommen hatte, daß man daraus kaum die ihnen noch vorbehaltenen wenigen Stellen im Regimente besetzen konnte, zu vermehren; und bey dieser Gelegenheit kamen die Hainzel mit eben diesem Hanns und mit Anton, Peters Sohn, unter die Geschlechter, worunter sie sich bis auf das gänzliche Absterben der Familie behaupteten.

So thöricht es ist, sich mit den Verdiensten der Aeltern und Voraltern zu brüsten, und auf ein altes Geschlecht und edle Ahnen stolz zu seyn, ohne eigene Verdienste zu haben; so sehr schätzt es doch der Weise, der es aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachtet, als eine göttliche Wohlthat, von rechtschaffenen Voraltern abzustammen. Nicht nur hat er es zum Theil der von ihnen genossenen Erziehung zu danken, daß er besser und klüger ist, als seine Mitbürger; sondern auch das Beyspiel längst verstorbener Ahnen reizet ihn, auf der Bahn der Rechtschaffenheit, wenn sie dieselbe betreten haben, ihnen nachzuwandeln. Es ist also bey ihm kein verachtungswür-

diges Vorurtheil, wie bey dem Thoren, der diesen Vortheil nicht zu nutzen weis, und um so mehr Schande davon hat, wenn er darauf stolz ist, jemehr seine Vorfahren Ehre hatten. Demnach war es ein Glück, diesen rechtschaffenen Mann, welcher Hanns Hainzel war, zum Vater zu haben, gleichwie ihm ein Sohn, wie Johann Baptista Hainzel gewesen, keine Schande machte. Er erzeugte ihn [a] mit Katharina, aus dem uralten Geschlechte der Welser, deren Vater Anton, Stadt-Amtmann zu Memmingen, und gleichfalls daselbst ein sehr verdienter Mann gewesen ist. Zu der Zeit hatte D. Luthers Lehre noch keinen großen Fortgang in Augsburg genommen. Hainzels Aeltern waren noch der damals allgemeinen Religion zugethan, und ihr Kind wurde noch in der Domkirche zu Unser Frauen getauft. Bald hernach bekannten sie sich zu Luthers Lehre. Hanns Hainzel selbst war ihr eifriger Beförderer und Anhänger, und alle seine Nachkommen waren so, wie ihre Vettern, derselben zu aller Zeit nachdrücklich ergeben.

Ich bin nicht im Stande, von der ersten Erziehung unseres Hainzels sichere Nachricht zu ertheilen.

a den 26. Junius, 1524.

theilen. Die Folgen zeigen es, sowohl bey ihm als bey seinem Bruder, daß sie gut gewesen ist. Gewiß ist es, daß Johann Baptista die neu errichtete Schule bey St. Anna besuchte, wo anfangs Simon Geldenhauer, und nach ihm Xistus Betulejus oder Birk, Rectores waren, welchen leztern unser Hainzel beständig mit großer Dankbarkeit als seinen Lehrer verehrte. Die Hauptsache, die damals auf dieser Schule getrieben wurde, war die lateinische Sprache, Poesie, und Rhetorik, man übte die Jugend im Declamiren und Disputiren. An Wissenschaften, die für das gemeine Leben nützlich seyn konnten, und die zu einer Vorbereitung für dasselbe dienten, wurde nicht gedacht. Ich finde nicht einmal, daß in der ordentlichen Schule eine Anweisung zur Religion gegeben wurde; vermuthlich überließ man es den Predigern oder Haus-Lehrmeistern, weil die Schule bey St. Anna allein eine lateinische Schule seyn sollte. Indessen ist es gewiß, Birk zog Männer, die ihm in der gelehrten Welt viele Ehre machten, und schon die beeden Hainzel, Johann Baptista und Paulus, sind hinreichend, von seinem Fleiße und seiner Geschicklichkeit im Unterricht der Jugend Beyspiele zu geben. Nicht alle seine Schüler, sondern nur seine besten und liebsten, ließ er an

Feyertagen, und sonst wenn keine Schule war, zu sich kommen, und gab ihnen in der Astronomie, Poesie und Geschichte fleißigen Unterricht. Wir werden hernach noch unverwerfliche Proben finden, daß auch unsere Hainzel unter diesen gewesen sind.

Nach meiner Meynung, war es von dem Vater dieser jungen Leute sehr wohl gedacht, daß er sie zur öffentlichen Schule schickte. Man macht zwar öfters der öffentlichen Erziehung in Ansehung der Sitten allerley Vorwürfe, allein sie hat gewiß keine geringe Vorzüge für einen Jüngling, der zum obrigkeitlichen Stande bestimmet ist. Er lernet nicht nur sich mit andern vertragen, und wird mit ihnen in einer gewissen Gleichheit, ohne besondere Vorzüge erzogen, und dadurch zu einer Erkenntniß gebracht, daß er nicht besser als seine Mitschüler sey, wofern er nicht durch Tugend, Rechtschaffenheit, Fleiß und Geschicklichkeit sich ihnen vordringe; sondern er wächst hier auch mit denjenigen auf, die mit der Zeit seine Mitbürger, seine Untergeordneten, oder seine Collegen werden, und lernet sie von Jugend auf kennen. Gesetzt, der öffentliche Unterricht hätte auch einige Mängel, so wird er doch dem Privatunterrichte in vielen Stücken vorzuziehen seyn,

zum

zum wenigsten wird ihm leicht nachgeholfen werden können.

Für Aeltern ist es in der That kein geringer Vortheil, wenn sie die künftige Bestimmungen ihres Sohnes frühzeitig vor sich sehen. Es giebt nichts größere Erleichterung in der Erziehung. Man weis die Wissenschaften, die Künste, selbst die Sitten, die ihm dazu nöthig sind, und die er mit Anstand und Nutzen treiben und zeigen kann. Die Sitten der Höfe machen meistens einen Bürger unglücklich, der es vielleicht mit bürgerlichen Sitten am Hofe seyn, zum wenigsten sich nicht in erhabene Stellen damit schwingen würde. Ein feiner, und sowohl durch Wissenschaften als durch Geschäffte geübter Verstand, Vergnügsamkeit mit dem mittelmäßigen, ohne Ehrsucht oder Geiz, ohne Pracht, ohne Begierde nach glänzenden Wollüsten und Ergötzlichkeiten, ist einem zu obrigkeitlichen Geschäfften bestimmten Jünglinge das vorträglichste, und nur durch solche Eigenschaften, wird er nebst seiner eigenen Ruhe und Zufriedenheit, auch das Glück seiner Mitbürger befördern. Ich sage aber damit nicht, daß sich junge Geschlechter nur allein den sogenannten Brod-Studien widmen sollen. Weit davon entfernt, rathe ich ihnen vielmehr, sich mit dem gan-

zen Umfang aller Wissenschaften bekannt zu machen, und dieser ist zu unsern Zeiten ungleich weitläuftiger, als er zu den Zeiten unserer Hainzel war. Ich rathe ihnen, sich daraus eine Lieblings-Wissenschaft auszuwählen, und sich darinn so fest zu setzen, als es ihre Gaben und Umstände erlauben; sie mögen wählen, was sie wollen, Geschichte, Naturkunde, selbst die abstractesten Wissenschaften, oder auch wohl Künste; sie mögen auch damit abwechseln; diese Nebenarbeit wird ihnen immer nützlich seyn; sie werden dadurch ihren Verstand aufheitern, und sich Erfahrungen erwerben, wodurch sie da oder dorten der Welt gute Dienste leisten können; sie werden dadurch die Stunden, die von Geschäfften frey sind, angenehm besetzen, und folglich vom Müßiggange, langer Weile, und den vielmals daraus entstehenden Lastern sich frey machen; nur soll immer ihr Beruf und ihre Bestimmung ihr Haupt-Augenmerk bleiben, und sie sollen durch die Liebe zu nicht dahin gehörenden Wissenschaften sich nie verleiten lassen, jene zu versäumen. Demnach tadle ich auch an sich nicht, daß die jungen Hainzel die Astronomie zu einer ihrer Lieblings-Wissenschaften erwählt haben. Eben so wenig behaupte ich, wenn ich sage, sie sollen nicht hof-

mäßig erzogen werden, daß man sie mit dem Pöbel soll aufwachsen lassen, und nicht nöthig habe, sie zu feinern Sitten anzugewöhnen. Keineswegs, sie sollen sich stark von ihm unterscheiden; allein, ein solcher Unterschied zeigt sich nicht sowohl in Leibesübungen, in Sprachen, in Höflichkeits-Bezeugungen u. d. gl. noch weniger im Spiele, in der Auswahl prächtiger Kleider, Equipagen und Hausraths, als in einem feinen Verstande, in guten Einsichten, und angenehmen Sitten, die sich gemeiniglich auf das erstere gründen, und womit man sich auch selbst an Höfen Achtung erwirbt, wenn auch ihre Sitten in vielen Stücken von städtischen unterschieden wären.

In welchem Alter unser Johann Baptista Hainzel seine Vaterstadt verlassen habe, und wo er zuerst hingeschickt worden sey, weis ich nicht zu bestimmen. Sein Bruder Paulus wurde, da er erst 15 Jahre alt war, von Birken selbst zu seinem vormaligen Gönner, dem berühmten Gottesgelehrten Simon Grynäus, nach Basel gebracht. Allein, er blieb daselbst nur ein Jahr, und begab sich von dort nach Wittenberg, [b] wo ihm sein älterer Bruder, Johann Baptista, der

b 1542.

kaum das 18te Jahr erreichet hatte, bereits erwartete. Es scheint dieses die Gewohnheit damaliger Zeiten gewesen zu seyn, in sehr jungen Jahren diejenigen, welche den Wissenschaften gewidmet wurden, auf fremde Schulen und Universitäten zu schicken, wo sie sich aber, vermuthlich unter eigenen Aufsehern, wenn die Aeltern solche zu bestellen das Vermögen hatten, um so länger verweilten.

Zu der Zeit war Wittenberg diejenige hohe Schule, die für den Sitz der reinen evangelischen Lehre, und aller nützlichen Wissenschaften gehalten wurde. Luther, Melanchton und andere große Reformatores waren noch im Leben, und zogen dahin eine große Anzahl von Schülern. Auch an Rechtsgelehrten war kein Mangel, und in beeden Facultäten war sehr schöne Gelegenheit, zu lernen. Ich glaube, daß unser Hainzel sich beede wohl zu Nutzen zu machen wußte. Er bewies sich wenigstens in vielen Stücken als ein gelehrter Theologe, und hatte die Grundsprachen, wornach die heilige Schrift untersucht, und worinn die ersten Lehrer der christlichen Religion gelesen werden sollten und mußten, vornehmlich aber die lateinische und griechische Sprache, völlig in seiner Gewalt. Man hielt dieses damals für

eine Sache, die einem Gelehrten unumgänglich nöthig wäre, und zumal war ohne die leztern ein Gelehrter fast nicht zu gedenken. Es war auch nicht möglich, zu gelehrten Kenntnissen ohne diese zu gelangen, da alle Werke, woraus man sie schöpfen konnte, in einer dieser Sprachen geschrieben waren; daher kömmt es, daß auch diejenigen, welche sich eben nicht ganz den Wissenschaften, sondern mehr den obrigkeitlichen Geschäfften widmeten, und jene nur in so weit mitnahmen, als sie dadurch sich zu diesen geschickt zu machen glaubten, in solchen Sprachen mehr geübt waren, als öfters heut zu Tage für groß geachtete Gelehrte. In der That werden sie etwas zu viel vernachläßiget. In der griechischen und lateinischen Sprache finden wir unwidersprechlich die ersten und reinsten Quellen des guten Geschmacks, und die besten Uebersetzungen werden uns lange nicht so sehr dazu behülflich seyn, das Feine und wahre Schöne der alten Schriftsteller einzusehen, als wenn wir sie in ihrer eigenen Sprache lesen. Und gewiß ist der gute Geschmack in Wissenschaften, in Künsten und Sitten, auch für den Mann von Geschäfften eine wichtige Sache. Nicht nur giebt er ihm einen besondern Reiz bey andern, die nicht so viel Geschmack und Kenntnisse wie er er-

langet haben, sondern es wird, wenn er schon nicht eben ein Gelehrter zu heißen verlangt, ihm auch dadurch sehr viel erleichtert, wo es andern durchzudringen fast unmöglich ist.

Hainzel vernachläßigte demnach diese Sprachen auf der hohen Schule keineswegs, und gebrauchte sie nicht nur als Mittel zu Untersuchung der Lehre Christi, sondern er machte sich auch mit allen Profan-Schriftstellern der Griechen und Römer bekannt, und sammelte sich daraus Schätze, die ihm in seinem nachfolgenden Leben von nicht geringem Nutzen waren. Ich glaube fast, daß er diese Kenntnisse, die er sich daraus zu erwerben wußte, noch der eigentlichen Rechtsgelehrsamkeit vorgezogen, wiewohl er diese gewiß nicht versäumet, sondern sich so weit darauf beflissen, als er es für seine künftige Bestimmung nöthig zu seyn erachtete. Er war wohl niemals willens, darinn ein Lehrer zu werden, oder durch gelehrte Rathschläge der Einsicht der Richter Dienste zu leisten, oder, als Sachwalter, die Rechte einiger Clienten zu vertheidigen; mithin hatte er auch nicht so nöthig, sich alle Subtilitäten der römischen Rechte, die damals auf eine pedantische, und fast eckelhafte Weise auf den deutschen hohen Schulen getrieben wurden, bekannt zu machen;

hingegen aber sah er Gelegenheit vor sich, mit der Zeit als Richter in Streitfällen zu entscheiden, oder die Einkünfte des gemeinen Wesens zu besorgen, oder über die Sicherheit, Gesundheit, Bequemlichkeit und Vergnügen seiner Mitbürger Aufsicht zu erhalten; dabey aber mußte er sich mehr nach den Statuten und Rechten seines Vaterlandes zu richten wissen, als nach den römischen Rechten, die öfters dazu sehr unbrauchbar gefunden werden. Indessen war nichts anders zu thun, als eine genauere Kenntniß von diesen bis auf seine Zurückkunft zu ersparen, wo er alles in reichem Maaße nachzuholen sich bemühete. Er hielt es demnach ohne Zweifel für besser, die Grundsätze der Sittenlehre und politischen Klugheit, wie auch anderer gemeinnützlichen Wissenschaften, aus den Alten sich bekannt zu machen, und dieses um so mehr, da man in den meisten Wissenschaften zu seinen Zeiten noch nicht weiter als sie, ja vielmehr aus dem betrübten Verfall, worein die Wissenschaften gerathen waren, noch lange nicht wiederum so weit, als sie schon gewesen, gekommen war. Neben diesem setzte er seine astronomischen und astrologischen Lieblingsbemühungen fort, und legte guten Grund in der Kirchengeschichte; gewiß aber auch, doch mehr

durch eigenen Fleiß, als durch einigen Unterricht, der damals wohl schwerlich zu haben war, in der Geschichte und den Rechten, wie auch in Kenntniß der Verfassungen seines deutschen Vaterlandes. Auch in lebenden Sprachen war er nicht fremde, wie so viele Gelehrten seiner Zeiten. Er schrieb seine Muttersprache rein und nachdrücklich, wie man aus noch vorhandenen Aufsätzen siehet. Die französische Sprache war ihm geläufig. Ich zweifle auch gar nicht an seiner Kenntniß der wälschen Sprache, die damals so gemein in unserer Vaterstadt war, daß man darinn auch predigte.

Wie lange Hainzel sich auf dieser hohen Schule aufgehalten, ist mir eben so wenig bekannt. Sein Vater starb, [c] da er noch auf derselben sich mag befunden haben, und vielleicht gab ihm eben dieses Anlaß, sie zu verlassen. Vermuthlich besuchte er hernach erst noch andere Sitze der Wissenschaften. Es war wenigstens zu der Zeit sehr gewöhnlich, junge Patricier auf einige hohe Schulen in Frankreich, in den Niederlanden, oder in Italien zu schicken; und dieses geschah wohl auch bey ihm. Eben so gewiß kommt es mir vor, daß er auch weitere Reisen durch diese Länder vorgenom-

c 1543.

kommen, und sich durch Besuchung der berühmtesten Männer in Wissenschaften und in Verwaltung der Staatsgeschäffte zu bilden, und zu seinem künftigen Berufe noch weiters geschickt zu machen, gesucht hat. Vielleicht ist alles dieses mit seinem zweyten Bruder Paulus zugleich geschehen, doch auch davon sind keine Nachrichten vorhanden.

Fast keine Zeit ist für einen den politischen Geschäfften gewidmeten Jüngling wichtiger, als diejenige, zwischen seinen Universitäts- oder Reise-Jahren, und denen, wo ihm wirkliche Beschäftigungen aufgetragen werden. Es ist gleichsam ein leerer Raum, der mit Klugheit ausgefüllet werden muß. Man hat keine Lehrer und Führer mehr; die Compendien, die man bisher zu Wegweisern des Studierens gebrauchte, werden eckelhaft, und wohl gar verächtlich; es ist nichts mehr vorhanden, welches zum Studieren anreizte; keine bestimmte Stunden, kein berühmter und gefälliger Lehrer. Man bekommt demnach lange Weile, und diese zu vertreiben, fällt man in allerley Zerstreuungen, und endlich wohl gar in gänzlichen Müßiggang. Wie viel gab es leider zu allen Zeiten dergleichen Beyspiele, auch von solchen, die mit gutem Lobe von hohen Schulen

zurück-

zurückgekommen waren; zumal wenn etwa Eigendünkel, und die eitle Meynung von bereits erlangter Vollkommenheit, vermöge derer man nichts mehr nöthig hätte zu lernen, das ihrige dazu beytragen, oder wenn man wohl gar dasjenige, was man itzt erst lernen sollte, mit Verachtung und Geringschätzung anblicket. Glücklich ist derjenige, der den Trieb nicht verliehret, auf den gelegten Grund weiter zu bauen, oder in einer ausgewählten Lieblings-Wissenschaft sich vollkommener zu machen; noch glücklicher aber derjenige, der unter der klugen Anleitung eines vernünftigen, rechtschaffenen und patriotisch gesinnten Vaters oder Freundes, noch näher zu seiner Bestimmung vorbereitet zu werden, des unschätzbaren Vortheils genießet.

Unser Hainzel hatte keinen Vater mehr, als er in sein Vaterland zurück kam, und war sich selbst überlassen. Vielleicht aber nahm sich ein Freund seiner an, und leitete ihn auf dem rechten Wege. Vielleicht genoß er noch ein paar Jahre der Anweisung des gelehrten Stadtschreiber D. Conrad Peutingers, welcher seiner Mutter Schwester, Margaretha Welser, zur Ehe hatte, [d] oder doch dessen gleich gelehrten und verdienstvollen Sohnes

d † 1547.

Sohnes D. Claudius Pius Peutingers, seines nahen Vetters, welcher zu damaligen Zeiten als der Stadt-Advokat oder Rathsconsulent in den wichtigsten Angelegenheiten gebraucht wurde. [e] Gewiß ist es, daß Hainzel diese gefährliche Zeit auf das nützlichste und vortrefflichste anzuwenden wußte. Hier lernete er erst dasjenige, was ihn für sein Vaterland am brauchbarsten machte, und welches auf der hohen Schule nie erlernet werden kann. Er untersuchte die Geschichte, die Rechte, die Freyheiten seiner Vaterstadt, der er sich ganz gewidmet hatte. Er erwarb sich eine Kenntniß ihres Archives, und der darinn aufbehaltenen Urkunden, wozu ihm seine erstgedachten Vetter, die Peutinger, die beste Gelegenheit verschaffen konnten. Vermuthlich übte er sich auch im Rechnungswesen, und suchte sich dadurch geschickt zu machen, theils sein eigenes Vermögen richtig und ordentlich zu verwalten, theils auch sich vorzubereiten, wenn ihm vielleicht mit der Zeit Aemter, worinn das Cammerale des gemeinen Wesens bestehet, aufgetragen, oder Stiftungen anvertrauet werden sollten. Er hielt es ohne Zweifel für so nöthiger, je mehr er einsah, wie gefährlich es ist, sich allein auf die Treue der untergebenen Bedienten

---

e † 1551.

ten zu verlassen, die vielmals um so verwegener und gefährlicher werden, jemehr ihnen die Unwissenheit der Vorgesetzten in die Augen fällt; und dieses mag ihm auch bey seinen erworbenen Kenntnissen in mathematischen Wissenschaften nicht schwer gefallen seyn. Zugleich setzte er seine Lieblings-Wissenschaft, die Sternkunde, die Sprachkunde, die Untersuchungen der heiligen Schrift u. s. w. gewiß nicht beyseite, unterhielt einen Briefwechsel mit auswärtigen Gelehrten, und pflog vertraulichen Umgang mit denen, welche hier lebten, worunter ich seinen geliebten Lehrer Birken, und den Geschichtsschreiber Gasser den ersten Rang geben darf. Und auf solche Weise machte sich Hainzel immer tüchtiger, die Laufbahn mit Ehre zu betreten, zu der er bestimmet war.

Allein, eben während seiner Vorbereitungs-Jahre, er mag nun schon in sein Vaterland zurückgekommen seyn, oder noch außer demselben gelebet haben, trugen sich darinn sehr wichtige Veränderungen zu, welche vornehmlich auf seinen Stand einen großen Einfluß hatten. Es waren in seinen Jugend-Jahren die sehr unruhigen Zeiten des Schmalkaldischen Bundskrieges. Die Stadt Augsburg hatte sich zu ihrem Nach-

theil

theil in eben diesem Jahr [f] in diesen Bund begeben, als neben dem Geschlechter Wolf Rhelinger, Hanns Hainzel, der Vater Johann Baptists, von der Zunft der Kaufleute Bürgermeister war. Es mag Eifer für die Religion, oder sonst eine gute Absicht diesen rechtschaffenen Mann bewogen haben, dazu mit anzurathen, oder es mag der Schluß wider seinen Willen, durch die Mehrheit der Stimmen gefaßt worden seyn; genug, die Folgen davon waren für die Stadt nicht die besten. Indessen verzog es sich zehn Jahre, ehe das Unglück völlig über sie hereinbrach, und in dieser Zeit ließen freylich die zum Theil heftigen Zunftmeister, besonders die Bürgermeister von Zünften, Seiz, Hoser, Hörbrot und Oestreicher, manches zu Schulden kommen, welches den Kaiser nicht wenig gegen die Stadt erbitterte. Hingegen waren die reichsten Geschlechter, die Fugger, Baumgartner, Welser u. a. dem kaiserlichen Hofe auf das eifrigste zugethan, und bey demselben in großen Gnaden. Die kaiserlichen Waffen hatten so große Vortheile bereits über die Schmalkaldischen Bundsgenossen erhalten, und eine schwere Belagerung stund der Stadt so nahe bevor, daß man endlich für gut ansah, die kaiserliche

f 1537.

Gnade wiederum zu suchen, die man auch, wiewohl unter schweren und hart entkräftenden Bedingungen, erhielte. [g] Der Haß wegen allem, was vorgegangen war, fiel allein auf die Zünftische Verfassung, welcher der Kaiser überhaupts nicht gewogen war, und sie in allen Reichsstädten, wo sie eingeführet gewesen, abstellete. Wiewohl nun die Aussöhnung geschehen war, so hielt er doch dafür, daß der Stadt besser gerathen wäre, wenn anstatt der democratischen eine aristocratische Regimentsform eingeführet und der größte Theil daran, den Geschlechtern überlassen würde. Diese Veränderung kam nun auch zu Stande. [h] Der Rath war von Evangelischen und Katholischen vermischt, und jener waren mehr als dieser, ja selbst die beeden neue gesetzten Stadtpfleger waren der evangelischen Religion zugethan, zum wenigsten gewiß einer.

Damals erhielte Hainzel noch keine Stelle, weder im Rath noch im Gerichte; vermuthlich weil er zu der Zeit noch nicht, wie es erfordert worden, verheyrathet gewesen. Allein, im darauf folgenden Jahre trat er einen andern Stand an. [i] Er vermählte sich nämlich mit einer Jungfrau

g 1547. h 1548.
i 1549. den 23. Jenner.

frau, aus einem angesehenen alten Geschlechte, Veronica Imhof. Ihr Vater, Leonhard Imhof, war im Rath und Ungeldamt, und der Großvater von mütterlicher Seite, Conrad Rhelinger, im geheimen Rath. Diese Verwandtschaft war also für ihn, zu künftiger Beförderung, sehr günstig; beyde waren der evangelischen Religion zugethan, und patriotische Männer. Das gemeine Wesen aber war dabey eben so glücklich, daß ein junger Mann von solchen Eigenschaften, wie er hatte, in solche Anverwandtschaft kam; denn die Menschen, auch als obrigkeitliche Personen, lieben natürlicher Weise diejenigen, die ihnen am nächsten sind, und suchen sie vor andern zu befördern. Diese Neigung ist oft blind, und nimmt die Fehler nicht gewahr, oder sie entschuldiget sie doch, oder hofft ihre Verbesserung, welche den Liebling zum Dienste des gemeinen Wesens weniger, als einen andern, tüchtig machen. Jedoch dergleichen war in Ansehung unsers Hainzels nicht zu besorgen. Er aber that wohl daran, daß er sich zeitlich, und mit kluger Wahl um eine liebreiche und treue Gefährtinn seines Lebens bemühete. Eine Ehe solcher Art hält von vielen Zerstreuungen und Ausschweifungen ab. Die Sorge für Familie und eigene Nachkommen-

schaft befördert zugleich die Achtung und Wachsamkeit für das Beste des Vaterlands; nur schade, daß sich nicht jedem gleiche Gelegenheit darbiethet, glücklich zu wählen. Derjenige aber, der solche finden kann, und zu gebrauchen aus Leichtsinn oder Ueppigkeit, oder Hang zu wollüstiger Unabhängigkeit vernachläßiget, handelt daran sehr übel.

Indessen [k] ereignete sich abermals eine wichtige Veränderung. Churfürst Moriz von Sachsen, und seine Bundsgenossen bemächtigten sich der Stadt, und die ehemaligen Bürgermeister von Zünften, Herbrot und Oestreicher, brachten es dahin, daß der Geschlechter-Rath wiederum abgestellt, und die zünftische Verfassung eingeführet wurde. Bey dieser Veränderung tritt Hainzel zum erstenmal auf; denn er wurde in den Rath erwählet, und erhielt die Stelle eines Oberrichters bey dem Stadtgericht. Allein es daurte nicht lange. Noch in eben diesem Jahre kam der Passauische Vertrag zu Stande; unser Hainzel wurde, so jung er noch war, nämlich in seinem 28sten Jahre, für tüchtig angesehen, neben dem öfters genannten unruhigen Georg Oestreicher auf die deswegen angestellte Zusammenkunft abgeordnet

---

k 1552.

net zu werden, und that dem in ihn gesetzten Zutrauen ein vollkommenes Genügen. Die Stadt kam wiederum in kaiserlichen Gehorsam, das Regiment der Geschlechter wurde wiederum eingeführt, und sie blieben seit dieser Zeit in ungestörtem Besitze. Bey dieser abermaligen Veränderung erhielt Hainzel eine Beysitzersstelle im Stadtgericht, von welchem er vorher Oberrichter gewesen war, dabey aber blieb er nicht lange, sondern sogleich im folgenden Jahre [1] traf ihn die Wahl in den innern Rath. Allein noch vorher, nämlich zu eben der Zeit, da die Zünfte wieder hergestellt waren, eröffnete sich für ihn eine Laufbahn, auf welcher er sich nach der Zeit große Verdienste erwarb. Man kannte nämlich schon seine besondere Liebe zu den Wissenschaften, und seine ungemeine Begierden, dieselben, nebst der Gottesfurcht und guten Sitten zu befördern; deswegen ernannte man ihn zu einem Ober-Schulherrn oder Scholarchen. Seine Gehülfen waren, Hanns Hartlieb, Wolfgang Paler, Zymprecht Hoser, D. Achilles Gasser, und D. Augustin Müller, lauter ehrwürdige, und zum Theil gelehrte Männer. Dieses war noch nicht genug, bald hernach wurde eben diesen auch das Kirchen-Probst-Amt, oder

 die

[1] 1553.

die Aufsicht über die Kirchenverfassung anbefohlen; und obwohl es scheinet, daß nach abermaliger Veränderung des Regiments, auch mit den Schulherren eine Abänderung gemacht worden, so nahm er sich doch des Schulwesens, so viel er nur konnte, mit möglichstem Eifer an, und suchte dabey manches Gutes zu stiften; bey der Kirchenpflege aber blieb er bis an sein Ende.

Damals kam ihm schon die bey seinem Aufenthalt zu Wittenberg gepflogene Bekanntschaft mit Melanchton zu statten. Er veranlaßte den Rath, an ihn, wegen Ersetzung dreyer erledigten Predigerstellen zu schreiben, und schrieb auch selbst deswegen. Melanchton gab sich viele Mühe, ihm gefällig zu seyn, und wir erhielten dadurch einige Männer, welche dem hiesigen Predigtamt Ehre machten. Niemand aber war geschickter zu einem Kirchenpfleger als Hainzel. Rechtschaffenheit, und eine ungeheuchelte Gottesfurcht belebten seinen ganzen Wandel, und ein unermüdeter Eifer, die Ehre Gottes, und das Beste der Kirche zu befördern, leuchtete aus allen seinen Handlungen; und alle diese waren ohne Hitze, ohne Eigensinn, sie wurden mit Sanftmuth und Gelassenheit ausgeführet, ohne diejenigen zu beleidigen, die anders als er dachten. Er beobachtete

eine

eine kluge Toleranz, war daher auch kein Freund von Controversen, sondern suchte Friede und Stille in der Kirche zu erhalten, und allen Streitigkeiten oder bevorstehendem Nachtheil, theils durch kluge Rathschläge, theils auch durch sein Ansehen zuvor zu kommen. Nicht leicht wird sich bey einem Manne von seinem Stande derjenige Fleiß, und die Andacht und Aufmerksamkeit im Lesen der heiligen Schrift finden, die von ihm noch bekannt ist. Die Bibel ist nämlich noch vorhanden, die er zu seinem täglichen Gebrauche gehabt hat; es ist die wittenbergische Aufgabe des Hanns Luft von 1543. und 1545. in zween Bänden in Folio. Man erstaunet über sein Nachdenken bey dem Lesen, welches aus den frommen Anmerkungen, die er fast zu jedem Verse setzte, zu ersehen ist; und es zeigt sich daraus, daß er wohl nicht leicht einen Tag seines Lebens habe verstreichen lassen, an dem er nicht dergleichen Uebung vorgenommen.

Allein diese Andachtsübungen hinderten ihn keineswegs an eifriger Vollziehung seiner übrigen Pflichten; sie waren ihm vielmehr der stärkste Antrieb, sie auf das gewissenhafteste zu beobachten. Es wurden ihm ohne Zweifel, bald nachdem er in den Rath erwählet worden, einige min-

der wichtige Aemter und Deputationen zu treuer Besorgung übergeben, davon nichts eigentlich mehr bekannt ist, noch es zu untersuchen sich der Mühe verlohnet. Gewiß aber ist es, daß, so oft außerordentliche Geschäffte von Wichtigkeit ausgekommen, vorzüglich er dazu verordnet worden ist; denn er war auch zu allem willig, sich gebrauchen zu lassen, was nur zum gemeinen Besten dienen konnte. Ein solches Geschäffte war die Besuchung des Reichs-Rathes, auf dem berühmten hiesigen Reichstage, [m] auf welchem der Religionsfriede geschlossen wurde. Hiezu war, von wegen der Stadt Augsburg, der Bürgermeister Conrad Mair, unser Hainzel, Hieronymus Imhof, und D. Sebastian Christoph Rhelinger verordnet, die auch hernach im Namen der Stadt das Instrument unterschrieben. Im folgenden Jahre [n] schickte der Rath Marx Pfistern, ihn, D. Sebastian Christoph Rhelingern, und D. Marx Zimmermann auf den zu Regensburg angestellten Reichstag. Zu der von Churfürst Ott Heinrich von der Pfalz, wegen des Wormsischen Religions-Gespräches, zu Frankfurt am Mayn veranlaßten Zusammenkuft, [o] wurde gleichfalls unser

---

m 1555. n 1556. o 1557.

unser Hainzel mit D. Zimmermann, und dem Pfarrer bey St. Anna, D. Meckart, abgeordnet.

Hierauf wurde ihm eines der wichtigsten und beschwerlichsten obrigkeitlichen Aemter zu Theile, p nämlich das Bürgermeisteramt. Er verwaltete dasselbe 10 Jahre mit vieler Ehre. Hier zeigte er seine Liebe zur Gerechtigkeit und Billigkeit, so wie sein uneigennütziges Gemüthe; er erwarb sich dabey die Liebe und das Zutrauen seiner Mitbürger, die er als ein Vater behandelte; und er misbrauchte niemals die Macht und das Ansehen, womit er bekleidet war. Gleich gerecht gegen Hohe und Niedrige, gegen seiner eigenen Religion zugethane, wie gegen Katholische, gegen Arme und Reiche, doch auch achtsam auf Verdienste; wenn sie schon durch einige Fehler verdunkelt waren, wußte er gegen jeden so zu verfahren, daß er sich keiner nachtheiligen Vorwürfe zu besorgen hatte, wenn seine Rechtssprüche auch nicht von Klägern und Beklagten angenommen wurden. Dieses wichtigen Amtes ungeachtet, wurde er neben zu, in verschiedenen Staatsangelegenheiten, besonders auf Reichs- und Kreistagen, gebraucht; unter der Zeit aber, mit Beybehaltung des Bürgermeisteramtes, in das Steueramt erwählet. q

p 1556. q 1566.

Endlich kam er in den geheimen Rath, [r] und sein Bruder, Paulus Hainzel, wurde an seiner Stelle Bürgermeister.

Wiewohl nun unser Hainzel seitdem den Abordnungen auf Reichs- und Kreistagen nicht mehr ausgesetzet war, so wurde er dennoch auch als Geheimer zu verschiedenen Verschickungen gebraucht. So geschahe es, als der Rath die von dem Kaiser auf Augsburg erkannte Commission, in Angelegenheiten Johann Jacob Fuggers, gegen seinen Vetter abzulehnen suchte,[s] da er befugt zu seyn glaubte, in dieser Sache als Richter der ersten Instanz sprechen zu können. Zu diesem Geschäffte wurde Hainzel, mit Matthäus Stammlern, und D. Hieronymus Fröscheln an den kaiserlichen Hof abgeordnet; und sie waren bald so glücklich, dasjenige, was sie suchten, auszuwirken.

Es giebt in der That ein sehr gutes Vorurtheil für Hainzels Eigenschaften und Verdienste, daß er zu so vielen wichtigen Angelegenheiten vorgezogen wurde. Er war der evangelischen Religion, und zwar sehr eifrig zugethan, und diejenigen, die ihn abordneten, nämlich die Stadtpfleger und der geheime Rath, waren eben so eifrig

rig

r 1568. s 1569.

rig katholisch. Indessen kamen auf den Reichstagen, die er zu besuchen gebraucht wurde, manche Dinge vor, bey welchen sich gar leicht eine Parthenlichkeit für den einen oder den andern Religionstheil hätte einschleichen, und ihn verleiten können, gegen die Vortheile der Katholischen zu arbeiten, zumal wenn er, wie meistens geschah, Collegen seiner Religion bey sich hatte. Allein er sah allezeit auf das Wohl des ganzen, jedoch ohne seinem Theile an seinen Rechten zu vergeben, so gut es die Umstände erlaubten. Dazu kam noch, daß man wohl wußte, in was für einer Achtung er bey Fürsten, Grafen und Gesandten, welche die Reichs- und Kreistage besuchten, stunde, die er sich durch Klugheit und feine Sitten erworben hatte. Da er nun dergleichen Rechtschaffenheit, mit vielem Verstande und mit Geschicklichkeit verband, so ist es kein Wunder, daß man, seiner Religion ungeachtet, immerfort ein vorzügliches Zutrauen zu ihm behalten.

Während der Zeit, da Hainzel diese Geschäffte mit so vieler Treue und Klugheit verwaltete, änderten sich die Umstände in seiner Vaterstadt ungemein. Als das Geschlechter-Regiment eingeführt wurde, war in Rath und Aemtern unter beyden Religionstheilen eine ziemliche Gleichheit,

ja es hatten die Evangelischen an der Zahl das Uebergewicht, doch waren die Katholischen, besonders die Fugger und andere, ihnen an Reichthum, und dadurch an Macht und Ansehen überlegen. Noch eine gute Zeit erhielte sich die Gleichheit, und man handelte und wählte ohne Unterschied der Religion, in Rath, Gericht und Aemtern. Auf einmal fand sich die Gelegenheit, dem katholischen Theil das Uebergewicht zu verschaffen; dadurch veränderte sich das gute Vernehmen und die Verträglichkeit, darinn man vorhin miteinander gelebet hatte. Auf der einen Seite suchte man alle Vortheile an sich zu ziehen, auf der andern wuchs Mistrauen und Verbitterung. Seit Ulstätts Tode, war kein evangelischer Stadtpfleger mehr, und lange Zeit war nicht einmal mehr einer im geheimen Rath. Indessen war damals der evangelische Theil der Bürgerschaft bey weitem stärker als der katholische, und dieser war mit der Ungleichheit, die in Rath und Aemtern immer größer wurde, sehr übel zufrieden. Vielleicht waren nicht sowohl Hainzels vorzügliche Verdienste, als eine gewisse Politik, dadurch man dem Misvergnügen in etwas steuern wollte, die Ursache, daß er in den geheimen Rath gewählet wurde. Allein, seiner großen Klugheit ungeach-

geachtet, war doch in der Hauptsache wenig geholfen. Er hatte darinn nur eine Stimme, und wenn er schon in Dingen, welche dem evangelischen Wesen nachtheilig waren, anderer Meynung gewesen, konnte er doch um so weniger durchdringen, als das Recht in Partes zu gehen noch nicht statt hatte. Er war zwar schon, seinem Temperamente gemäß, zu gewaltsamen Widersprüchen nicht geneigt; allein, wenn er auch heftiger gewesen wäre, so würden ihn seine Einsichten und Erfahrungen abgehalten haben, sich auf solche Weise zu vergehen. Er wußte, daß selten etwas Gutes dadurch ausgerichtet würde, sondern vielmehr Widerwillen und Feindschaften entstünden, die nirgends schädlicher seyn können, als unter Personen, deren Pflicht es ist, mit gleichem Eifer, und in gleichem Zuge für das gemeine Beste sich zu bemühen. Daher war in seinem Amte kein besserer Collega als Hainzel. Nur denjenigen von Amtsgenossen oder Untergebenen war er gefährlich, welche nicht auf rechten Wegen wandelten. Bey den Umständen aber, worinn er damals war, mußte er entweder nachgeben, und sich die mehrern Stimmen gefallen lassen, oder er mußte durch Klugheit der Sache eine Wendung zu geben suchen, dadurch dem

Scha-

Schaden wiederum vorgebauet wurde. Daß ihm diese Lage sehr viel Unruhe, Kummer und Verdruß gemacht, ist sich sehr leicht vorzustellen; ein Glück aber war es für die ganze Stadt, so wie für seine Religionsverwandten, einen solchen Mann am Ruder zu haben, welcher nicht nur vor Nachtheil zu hüten, sondern auch der einreissenden Verbitterung zu steuern wußte, die zwar von Tag zu Tag mehr anwuchs, allein, so lang er lebte, nicht zum Ausbruch kam, wie es sehr bald nach seinem Tode geschehen ist.

Es konnte an Gelegenheiten nicht fehlen, die ihm großen Verdruß verursachen mußten. Da der zünftische Rath ganz evangelisch war, so ist es ganz natürlich, daß er die Sorge für Kirchen und Schulen auf sich genommen, da dieses nach evangelischen Grundsätzen ihm gänzlich zustehet. Als das Geschlechter-Regiment eingeführet wurde, trat der neue Rath in die Rechte des alten, er berufte die Kirchendiener und Schullehrer, und entließ sie wieder. Er setzte auch Ober-Schulherren, unter welchen das Schulwesen stunde; zwar anfangs ohne Unterschied der Religion, hernach aber mehrentheils katholische. Eine Zeitlang gieng es gut. Man ließ die Kirchenpröbste und die Unter-Schulherren wenigstens durch

Rath und Empfehlungen etwas gelten; endlich aber, nachdem das Uebergewicht auf die katholische Seite einmal gekommen war, griff man immer weiter, und darüber gab es täglich neues Misvergnügen. Man entzog z. E. den evangelischen Schülern Stipendia, die ihnen vorher von der Stadt gegeben wurden. Die Schule bey St. Anna wurde vernachläßiget, die armen Schüler bekamen keine Unterstützung, und mußten sich großen Theils mit Betteln ernähren, und so viel zu gewinnen suchen, damit sie die Schulgelder bezahlen konnten, davon die Lehrer größtentheils leben mußten. Ueber dieses brachten die Fugger, und der Stadtpfleger Anton Christoph Rhelinger den Jesuiterorden, der besonders damalen, wegen intoleranter Grundsätze, den Evangelischen ein Schrecken seyn mußte, in die Stadt. Sie errichteten ihr Schulwesen, und lehreten die Armen umsonst. (Eine starke Lockspeise, sie an sich zu ziehen.) Man verstund sich mit ihnen über einen Pactbrief, und räumete ihnen manche Freyheiten ein.

Dieses zu verhindern, war nicht in Hainzels Macht; wiewohl es dennoch nach der Zeit Leute gegeben hat, die so unbillig waren, ihm zur Last zu legen, daß er nicht that, was er unmöglich

thun

thun konnte. Er drang stark darauf, daß diese wichtige Sache in einem gebothenen Rath, in welchem alle Glieder desselben zugegen wären, berathschlaget werden möchte. Allein, die Gönner des neuen Ordens, hielten dieses nicht für gut, weil sie alsdenn größern Widerstand beforchten, und sahen für besser an, es in aller Geschwindigkeit auszumachen. Sie brachten auch wohl einige, die vorhin nicht wie sie gedachten, auf ihre Seite, durch den Vorwand, es sey besser, mit gutem Willen den Orden aufzunehmen, als sich dazu nöthigen zu lassen. Und freylich hätte auch dieses sich ereignen können, da er damals an dem kaiserlichen und herzoglich baierischen Hofe in großen Gnaden stund. Es ist möglich, daß selbst unser Hainzel und sein Bruder so gedacht haben; denn in dieser Sache war kein anderer Weg, als entweder einzuwilligen, oder alle protestantische Fürsten aufzubringen; allein, war dieser wohl rathsam? oder würde er wohl gefruchtet haben? Oder gesetzt auch, Hainzel hätte ohne Widerspruch darein gewilliget; er hätte diesen Orden, ohne auf nicht vorauszusehende Folgen zu gedenken, nur von seiner schönen Seite betrachtet, und in der That hatte er, nach damaligem Zustande der Wissenschaften, die Hainzel so sehr liebte,

seine

seine Verdienste um ihre Ausbreitung, durch die Erziehung, wäre es wohl zu tadeln? Gereicht es nicht vielmehr seiner edeln Art zu denken zum Vortheil? Indessen gab ihm doch dieser Vorfall auch Gelegenheit, zum Besten seiner Religionsverwandten einen Versuch zu machen. Er glaubte aus Erfahrung bemerkt zu haben, daß es üble Folgen hätte, wenn katholischen Rathsgliedern die Oberaufsicht über die evangelische Schulen anvertrauet wäre, und machte bey dieser Veranlassung den Stadtpflegern den Vorschlag, daß den Evangelischen die Besorgung ihres Schulwesens allein überlassen werden möchte. Sie billigten seinen Vorschlag, und gaben seinen Vorstellungen Beyfall. Er wurde sie schriftlich zu übergeben angewiesen, er übergab sie auch, allein sie blieben liegen, und kamen nicht in Vortrag. Indessen war ihm schon lange eine abgesonderte, und der besondern Aufsicht des Magistrats nicht unterworfene Erziehungsanstalt für künftige Gottesgelehrten in den Gedanken. Nun war, sie auszuführen, die beste Zeit da. Er griff demnach das Werk mit vielem Eifer an, und diesem hat man die Stiftung und Errichtung des evangelischen Collegiums zu danken. t

t 1581.

Allein, wir wollen hier in etwas stille stehen, und unsern Patrioten von derjenigen Seite betrachten, von welcher er sich auch außer seinem Vaterlande Verdienste und Ansehen erworben hat, nämlich als einen Beförderer der Wissenschaften, und als einen großen Gönner der Gelehrten. Eine besondere Liebe für die Wissenschaften herrschte zu diesen Zeiten in Augsburg, welche die Peutinger und Fugger gepflanzet, und ausgebreitet hatten. Man suchte Gelehrte hieher zu ziehen, verschaffte ihnen guten Unterhalt, und belohnte sie nach Verdiensten. Man ehrte die fremden, welche hieher kamen, und suchte ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Man errichtete Büchersammlungen zu ihrem Gebrauche, und selbst die Obrigkeit stiftete eine, die noch unter die berühmten zu rechnen ist. Man machte Erziehungsanstalten zu Bildung gelehrter Männer, und gab armen, doch fähigen Köpfen, zu Erlernung der Wissenschaften reichliche Unterstützung. Diese Liebe hielt eine gute Zeit an, und war eben am stärksten, da Hainzel lebte; sie herrschte vorzüglich in ihm, und seinem Bruder Paulus. Dadurch bekamen wir die Birken, Wolfen, Schenken, Fabricius, Forster, Xylander, Occo, Gaßer, Höschel, Moibanus und andere, die unserer

Stadt

Stadt Ehre machten; dadurch entstund das Gymnasium, und die Stadtbibliothek; daher kamen die Stipendia, welche das Aerarium mittheilte, oder die Stiftungen, die von Reichen gemacht worden sind. Hainzel war kein eingebildeter oder eitler Liebhaber der Wissenschaften. Suchte er schon eben nicht den Ruhm eines Gelehrten durch Schriften zu erlangen, so liebte er sie doch, nicht ohne sie zu kennen. Er war wirklich gelehrt, er empfand den Nutzen der Wissenschaften für die Aufklärung des Verstandes, und für Beförderung der obrigkeitlichen Geschäffte, doch vertiefte er sich nicht so sehr darinn, daß darunter die Amtspflichten Noth zu leiden, in Gefahr kamen. Er ehrte demnach die Gelehrten, er suchte sie hieher zu ziehen, er unterstützte sie auf allerley Weise, er beeiferte sich, die Wissenschaften auf das möglichste zu befördern, er war mit großen Männern in vertraulichem Briefwechsel, und mit den hier lebenden in freundschaftlichem Umgange; jedoch gelehrte Werke schrieb er nicht, oder gab sie wenigstens nicht heraus; denn daß er alle Zeit, die ihm von Geschäfften übrig blieb, auf die Wissenschaften verwendete, ja, wie Mylius in der ihm gehaltenen Leichenrede von ihm sagt, mehr schrieb, als viele andere gelesen haben, das ist

von ihm bekannt. Die Hochachtung, die er und sein Bruder für ihren Lehrer Birken hatten, und die Ehre, die sie ihm nach seinem Tode erwiesen, ist selten. Sie gönnten ihm eine Ruhestätte in dem Erbbegräbnisse, welches ihrem Geschlechte in der evangelischen St. Anna-Kirche gehörte. Sie gaben damit ein nachahmungswürdiges Beyspiel der Dankbarkeit, wodurch sie sich vielleicht selbst in ihren Zeiten bey denen, welche die eiteln Vergnügungen der Ueppigkeit, den Reizen gründlicher Wissenschaft vorgezogen, lächerlich machten. Daß der gelehrte Wolf bey dem hiesigen Gymnasium die Stelle eines Professors angenommen, davon gebührt der Dank diesen Brüdern, die ihn hier zu bleiben beredeten. Man findet da und dorten noch Spuren von ihrer Bekanntschaft mit Gelehrten, und Briefe, welche von ihnen an sie geschrieben wurden. Alle hier durchreisende Gelehrten kamen zu ihnen, sie zu besuchen, und wurden auf das liebreichste und gefälligste von ihnen aufgenommen. Nichts aber macht ihnen mehr Ehre, als das Zeugniß, welches ihrer Liebe zu den Wissenschaften, von dem großen Astronomen Tycho de Brahe gegeben wird, den sie zu der Zeit, da er sich hier aufgehalten, mit ganz besondern Ehrenbezeugungen empfangen und unterhalten haben.

Bey ihrer Neigung für die Sternkunde war es kein Wunder.

Paulus Hainzel hatte dazu noch größere Gaben und Liebe als Johann Baptista. Er scheute die Kosten nicht, [u] auf seinem Landhause zu Göggingen, nach Tychons Angeben, einen großen astronomischen Quadranten errichten zu lassen. Er stellte damit schöne Beobachtungen an, als man einen neuen Stern in dem Gestirne der Cassiopea erscheinen säh. Hingegen unser Johann Baptista hatte noch größeres Vergnügen an der Geschichte. Er und sein Freund Gasser gehörten mit unter die großen Beförderer der bekannten Kirchengeschichte, welche um diese Zeiten Matthias Flaccius Illiricus, Johann Wigandus, und Matthäus Juder unter dem Namen der Centuriarum zu Magdeburg schrieben. Sie sammleten bey vermöglichen Bürgern reichliche Beyträge, und verschafften dadurch die Mittel, daß dieses gelehrte und berühmte Werk, fortgesetzet und herausgegeben werden konnte, und daher kömmt es auch, daß die Verfasser ihnen, zur Erkenntlichkeit, die achte Centurie desselben zugeeignet haben. [v] Noch mehr that Hainzel an dem Geschichtsschreiber Gasser. Dieser würde niemals

u 1570. v 1564.

ohne seine Hülfe die Jahrbücher unserer Stadt zu ihrer Vollkommenheit gebracht haben. Er war nicht hier gebohren, und wurde nicht in Angelegenheiten unserer Stadt gebraucht. Seine Hauptwissenschaft war die Arzeney-Gelehrsamkeit, er bearbeitete die Geschichte als Liebhaber. Sein Stand gab ihm keinen Zutritt zu unsern Archiven, und als einem Fremden, der nicht von Jugend an hier gewesen, konnten ihm auch die bey Familien vorhandenen Urkunden nicht so wohl bekannt seyn. Allein, Hainzel verschaffte sie ihm zum Ueberfluß, oder wie Gasser selbst schreibt, bis zum Eckel. Daher nun ist Gassers Arbeit so richtig und vollständig, und daher hat man in unsern Zeiten, als unsere alten Urkunden wiederum hervorgesucht worden, gefunden, daß Gasser die meisten derselben, durch Hainzels Eifer ihm zu dienen, in seinen Händen gehabt haben müsse, wenn er sich schon, nach der Gewohnheit der damaligen Geschichtsschreiber, nirgends darauf bezogen hat. Er war auch erkenntlich dafür. Er verehrte seinem Gönner eine Abschrift seiner Arbeit, mit einem sehr dankbaren Schreiben begleitet. Hainzel nahm es sehr wohl auf. [w] Er dankte ihm in einer lateinischen Antwort, und gab ihm, neben

Ver-

w 1572.

Verehrung eines Pokales, den Rath, seine Jahrbücher dem Magistrat zuzueignen, von welchem er eine würdigere Belohnung zu erwarten hätte, als er, der nur ein Privatmann wäre, ihm ertheilen könnte. Gasser folgte diesem Rath, und übergab seine Arbeit dem Magistrat, wobey er Hainzels Bemühungen anzurühmen nicht vergaß. Allein, sie wurde damals nicht so gut, als sie verdiente, aufgenommen. Er hatte freylich da und dorten gegen die Katholischen in etwas harten Ausdrücken geschrieben, auch einiges hineingesetzt, welches verschiedenen Familien nicht gefallen wollte, indessen hat er immer, durch Hainzeln unterstützet, um unsere Geschichte sich ungemeine Verdienste erworben.

Es gehört mit unter die schönen Wirkungen von unseres Hainzels Liebe für die Beförderung der wahren Religion und der Wissenschaften, daß durch seinen Antrieb eine Sammlung zu Stande gebracht worden, durch welche man evangelischer Seits sich in die Umstände gesetzt sah, arme Schüler zu unterstützen, daß sie auch auf hohen Schulen ihren Fleiß fortsetzen, und für Kirchen und Schulen nützliche Männer werden konnten. x Dieses ist kein Werk eines Privatmannes; er that

x 1568.

es auch nicht allein, sondern hatte mehrere Gehülfen dabey, die mit ihm gleicher Eifer belebte, und zum Glücke fanden sie viele Patrioten, welche die Reinigkeit ihrer Absichten erkannten, und willig und reichlich beytrugen. Sie aber wendeten nicht nur dabey Fleiß und Mühe an, sondern sie giengen auch mit dem rühmlichsten Beyspiele voraus. Sie brachten dadurch eine ganz ansehnliche Summe Geldes zusammen, und dadurch gereizet, vermachte die reiche Wittwe Martin Weisens, Barbara Vetterin, eine gleich große zu einem gleichen Endzweck.

Eben so ist eine andere Stiftung ein schöner Zug von seinen edlen Gesinnungen, und seiner Freygebigkeit in diesem Stücke. y Die evangelischen Prediger waren größten theils ohne Vermögen. Sie lebten von ziemlich mittelmäßigen Besoldungen, und von der Mildthätigkeit ihrer Beichtkinder. Dieses erlaubte ihnen nicht, große Kosten auf theure Werke zu wenden, und sich die größere und kostbarere von solcher Art anzuschaffen; doch waren für sie die heiligen Bücher in den Grundsprachen, die Schriften der Kirchenväter u. d. gl. unentbehrliche Werke. Dieses sahe Hainzel sehr wohl ein; um nun auch hierinn zu hel-

y 1574.

helfen, errichtete er auf eigene Kosten zu ihrem Nutzen und Gebrauche eine Sammlung solcher Bücher. Sie bestund aus 87 Bänden, und enthielt die besten Ausgaben damaliger Zeiten; man hat die Verzeichnisse davon gedruckt. Durch dieses Beyspiel gereizet, geschah auch eben dergleichen von Karl Wolfgang Rhelingern, welchem in eben diesem Jahre das evangelische Ministerium eine Sammlung von etlich und 50 Büchern, die demselben nützlich seyn konnten, zu danken hatte.

Es machte sich Hainzel wohl keine größere Verdienste um die evangelische Kirche, und um die Beförderung der Wissenschaften, als durch die Stiftung des vorhin genannten Collegiums bey St. Anna. Seinen Rathschlägen und Bemühungen hat man es hauptsächlich zu danken, daß sie zu Stande gekommen, und daß ein Werk errichtet worden ist, von welchem wir noch heut zu Tage für Kirche, für Schule und Staat, wahren Nutzen haben. Er sahe den Verfall des Gymnasiums; es lehrten zwar an demselben berühmte Männer, ein Wolf, ein Henisch und andere, aber die Schüler waren größtentheils arm; sie und die Lehrer hatten Unterstützung nöthig, und daran fehlte es. Er wußte wohl, daß vom Scholarchat und dem Rathe, die nun größtentheils der

 katho-

katholischen Religion, und zwar immer eifriger zugethan waren, nichts zu hoffen war, daher sann er schon lange auf Mittel, wie dem Uebel, das daraus entstunde, abgeholfen werden möchte. Er veranlaßte eine Unterredung hierüber mit den gelehrtesten und erfahrensten Männern, welche wir damals hatten; nämlich mit den Unterschulherren Hartlieb und Linken, mit D. Georg Mylius dem ältesten des Ministeriums, mit Wolfen, Henischen und Fabricius, die an der Schule dieneten. Man gab verschiedene gute Rathschläge an die Hand, und trug vornehmlich auf die Stiftung eines Kosthauses an, allein es war noch kein Geld da, mithin mußte das ganze Vorhaben für damals unterbleiben. Indessen streueten diese würdigen Männer ihre Gedanken unter der evangelischen Bürgerschaft, besonders unter den bemittelten aus, und gaben sie zur Ueberlegung. Es dauerte einige Jahre, daß sonst nichts daran gearbeitet wurde. Unter dieser Zeit nahm die Sorge vor Schaden noch mehr überhand. Wolf, welcher dem Gymnasium in seinem Alter mehr Ehre als Nutzen schaffte, starb, und der Orden der Jesuiten kam in die Stadt. Die evangelischen Patrioten waren deswegen bekümmert, und nun fiengen sie erst viel eifriger an, Hainzels Rathschläge

ein=

einzusehen, und ihnen Gehör zu geben. Martin Zobel, und Niclas Pömer, zween sehr reiche Kaufleute, traten zu solchem Ende mit D. Mylius, einem jungen sehr feurigen Gottesgelehrten, zusammen, und erbothen sich zu einem reichen Beytrage, wenn ein Kosthaus für evangelische Schüler errichtet werden sollte. Dieser nahm ihr Erbiethen mit Freuden auf, und brachte es ohne Anstand an Hainzel, seinen Gönner. Es ist leicht zu vermuthen, wie freudig dieser dadurch gemacht wurde, das so lang überdachte Werk mit Nachdruck anzugreifen. Nun war es Zeit, auch andere Reiche dazu einzuladen. Er und seine Mitgehülfen bey der Kirchenpflege, Johann Matthäus Stammler, und Adam Rem, ließen eine Einladungsschrift ausgehen, und bald wurde eine ansehnliche Summe zusammengesammelt, zu welcher sie auch selbst, ein jeder nach Beschaffenheit seines Vermögens, reichlich beytrugen. So lange unser Hainzel noch konnte, sorgte er für alles, und führte über alles die Oberaufsicht, dergestalt, daß ihm vornehmlich die Herstellung dieser so nützlichen Anstalt zu verdanken ist. Er überredete auch den gelehrten D. Mylius, einen Mann, der gründliche Gelehrsamkeit mit einem unermüdeten Eifer verband, die Stelle eines Rektors dabey an-

zuneh-

zunehmen, und dieser würde sie mit Ehre und Nutzen behauptet haben, wenn nicht die bald hernach entstandenen sogenannten Kalender-Unruhen, und sein darinn etwas zu weit gehender Eifer, ihn derselben entzogen hätten. Hainzel bewirkte es noch, daß diese Stiftung von dem Magistrat bestätiget wurde. [z] Die beeden Stadtpfleger, Marx Fugger, und Anton Christoph Rhelinger, welche den Jesuiten und ihren Anschlägen nur gar zu gerne Gehör gaben, sahen sie zwar nicht gerne, jedoch aber, um die evangelische Bürgerschaft, die ohnehin immer schwieriger wurde, nicht noch mehr zu reizen, willigten sie gleichwohl darein, und begnehmigten den Stiftungsbrief, so wie er ihnen von den Kirchenpröbsten war vorgeleget worden.

Hainzels häusliche Tugenden waren eben so rühmlich als seine Vaterlandsliebe. Er lebte in nachahmungswürdiger Einigkeit mit seinen Brüdern, und auch diese hat auf das gemeine Wesen keinen geringen Einfluß, wenn solche Brüder unter diejenige zu zählen sind, welche demselben vorstehen. Die drey Brüder Hainzel, Johann Baptista, Paulus und Daniel, vornehmlich die beeden ältern, die an Jahren näher waren, machten auch in diesem Stücke ihrem Vaterland und ihrer

581.

ihrer Familie Ehre. Sie hatten fast gleiche Erziehung, gleiche Neigungen, gleiche Begierde, dem Vaterlande zu dienen, gleiche Ehrerbiethung für die Religion, und gleichen Trieb, die Wissenschaften zu befördern. Paulus, von dem ich nicht nöthig habe, mehr zu sagen, als bereits gesagt worden ist, starb, [a] als Johann Baptista schon auf sein Sterbebette hingeworfen war, und wurde von der ganzen Bürgerschaft, besonders von seinen Religionsverwandten so bedauret, wie er es verdiente. Nach Verfluß einer kurzen Zeit vereinigte die nämliche Ruhestatt zween Brüder, die in ihrem Leben so einig gewesen waren, und nach mehreren Jahren fand auch der dritte darinn seine Stelle, [b] in einem Grabe in der Kirche zu St. Anna, wo nicht nur ihre Aeltern ruheten, sondern wo sie auch ihren Lehrer Birken, und den Lehrern ihrer Kinder Wolfen und Höscheln, eine Stelle einräumeten.

Johann Baptista lebte in einer vergnügten und gesegneten Ehe mit seiner Veronica Imhof. Er erzeugte mit ihr 20 Kinder, und erlebte noch vier Enkeln. Es ist leicht zu vermuthen, daß ein Mann, wie Hainzel, seinen Kindern die beste Erziehung werde gegeben haben. Er schickte seine Söhne nicht nur in die öffentliche Schule bey St. Anna,

a g. 1527. † 1581. b g. 1529. † 1607.

Anna, wo zu ihren Zeiten Wolf, Fabricius, Henisch, Höschel und Reusner lehrten, sondern er hielt ihnen auch einen besondern Lehrer und Aufseher im Hause. Eine Zeitlang [c] war es Johann Busenreuth, von hier, ein Rechtsgelehrter, welcher nachmals Professor der Rechte zu Altorf und Raths-Advokat zu Nürnberg wurde. Hernach war es abermals ein Rechtsgelehrter, Johann Monachus von Schneeberg. [d] Dieser wurde nach der Zeit Professor zu Jena, Syndicus zu Nürnberg, sodann Ordinarius der Juristen-Facultät, und des Schöppenstuhls Beysitzer, ja selbst Bürgermeister zu Leipzig, und Canonicus zu Merseburg. Vermuthlich hatten diese geschickte Männer sehr viel von ihrem nachfolgenden Glücke der Unterstützung und Ermunterung unseres Hainzels zu danken. Hainzel konnte auch, seiner vielen Kinder ungeachtet, auf ihre Erziehung etwas wenden. Er hatte ein schönes Vermögen, und ungeachtet er für das gemeine Beste, für Kirchen, Schulen, Gelehrte und Arme ungemein freygebig gewesen, so war er doch dabey ein vortrefflicher Haushalter, ohne Pracht und Ueppigkeit, und weit von der Lebensart abgeneigt, welche zu damaligen Zeiten in Augsburg sehr gewöhnlich war. Er war

c 1568. d 1570.

war alſo auch hierinn ſeinen Mitbürgern und Standesgenoſſen ein vortreffliches Muſter, welches nachgeahmt zu werden verdienet. Reich, ohne Stolz und Ueppigkeit, haushälteriſch, ſo viel es der Wohlſtand gut geheißen, und ohne an erlaubtem Vergnügen ſich etwas zu verſagen; hingegen frey⸗gebig in edlen Handlungen, dankbar gegen diejeni⸗gen, welche an der Erziehung ſeiner Kinder mitar⸗beiteten, wohlthätig gegen Arme und Nothleiden⸗de, und ſtets bereit, auch mit ſeinem Vermögen das allgemeine Beſte, das Wohl der Kirche und der Schule zu befördern. Allein um ſo geringer war ſein Aufwand, in Kleidern, Hausrath, Tafel u. d. gl. Vielleicht ſchrien ihn manche für knickeriſch aus, weil er nicht ſo lebte wie ſie. Allein der Ge⸗brauch, den er von ſeinem Vermögen machte, war wohl edler als der ihrige. Daher hinterließ er nicht nur ſeinen Kindern ein anſehnliches Erbgut, ſondern dieſe entſprachen auch der guten Erziehung, die ſie von ihren Aeltern hatten. Die meiſten ſei⸗ner Söhne würden ſich durch Verſtand und Wiſ⸗ſenſchaft um ihr Vaterland Verdienſte erworben haben, wenn ſie nicht ſo ſtark in die Unruhen, die bald nach ihres Vaters Tode ausgebrochen waren, mit eingeflochten worden wären, und ſich, wiewohl aus den beſten und rühmlichſten Geſinnungen,

zum Theil zu einer ihnen nachtheiligen Hitze hätten verleiten lassen.

Hainzel war erst 57 Jahr alt, als er seinem Vaterlande und seinem Hause entrissen wurde. Er war eben noch in den eifrigsten Bemühungen für die Einrichtung des evangelischen Collegiums, daraus er sich ein Hauptgeschäffte machte, begriffen, als ihn eine schwere Berührung traf; [e] davon erholte er sich nicht mehr, der Ueberfall kam vielmehr zum öftern wieder, und er kam nicht mehr von seinem Bette. Die Betrübniß über den Tod seines Bruders Paulus warf ihn noch mehr; er erwartete aber seine Auflösung mit Standhaftigkeit, als ein Christ, von gutem Gewissen, der sich keiner Lasterthaten bewußt ist, hingegen einen versöhnten Gott erkennet. Bey dem allen war er noch auf seinem Krankenlager der rechtschaffene Patriot, der er jederzeit gewesen war. Die vornehmsten der obrigkeitlichen Personen, besonders Johann Matthäus Stammler, und Adam Rehm, seine getreuen Collegen bey der Kirchenpflege, besuchten ihn öfters, und berathschlagten sich mit ihm, sowohl über das allgemeine Beste, als über das Beste des evangelischen Wesens. Dieses lag ihm sehr am Herzen, und verursachte ihm den größten Kummer in seiner Schwach-

e den 25. April, 1581.

Schwachheit, weil er wohl sahe, wie weit man auf der einen Seite es zu schwächen suchte, und wie sehr das Misvergnügen auf der andern zunahm. Er gab sich noch Mühe, der eingerissenen Verbitterung nach seinen Kräften zu wehren. Zu diesem Ende ließ er einige Wochen vor seinem Tode, kurz vor der herannahenden Rathswahl, den gelehrten Raths-Advokaten D. Wernher Seuter zu sich kommen, und bath ihn sehr eifrig, weil er nicht selbst zu dem Stadtpfleger Anton Christoph Rhelinger gehen, und ihn sprechen könnte, in seinem Namen sich zu ihm zu verfügen, und ihm zuzureden, bey der Rathswahl doch darauf zu sehen, daß das Vertrauen der Bürgerschaft gegen den Magistrat, welches durch Hereinbringung des Jesuiter-Ordens sehr Noth gelitten, wieder hergestellt werden möchte. Dieses, glaubte er, würde nicht besser geschehen, als wenn in der Wahl, besonders in Ansehung der Geschlechter, eine Gleichheit beobachtet, und in die Aemter taugliche Personen, nicht von einer, sondern von beyden Religionen erwählet würden, ferner, wenn in wichtigen Sachen gebothener Rath gehalten würde, ingleichem, wenn man sich enthielte, den Evangelischen in Kirchen- und Schulwesen einzureden, da auch diese den Katholischen hierinn etwas vorzuschreiben nicht verlangten. Er dächte, wenn alles

dieses beobachtet würde, so müßte auch alles Mistrauen sich heben, und er würde um so fröhlicher sterben, wenn dieses noch vor seinem Tode geschähe. Er sezte mit Bewegung hinzu: In seiner ganzen Krankheit fechte ihn Gott Lob! das Zeitliche gar nicht an, nur aber gemeiner Stadt Ehre und Wohlfahrt, und der ganzen Christenheit friedliche Einigkeit. So war er Christ und Patriot bis an den lezten Hauch seines Lebens; ein wiederholter Schlagfluß machte diesem ein Ende, [f] nachdem er ein langwieriges, und öfters sehr schmerzhaftes Krankenlager ausgestanden hatte. D. Mylius hielt ihm in der evangelischen Pfarrkirche bey St. Anna, vor einer sehr großen Versammlung der um ihn äußerst betrübten Bürgerschaft, eine Leichenrede, [g] und in dieser Kirche wurde er auch, wie schon erzehlet worden ist, in sein Erbbegräbniß, zu seinen Aeltern, Bruder und Lehrer beygesetzet, ohne ihm dabey ein besonderes Denkmaal zu errichten, welches die hernach folgenden unruhigen Zeiten, die zumal seiner eigenen Familie so nachtheilig waren, mögen verhindert haben.

D. Ge=

f den 25. October, 1581. g den 27. dieses.

D. Georg Tradel.

Zuweilen finden sich Nachrichten von dem Karakter eines in der Geschichte bekannten Mannes, die sich so sehr widersprechen, daß man zweifelhaft wird, ob man denselben der geringern Anzahl der guten, oder dem großen Haufen der bösen zuzählen müsse. Gemeiniglich trifft diejenigen ein solches Schicksal, welche zu denen Zeiten leben, da Partheyen die Ruhe der Staaten, sie mögen groß oder klein genennet werden, erschüttern. Unter diese Art Menschen gehört auch **Georg Tradel**, ein Rechtsgelehrter, welcher zwar aus gelehrten Schriften wenig bekannt ist, der aber, diesem ungeachtet, wegen großer Wissenschaft, unermüdetem Fleiße, und ungemeiner Erfahrung, unter die angesehensten gerechnet zu werden verdienet. Zwar, wenn man seine Feinde höret, so besaß er nicht einmal diese Eigenschaften im vorzüglichen Grade; und wenn man der Abschilderung, welche sie von seinem Herzen machen, Glauben beymisset, so sollte kein Laster gefunden werden, das nicht auch er darinn genähret hätte. Indessen sprechen seine Handlungen, sein Fleiß, der Beyfall rechtschaffener Männer, die zu seinen Zeiten lebten, und die Unpartheylich-

keit, in Betrachtung damaliger Lagen und Umstände, mehr für als wider ihn, und geben genug Gründe an, um seinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Schon seine Geburt [a] blieb nicht unangetastet. Es ist wahr, er war aus keinem alten oder reichen Hause entsprossen. Sein Vater war ein bürgerlicher Schneider in der bischöflichen Residenz-Stadt Dillingen, jedoch nicht ganz ohne Ansehen, denn er war ein Rathsmann dieser Municipal-Stadt. Allein, ihn wegen niedrigem Herkommen geringschätzen, ist thöricht. Ein Mann, der ohne Vorgang verdienter Ahnen, ohne die Vortheile besserer Erziehung, sich durch eigenen Verstand und Fleiß erhebet, ist gedoppelter Ehre werth. Er wurde noch mehr von Seiten seiner Mutter angetastet, deren Leben nicht nach den Regeln der Ehrbarkeit soll geführt worden seyn. Doch auch dieses wäre ein Flecken, der ihm nicht mehr zur Schande gereichen könnte. Dem sey, wie es wolle. Er blieb nicht allzu lange bey seinen Aeltern. Sein Vater hatte einen Bruder, er hieß Caspar Tradel; dieser war ein guter Rechtsgelehrter und Advokat, oder Referendarius bey dem augsburgischen Stadtgerichte. Er sahe

a 1524.

sahe die ungemeinen Fähigkeiten seines kleinen Vetters ein; und da er selbst keine Kinder hatte, und die Unzulänglichkeit der Erziehungsanstalten in Dillingen, oder der väterlichen Geschicklichkeit dazu, ihm hinreichend bekannt war, nahm er ihn zu sich nach Augsburg, und gab ihn den geschicktesten Männern in Unterricht.

Dieses geschah ohne Zweifel in der neuen Schule bey St. Anna. Bey diesem Unterrichte entwickelten sich seine Fähigkeiten immer mehr, er übertraf alle Erwartungen der Lehrer, und war immer unter den Mitschülern der beste. Zumal war sein Gedächtniß bewunderswürdig. Lange Reden behielt er darinn ohne Anstoß, und legte sie mit dem schönsten Anstand ab; kaum hatte er ein Buch der Virgilischen Gedichte drey bis viermal gelesen, so sagte er es her ohne eine Zeile zu vergessen. Seine Aufsätze waren immer besser, als man sie von einem Knaben seines Alters erwarten konnte. Das Abschreiben gerichtlicher Aktenstücke war eine Beschäftigung, dazu ihn sein Vetter, sobald es nur das Alter erlaubte, zu gebrauchen suchte. Diese an sich trockene Arbeit für eine denkende Seele, war die erste Gelegenheit, in welcher sich sein zur Wissenschaft der Rechte vorzüglich geschickter Geist immer mehr

an den Tag legte. Er vollführte diese Arbeit mit großer Behendigkeit, ohne daß die Deutlichkeit und Zierlichkeit des buchstäblichen Karakters darunter litte. Ja, sie gab ihm schon damals Gelegenheit, über rechtliche Fälle nachzudenken, sich Vertheidigungs-Aufsätze zu machen, oder die Gründe der rechtlichen Entscheidungen zu entwerfen.

Man sahe demnach, daß er Unterstützung würdig war, die ihm nicht nur sein Vetter, sondern auch, die auf Erweckung und Beförderung fähiger Köpfe sehr aufmerksame Obrigkeit, hinreichend verschaffte. Durch diese Hülfe wurde er in den Stand gesetzet, hohe Schulen zu besuchen. Anfangs war er auf einigen deutschen, nachdem er aber einige Jahre darauf verweilet, war ihm das Glück so günstig, daß er Gelegenheit erhielt, mit Söhnen reicher Aeltern nach Padua zu kommen, auf eine hohe Schule, die in Ansehung der Rechtswissenschaft damals unter die vorzüglichsten gehörte. Ein hartnäckiger, ununterbrochener Fleiß, nebst der beständigen Uebung im disputiren und vertheidigen wichtiger Rechtssätze, brachte ihn in kurzer Zeit sehr weit. Er erhielt daselbst nicht nur die Würde eines Lehrers der Rechte, sondern es ertheilten ihm auch die Vorsteher dieser hohen

Schule, ungeachtet er ein Ausländer war, wegen seiner Geschicklichkeit die Erlaubniß, über die Justinianischen Anfangsgründe der Rechte öffentliche Vorlesungen zu halten. Ueber zwey Jahre lang bediente er sich dieser ihm zum Ruhm gereichenden Bewilligung. Man bewunderte sein erstaunendes Gedächtniß, seinen schönen Vortrag, seine ungemeine Beurtheilungskraft, sein scharfsinniges Nachdenken über die subtilesten Rechts-Fälle, seine Kunst, sie zu entwickeln und auseinander zu legen, kurz, er machte sich und seinem Vaterlande, an einem Orte, wo damals ein Zusammenfluß geschickter Köpfe zu finden war, nicht wenig Ehre.

Er verließ endlich Wälschland wieder, und begab sich nach Deutschland zurück. Anfangs erhielt er auf der herzoglich baierischen hohen Schule zu Ingolstadt den Lehrstuhl, und es scheinet, als wenn er dem Unterrichte der Jugend seine Tage zu widmen Willens gewesen wäre. Er verheurathete sich, und fieng eine eigene Haushaltung daselbst an. Allein, es daurte nicht lange. Seine Verdienste wurden bekannt; verschiedene Fürsten, Stände und Städte suchten ihn an sich zu ziehen, und bothen ihm die vortheilhaftesten Bedingungen an. Ja selbst zu einer Stelle am

Reichs-Hofrathe, oder am Reichs-Kammergericht zu Speyer, wurde ihm der Antrag gemacht. Allein, er wies alle dergleichen Anerbiethungen von sich, denn die Ruhe eines bürgerlichen Lebens war ihm jederzeit weit angenehmer, als alle Pracht der Höfe. Er widmete sich daher ganz dem Dienste der Stadt Augsburg, die er als sein Vaterland betrachtete; doch schlug er es auch nicht aus, andern, die Rathschläge in wichtigen Fällen verlangten, von hieraus zu dienen, und sich von ihnen gebrauchen zu lassen.

Tradel erhielt demnach die Stelle [b] eines Raths-Advokaten, oder, wie sie itzt genennet werden, eines Raths-Consulenten. Er dienete dem Rath mit Abfassung der Rechts-Gutachten, und Entwerfung der Urtheilssprüche, und er vertheidigte der Stadt Rechte in Vorfällen, darinn sie angefochten wurden. Allein, seine geschwinde Einsichten und geschickte Entschließungen, nebst seiner Behendigkeit in Ausführung der gefaßten Rathsschlüsse, machten ihn vornehmlich zu Abordnungen sehr geschickt; daher wurde fast immer er dazu gebraucht, wo nur Dinge von einiger Wichtigkeit dazu Anleitung gaben; und es vergieng fast kein Jahr, da er nicht im Namen der Stadt

b 1563.

Stadt Reichs- oder Kreistage besuchen, oder andere Geschäffte von dieser Art unternehmen mußte. Bey Besuchung der erstern war er meistens neben Rathsherren Hieronymus Imhof, und Johann Baptista Hainzeln, sodann neben Johann Matthäus Stammlern, Johann Jacob Rembolden, und Matthäus Welsern, die insgesammt Männer waren, von deren Eifer für das gemeine Beste unsere Stadt Ehre hatte. Man gebrauchte ihn vorzüglich in den Irrungen, [c] welche mit dem Hochstifte, wegen Besteurung der augsburgischen Hintersäßen in bischöflichen Gerichten, entstanden waren, worüber er zu Errichtung eines Vergleiches nach Dillingen abgeordnet wurde. Eben so erhielt er den Auftrag, [d] mit dem Erzherzoge Ferdinand von Oestreich, als er sich hier aufhielte, wegen Ausschaffung der Juden aus dem Dorfe Pfersen zu handeln. Er wurde im Namen der Stadt [e] auf den Landsbergischen Bundstag, und auf nicht wenige Städte Tage geschickt. Man bediente sich seiner in den Irrungen mit Burgau und mit dem Hochstifte, [f] und bey allen diesen Gelegenheiten wurde von ihm die Feder geführet; allein, ein trockenes Verzeichniß seiner Ab-

c 1566. d 1569.

e 1570. f 1576.

Abordnungen, ohne lehrreiche Beschreibung seiner besondern Verrichtungen bey denselben, würde weder ihm Ehre, noch dem Leser Nutzen und Vergnügen verschaffen; und wenn ich auch dergleichen Beschreibung unternehmen wollte, so würden doch sehr wenige Leser seyn, welche daran Theil nehmen könnten. Da er sich nun bey solchen Gelegenheiten sehr hervorthat, so gab dieses nicht nur verschiedenen einzelnen Ständen, besonders den Freyherren Fugger, und dem Reichs-Ritterstande, die Veranlassung, ihn zu ihrem Rath und Vertretter auf Reichs- und Kreistagen anzunehmen; sondern auch der gesammte schwäbische Kreis wurde bewogen, ihn mit Auswerfung eines ansehnlichen Gehaltes zum Kreisrathe zu ernennen, und auf diese Art nahm er immer an Ehre und Vermögen zu.

Allein, die sogenannten Kalender-Unruhen g sind die Ursache der Zweydeutigkeit seines Karakters. Er bekannte sich zu der augsburgischen Confession, und ich begehre an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen um so weniger zu zweifeln, da er sogar in Schriften gedruckte Zeugnisse von seiner Orthodoxie hinterlassen hat. Indessen ist es unläugbar, er hielt es in diesen jämmerlichen Zer-

g 1583.

Zerrüttungen und Verbitterungen nicht mit dem größten Theile der evangelischen Bürgerschaft, der sich sowohl in Ansehung des neuen Gregorianischen Kalenders, als wegen der bey dieser Gelegenheit entstandenen Streitsache von Berufung der Kirchendiener, dem Magistrat widersetzte, sondern offenbar mit diesem. Ob er nun recht gethan habe, das ist eine schwer zu entscheidende Frage. Es ist wahr, eine Sache, die anfangs blos politisch aussahe, wurde nun eine Sache der Religion. Der Magistrat erkannte, so wie viele Stände des Reiches, daß die neue Zeitrechnung ungleich richtiger und gewisser als die alte Julianische wäre, wie man es auch, nach unpartheyischer Ueberlegung einsehen mußte; daher hielt er es für gut, ihn einzuführen, wie von so manchen Ständen schon geschehen war. Allein, von Seiten der evangelischen Bürgerschaft, sahe man die Einführung des neuen Kalenders als ein Geboth des römischen Papstes an, und von diesem wollte und konnte man sich nichts gebiethen lassen. Man forchte, wenn man in diesem Stücke nachgäbe, so würde bald mehreres nachfolgen, und man würde wiederum in dasjenige Joch gespannet werden, welches die Väter kaum vor einem halben Jahrhundert abgeworfen hatten. Verschiedene Vorgänge

gänge hatten die Evangelischen schüchtern gemacht. Die Einführung des Jesuitenordens; die durch diesen erneuerte Processionen, Wallfahrten und Kreuzgänge; die jährlich abnehmende Anzahl der evangelischen Stimmen bey Rath und Aemtern; die Entziehung der Stipendien für evangelische Studirende, waren Dinge, daran sie nicht ohne Aergerniß gedachten. Feurige Köpfe, die es zwar redlich meynten, jedoch ihren Eifer zu weit trieben, brachten sie noch mehr auf, und durch diesen Eifer wurde der päpstliche Kalender eine Sache der Religion. Die Kirchenpfleger brachten deswegen wider den Magistrat bey dem Reichs-Kammergericht zu Speyer eine Klage an, und wirkten wirklich gegen ihn aus, mit Einführung des neuen Kalenders inne zu halten.

Der Rath aber, welcher einmal dessen Einführung gebothen hatte, beharrte darauf; er machte Vorstellungen gegen dieses Mandat des Kammergerichtes, und fuhr zugleich mit der Einführung fort. Er brachte es so weit, daß das Mandat wiederum aufgehoben und cassirt, zugleich aber die Befugniß des Magistrats, den neuen Kalender zu gebiethen, für gegründet erkannt wurden. Darüber nahm die Verbitterung immer mehr zu. Eine neue Streitigkeit hatte sich der

alten

alten zugesellet, der Magistrat wollte sich des Rechtes der Berufung der Kirchendiener nun ganz allein anmaßen, da er vorher öfters den Kirchenpröbsten in solchen Fällen freye Hand gelassen hatte. Dieses machte die Verbitterung weit größer. Darüber sollte Georg Mylius, der Senior des evangelischen Ministeriums, welcher sich am meisten widersetzte, aus der Stadt geschafft und geführet werden, und bey dieser Gelegenheit entstund ein erschrecklicher Auflauf. Ungeachtet er gestillet wurde, so nahm doch die einmal eingerissene Uneinigkeit mehr zu, als ab. Beede Theile giengen zu weit, wie es allezeit bey dergleichen Zerrüttungen und Landesplagen zu geschehen pflegt. Mylius gieng heimlich aus der Stadt, die Kirchenpfleger aber, denen der Rath alle heimliche Zusammenkünfte verbothen hatte, kamen wegen ihrer bey dem Kammergerichte gegen den Rath übergebenen Schriften in Arrest. Obwohl sie nun zwar bald entlassen wurden, so war doch der Sache noch nicht geholfen, um so weniger, da sich die evangelischen Prediger lange Zeit nicht fügen wollten, sondern vielmehr dem entwichenen Mylius Gehör gaben, welcher sie und die Kirchenpröbste, durch verschiedene ihnen zugeschickte Sendschreiben, in ihrer Widersetzlichkeit zu stärken

suchte.

suchte. Es waren also alle Versuche zur Versöhnung, die von verschiedenen benachbarten gemacht worden, ganz kraftlos und vergebens.

Eine kaiserliche Commission [h] auf Baiern und Oettingen, entwarf einen Vergleich, welchen der Rath gerne annahm, dazu sich aber weder die evangelische Bürgerschaft, noch das Predigtamt willig bequemten. Die Irrungen wurden immer bedenklicher, daher mußten die bereits abgereißten kaiserlichen subdelegirten Commissarien nochmals zurück, und mit sehr vieler Mühe wurde eine scheinbare Versöhnung zu Stande gebracht. Man dankte verschiedene Prediger ab, welche den Vergleich nicht annehmen wollten, und sezte neue an ihre Stelle, welche der Bürgerschaft nicht gefielen. Doch widersezten sich noch immer sehr viele. Eine gute Anzahl der Widerspänstigen wurde aus der Stadt geschafft, viele andere traten freywillig aus, und suchten, und erhielten Schuz bey protestantischen Fürsten und Städten. Mylius, der sich nach Wittenberg begeben hatte, fuhr fort, seine verlassene Mitbürger zu trösten, und wenn man es mit dem rechten Namen beleget, aufzuwiegeln. Er gab seine augsburgische Händel heraus, eine Schrift, darinn zwar viel wahres,

h 1584.

res, aber auch viel ungegründetes, viel bitteres und heftiges sowohl gegen die neuen Prediger, als auch gegen die Commissarien, gegen den Rath, und besonders gegen den Stadtpfleger Anton Christoph Rhelinger enthalten war. Sie machten sehr großes Aufsehen, und man fand daher für nöthig, durch einen Gegenbericht sie widerlegen zu lassen. So daurte die Verwirrung noch einige Jahre fort; sowohl die Reichsstädte, als die Abgeordneten der evangelischen Stände auf dem zu Frankfurt angestellten Deputationstage, suchten einen Vergleich zu Stande zu bringen, doch alles vergebens. Endlich [i] traten einige der angesehensten Bürger selbst zusammen, und versuchten es, der Sache ein Ende zu machen. Sie setzten ein neues Vergleichs-Projekt auf, und übergaben es dem geheimen Rath, welcher längstens aus diesen Irrungen zu kommen wünschte. Daher wurde das Projekt angenommen, und bald hernach auch selbst von dem Kaiser bestätiget.

Es ist ganz unbeschreiblich, wie groß damals die Verbitterung von beyden Seiten gewesen. Auf der

i 1591.

der einen Seite, Widerspänstigkeit gegen den ordentlichen Magistrat und dessen Diener auch in den geringsten Dingen, Schmähreden und Handlungen, Pasquille in Menge, Verachtung der neu gesetzten Prediger, und des von ihnen gehaltenen Gottesdienstes; auf der andern, Gewaltthätigkeiten in Rathschlägen und deren Ausführung, unüberwindliche Hartnäckigkeit, eben so niedrige Schmähreden und Schriften. Auf beyden Seiten heftige Rathgeber, dort Mylius und die Hainzel, hier die Jesuiten und Tradel.

Es ist gewiß, daß dieser in der ganzen Sache die Feder geführet; er war nicht nur der Verfasser aller derjenigen Schriften, welche von dem Magistrat bey dem Kammergericht und den Commissionen übergeben wurden, sondern auch derjenigen Widerlegung, welche gegen Mylius augsburgische Händel gedruckt wurde. Rühmlich ist es für ihn, daß alle diese Schriften, nicht nur gründlich, sondern auch mit mehrerer Mäßigung geschrieben sind, als man sie erwarten sollte. Er vertheidigte die Rechte der Obrigkeit, und suchte sie gegen Eingriffe und Vorwürfe zu retten, und behauptete in diesem Stücke eine gute Sache. Kein Wunder aber wäre es gewesen, wenn menschliche Affekten auch ihn zu schänd:

schändlicher Hitze verleitet hätten. Die abscheulichen Schmähschriften, die in Gestalt von Gedichten, Liedern, ja selbst Komödien von dem geweßten Kirchenprobst Johann Heinrich Hainzeln, und vielen andern über ihn gemacht worden, würden jeden andern zur Hitze haben verleiten können. Es ließen sich ganze Sammlungen davon anzeigen, die aber ihren Verfassern zur Schande gereichen würden; darunter ist eines von mehr als 100 gereimten Zeilen, in deren jeder er eines Lasters oder Schandfleckens beschuldiget wird, worunter nichts geringeres ist, als daß er sich mit Leib und Seele dem Teufel verschrieben habe.

Ich gebe gerne zu, daß es denen von der evangelischen Parthey sehr wehe mag gethan haben, daß sich einer der angesehensten, gelehrtesten und geschicktesten Männer in der Stadt, der sich öffentlich zu ihrer Religion bekannte, und vorher bey ihnen selbst beliebt gewesen war, gegen sie gebrauchen ließ, und ihrer davor gehaltenen Feinde Sache so bündig vertheidigte. Noch mehr, daß durch seine Rathschläge ihnen ihre Rathgeber, die heftigen Mylius und Hainzel, aus dem Wege geschafft, die gemäßigtern aber, nämlich die Raths-Advokaten D. Wernher Seuter, welcher an Geschicklichkeit Tradeln die

Wage hielt, und D. Gering von ihnen abgezogen wurden. Allein, zu Tradelns Vertheidigung dienet allerdings, daß er einer rechtmäßigen Obrigkeit gedient, und daß er mithin wider alle seine Pflichten gehandelt hätte, wenn er sich in einer Sache gegen sie hätte gebrauchen lassen; daß er einen Kalender für eine bloße politische, und nicht für eine Religionssache geachtet, wie es denn gewiß keine Sache war, welche die Religion unmittelbar betraf, und zur Seligkeit beytragen konnte; und daß er selbst das Recht von Berufung der Kirchendiener, auch nach protestantischen Grundsätzen, der Obrigkeit behaupten mußte, da noch kein Vertrag noch Privilegium, andern dieses Recht ertheilte und zueignete. Denn daß er zu gänzlicher Unterdrückung seiner eigenen Glaubensgenossen, sich als ein Verräther hätte gebrauchen lassen, wie ihm Schuld gegeben wurde, das ist eine Sache, die, wenn man seinen übrigen Karakter dabey betrachtet, nicht wohl zu glauben ist. Er blieb standhaft bey der Sache, die er einmal zu vertheidigen unternommen hatte, und weder Drohungen und Gefahren, noch Beschimpfungen, waren ihn davon abzubringen vermögend.

Bey solchen Umständen, in welchen sich Tradel den Haß und die Verfolgung von seinen Glaubensgenossen zugezogen, war es kein Wunder, daß ihm der Magistrat, dessen Dienst er guten Namen und Ruhe aufgeopfert hatte, um so mehr gewogen war, daß man alles Vertrauen auf ihn setzte, und ihm die wichtigsten Geschäffte auszuführen überließ. Vom Kaiser war er in den Adelstand erhoben worden, und sein Vetter, welcher bey schönem Vermögen, und ohne Kinder war, hatte ihn zum einigen Erben eingesetzt. Ueber dieses hatte er sich dreymal wohl verheyrathet. Seine erste Ehefrau, Sabina Lechnerin, nahm er zu Ingolstadt, als er daselbst die Rechte lehrte. Er hatte von ihr einen Sohn, Philipp Tradeln, welcher ein sehr geschickter Rechtsgelehrter war, und eben so, wie sein Vater, theils dem Vaterlande, theils den Herzogen in Baiern und andern Reichsständen, durch gründliche Rathschläge schöne Dienste leistete, und ungemein beliebt war, aber vor dem Vater, und zwar nur wenige Tage vor dessen Tode, starb. Er hatte auch zwo Töchter, die an Männer aus angesehenen Familien verheyrathet waren. Die zweyte Frau, Sabina, war aus dem al-

ten Geschlechte der Pfister, und starb ohne Kinder; die dritte war Veronica Közerin. Mit dieser erzeugte er einige Kinder; allein, da der ältere ihrer Söhne, Georg Tradel, auch nur ein Jahr vor dem Vater, ganz unvermuthet zu Venedig aus der Welt kam, welchen schmerzlichen Fall die Mutter vor ihm zu verbergen wußte, so blieb nur ein Sohn, Caspar Tradel, übrig, welcher zu der Zeit, als der Vater starb, noch zu Orleans studirte. Bey seinem unermüdeten Fleiße, und so vielen Geschäfften, war er dennoch der angenehmste Mann in Gesellschaft. Er war fröhlich im Kreise vertrauter Freunde, und liebte Scherz und Lachen, doch ohne einen ehrbaren Anstand zu überschreiten. Seine dritte Frau hatte er sehr gerne bey sich; sie begleitete ihn auch auf allen Reisen. Er liebte sie nicht nur wegen ihrer ihm anständigen Sitten, sondern auch deswegen, weil er an ihr eine treue Pflegerin hatte, die ihm bey den Beschwerlichkeiten eines lästigen gegen Ende seines Lebens kränklichen Körpers, sehr gute Dienste leistete. Man sah ihn nie müßig. Kam ein Augenblick, wo er von Geschäfften frey war, so brachte er ihn mit Lesen, Schreiben, oder Nachdenken zu.

Nur

Nur nach dem Mittagessen machte er sich, seiner Gesundheit zu gefallen, ein oder zwey Stunden öfters eine Bewegung, und fuhr in der Kutsche.

Bey alle dem, was bisher von ihm gesagt wurde, zweifelt wohl niemand, daß er ein Rechtsgelehrter von vorzüglicher Größe gewesen ist. Er war aber nicht ein Rechtsgelehrter allein, er hatte einen seltenen Trieb, sich mit allen Wissenschaften bekannt zu machen, so daß er auch mit den dunkeln Geheimnissen der Cabala sich einließ, und die hebräische Sprache lernete, welches zu jederzeit bey Rechtsgelehrten etwas seltenes gewesen ist. Auch in der Naturkunde war er wohl bewandert, so wie sie zu seinen Zeiten noch bekannt war, ehe sie durch die neuern Weltweisen von Vorurtheilen und Aberglauben ist gereiniget worden. Bey zunehmenden Jahren legte er zwar dergleichen Schriften beyseite, allein seine Hauptwissenschaft trieb er unausgesetzt fort, und nebenzu unterließ er das Lesen in den Schriften der alten Kirchenväter niemals, weil er daran ein überaus großes Gefallen hatte.

Es ist sich leicht vorzustellen, daß er in seinem Berufe, und bey seinen so wichtigen und oft höchst beschwerlichen Geschäfften sehr viel geschrieben hat. Er wurde in so vielen großen Rechtshändeln, welche nicht nur bürgerliche Streitigkeiten, sondern Angelegenheiten von Fürsten und Ständen betrafen, als Rathgeber gebraucht, und mußte darinn Streitschriften und Gutachten abfassen, die wegen ihrer Gründlichkeit sehr großen Beyfall fanden. Allein, so lange er lebte, kam davon nichts gedruckt in die Welt. Er hinterließ zween starke Fascikel seinen Söhnen, ich kann aber nicht mit Gewißheit behaupten, ob sie nach seinem Tode herausgekommen sind oder nicht. In den berühmtesten Bibliotheken eines Uffenbachs, Ludwigs, Senkenbergs, Heumanns, und anderer, finde ich sie so wenig, als in der Büchersammlung unserer Stadt, obwohl sie von Jöchern als herausgekommen angegeben werden, und demnach müßten sie sich sehr selten gemacht haben; wohin sich aber die Handschriften verlohren haben, ist mir eben so wenig bekannt. Ueberhaupts war Tradel eben nicht für die Ehre, seine Arbeiten gedruckt zu sehen, und sich auf diese Weise berühmt zu machen,

sehr eingenommen. Daher hat man nichts gedrucktes von ihm, als nur einige theologische Traktate, [k] wobey er sich vielleicht auch gegen ihm gemachten Vorwürfe rein zu machen suchte. Vielleicht würde er, wenn er noch länger bey Leben geblieben wäre, die augsburgische Statuten herausgegeben haben, die er in schöne Ordnung gebracht hatte, und worzu er nur obrigkeitliche Erlaubniß und Bestättigung erwartete. Allein, es kam dazu nicht, doch hat man in Handschrift einige sehr gründliche Anmerkungen, die er dazu machte. [l] Ueberhaupts war Tradel nicht nur ein gelehrter, und in seinen Geschäfften unermüdeter Mann für sich, sondern er war auch ein Freund und Beförderer der Wissenschaften bey andern. Gelehr-

k J. C. Georg Tradels Judicium und Ableinung der gotteslästerischen Arrianischen, von Christoph Osterroth ausgegebenen Schrift. Frankfurt, 1596.

l Ad aliquot consuetudines juraque singularia Reip. August. Georgii Tradelii JCti, ac ejusdem Reip. Aug. Advocati Observationes quædam practicæ, iis qui in foro publico Augustæ versantur, non minus utiles quam necessariæ.

te, welche hieher kamen, besuchten ihn vorzüglich, und wurden von ihm mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Er war ohnehin ein Freund einer guten Tafel und gastfrey, daher ließ er nicht leicht einen von sich, dem er nicht die Ehre, ihn dazu zu ziehen, erwiesen hätte. Der Schlesische Dichter, Frenzel von Friedenthal, welcher ein Lobgedicht auf unsere Stadt geschrieben, kann besonders dieses freundschaftliche Bezeugen, womit auch ihm, als einem Gelehrten, von Tradeln begegnet worden, nicht genug rühmen, so daß er voll Verwunderung darüber in den Ausruf ausbricht:

Hocne est excipere, hocne est tractare poetam?

So lange Tradel der Stadt diente, wurde er neben den ihm außerordentlich aufgetragenen Geschäfften, besonders zu Abordnungen auf Reichs- und Kreistage gebraucht, und während einer solchen Abordnung beschloß er auch sein Leben. Er war mit den Rathsherren Johann Jacob Rembold, und Johann Lauginger, wie auch den Raths-Advokaten D. Veit Breitschwert, und D. Leonhard Kager auf dem Reichstage zu Regensburg, wohin ihn auch

seine

seine Ehefrau begleitet hatte. Daselbst überfielen ihn sehr heftige Steinschmerzen, die ihm sein Ende verkündigten, da alle dagegen gebrauchte Hülfsmittel vergeblich waren. Er bereitete sich demnach als ein guter Christ zu seinem Tode, und faßte seinen lezten Willen ab. Darinn bedachte er nicht nur die Armen reichlich, sondern verschaffte auch dankbar dem gemeinen Seckel eine Rückerstattung von dem Stipendium, womit er in seinen Jugend-Jahren war unterstüzet worden. Er starb in großem Ansehen. m Seine Leiche wurde von den anwesenden Gesandten der Fürsten und Stände des Reiches bis vor die Thore der Stadt Regensburg begleitet, und sodann nach Augsburg gebracht. Man begrub ihn mit vielen Ehrenbezeugungen in sein eigenes Grab, welches er in der Domkirche hatte. Allein, seine Tochter Theodora, die an den Fuggerischen Rentmeister Gilg Sebastian Voit von Berg verheyrathet war, ließ ihm in der evangelischen St. Anna-Kirche ein Denkmaal errichten, wie er es verordnet hatte. Die berühmtesten Rechtsgelehrten, welche damals lebten, und andere Gelehr-

---

m 1598.

Gelehrte, die ihn hochgehalten hatten, bedaurten seinen Tod in vielerley Lob= und Trostgedichten, welche sein erstgedachter Tochtermann, und sein Sohn, Caspar Tradel, mit seinem von einem geschickten Künstler schön gestochenen Bildnisse, zusammen herausgaben. [n] Voit setzte noch ein sehr wohlgeschriebenes Elogium hinzu, in welchem die Umstände seines Lebens enthalten sind. Dieses habe ich größtentheils nur übersetzt, bey denjenigen Umständen ausgenommen, wo an seinem Karakter von seinen Feinden am meisten auszusetzen gefunden wurde, und welche Voit sehr kurz berühret hat.

Bern=

n Parentalia nobil. & clariss. viri G. Tr. V. I. Consultiss. Ord. Suev. Aug. Vind. Illustriss. Fugger. fam. plurimarumque nobiliss. partium Advocati &c. variis Carmin. epicediis, epigrammat. & elogio celebrata. 1599.

Bernhard Rhelinger.

Jetzt unternehme ich wirklich die Lebensbeschreibung eines mir sehr ehrwürdigen Mannes, welcher der katholischen Religion eifrig zugethan gewesen, und sich durch Rechtschaffenheit, Klugheit, patriotischem Eifer, Fleiß und Erfahrung ganz besonders ausgezeichnet hat, bey welchem ich aber auch alle diejenigen Schwierigkeiten vor mir sehe, die ich in den Vorerinnerungen angeführet habe. Nur die Quelle, daraus ich die Nachrichten habe, ist reicher als bey andern, denn die meisten Nachrichten sind aus seinen eigenen Schriften gezogen. Es ist **Bernhard Rhelinger**, ein Mann, der in den betrübtesten und kützlichsten Zeiten unseres Vaterlandes die höchste Würde mit Ehre getragen, und sich durch seine Billigkeit und Rechtschaffenheit zwischen zweyen Partheyen, die zu dieser Zeit einander kaum gleichgültig seyn konnten, in Hochachtung erhalten hat.

Ich enthalte mich, von dem Alter und Ansehen desjenigen Geschlechtes, woraus Bernhard Rhelinger entsprossen war, und welches sich nicht nur seit den ältesten bis auf die gegenwärtigen Zeiten, in welchen wir leben, um unsere und andere Städte, sondern auch um ansehnliche Reiche und Län-

Länder, in obrigkeitlichem, Gelehrten, Soldaten- und Hofstande große Verdienste erworben hat, etwas zu gedenken, da seine eigenen Verdienste alle dergleichen zufällige vereiteln. Genug ist es, wenn ich sage, daß sein Vater, Sebastian Christoph Rhelinger, gleichfalls ein Mann von vorzüglichen Verdiensten gewesen. Er hatte nach dem Beyspiele so vieler von Adel die Würde eines Doctors der Rechte angenommen, und als Advokat des Raths, demselben in den wichtigsten Angelegenheiten, welche damals vorfielen, mit Ehre und Nutzen gedienet, starb aber, da sein Sohn Bernhard kaum das siebente Jahr erreichet hatte.[a]

Wo nun dieser hernach hingekommen, wo, und auf was für eine Weise er erzogen worden, ist, mir wenigstens, ganz unbekannt. Vermuthlich kam er in das im Jahr 1570. errichtete Lyceum der Jesuiten, wiewohl er sich, in seiner nach der Zeit geäußerten Art zu denken, eben nicht ganz als einen würdigen Schüler derselben gezeiget, und nicht sogleich ohne allen Widerspruch in ihr Verlangen gewilliget hat. Eben so wenig ist es bekannt, wo er als Jüngling seine Studien fortgesetzet, ob er Reisen gethan, oder ob er sich eine

a Bernhard war den 9. November 1563. gebohren.

eine Zeitlang sonsten außer seinem Vaterlande aufgehalten. Genug ist es, daß er sich so viel Gelehrsamkeit erworben, um auch dadurch seiner Vaterstadt gründliche Dienste erweisen zu können, und von der Zeit, da er die Gelegenheit dazu erhielt, nimmt eigentlich erst seine Lebensbeschreibung ihren Anfang.

Er wurde sehr jung sogleich in den Rath erwählet, [b] denn er hatte dazumal kaum 26 Jahre zurückgeleget, und war vorher weder im Stadtgerichte, noch in einer andern Stelle, wo er einige Erfahrung sich hätte verschaffen können. Doch war er schon verheyrathet. [c] Seine Gemahlin, Constantia, war aus dem Geschlechte der Welser, eine nahe Baase des gelehrten Marx Welsers, welcher zu der Zeit in großem Ansehen lebte, und ohne anders waren, neben seinen guten Eigenschaften, auch diese Verwandtschaften die Triebfedern seiner frühzeitigen Beförderungen. Dem sey wie ihm wolle, er erhielt an eben dem Tage neben der Rathsstelle noch eines der wichtigsten Aemter, nämlich das Steueramt. In diesem Amte blieb er vier Jahre, alsdenn traf ihn die Wahl [d] zu einem noch wichtigern, nämlich zu dem Bauamte, und seit der Zeit kommen wenige

b 1589. c 1587. d 1593.

Geschäffte von Wichtigkeit vor, bey welchen nicht er gebraucht wurde. Dergleichen waren, die Verfassung einer neuen Policey- und Hochzeit-Ordnung, und vornehmlich die mit dem Hochstifte, und der Geistlichkeit überhaupts, in den Jahren 1599. 1602. und 1608. über verschiedene Irrungen errichtete Verträge, wozu nicht geringe Einsichten und Erfahrung erfordert wurden.

Doch es war das Bauamt selbst zu diesen Zeiten unruhig und beschwerlich genug, denn eben zu der Zeit fieng man die prächtigen Gebäude zu führen an, die zwar unserer Stadt zur Zierde gereichen, aber auch zu derselben bald hernach erfolgten Ruin den Grund graben halfen. Es ist bekannt, daß unter dieser Zeit nicht nur vier prächtige Springbrunnen gesetzt worden, sondern, daß man auch nach dem Angeben des berühmten Architekten, Elias Hollens, das Gießhaus, Zeughaus, das Siegel- und das Mezgerhaus gebauet, und schon auf diese große Kosten verwendet hat. Neben Rhelingern waren Matthäus Welser, und Christoph Böcklin in diesem Amte, welchem leztern hernach Wilhelm Sizinger, Hieronymus Buroner, und Wolfgang Paler folgten. Es ist eben nicht ausgemacht, welcher von diesen die Haupt-Triebfeder bey diesen Bau-Entschließungen

gen gewesen, doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich Welsern dafür halte, der damals in großem Ansehen lebte, und so gelehrt und geschickt er auch gewesen, selbst für sich mehr Aufwand machte, als sein Einkommen ertragen konnte, daher ihm auch ein gleiches Versehen in Ansehung des gemeinen Vermögens leicht zur Last kommen kann. Es zeiget sich indessen, daß er viel Verstand, und einen großen Geschmack hatte, wiewohlen die vornehmste Ehre von diesen Gebäuden den Architekten, die solche angegeben und ausgeführet, d. i. einem de Vries, Hollen und andern gebühret. Indessen hat das Amt, und besonders derjenige, der aus demselben am meisten der Sache sich angenommen, dafür ich Welsern halte, immerzu den Ruhm, gut gewählet zu haben.

Rhelinger hat um die Aemter, in denen er gestanden, eigene Verdienste, welche das Vermögen der Stadt auf keine Weise verminderten. Er studirte die Verfassung solcher Aemter auf das gründlichste. Er durchsuchte die Urkunden und Akten, welche solche betrafen, mit einem unermüdeten Fleiße, und machte sich daraus die nützlichsten Auszüge, dadurch aber zu derselben Verwaltung vorzüglich geschickt. Diese Auszüge, die er gemacht hat, sind noch dermalen vorhanden

und brauchbar. Sie betreffen das Steueramt, das Zeugamt, und das Einnehmeramt, wie auch die Verhandlungen in Irrungen mit dem Hochstifte und Dom-Kapitel, nicht weniger mit der Markgrafschaft Burgau, bey welchen Aemtern und Geschäfften er nach und nach sich gezeiget und hervorgethan hat.

Nachdem er nämlich 14 Jahre lang in dem Bauamte gestanden, traf ihn die Wahl [e] in den geheimen Rath, und zugleich in das Einnehmeramt und Zeugamt. Erst unter der Zeit, als er diese Würde trug, wurde das gröſste und prächtigste, aber auch kostbarste der hiesigen Stadtgebäude, nämlich das Rathhaus, aufgeführet. [f] Vielleicht mag er damals als Einnehmer manches misbilliget, und für überflüſsig und schädlich angesehen haben, was er als Baumeister vorher gerne gesehen und betrieben hatte, besonders wenn er, in die Zukunft einen Blick zu werfen, vermögend gewesen wäre. Indessen waren damals noch Zeiten, wo sich in Gebäuden ein Aufwand machen lieſs. Die Stadt war noch eine der reichsten und mächtigsten unter ihres gleichen, und unter der ungemein zahlreichen Bürgerschaft waren auch noch Familien, die groſse Reichthümer

---

e 1611.   f 1615. - 20.

mer besaßen, wenn schon unter der geringern viele über Nahrungsmangel klagten. Ueber dieses war eben itzt ein Zusammenfluß der geschicktesten Männer in allen Arten von Künsten da, durch welche der Magistrat sich ihrer zu bedienen, und ihnen Arbeit, Nahrung und Gelegenheit zu geben gereizet wurde. Und beede Umstände zusammen genommen, ist es von diesem rühmlich, dasjenige gethan und aufgewendet, nämlich die schönen Gebäude, die noch unserer Stadt Zierden sind, hergestellet zu haben, wenn schon die Folgen lehrten, daß es besser gewesen seyn möchte, wenn solch großer Aufwand nicht gemacht worden wäre.

Kaum waren sie nämlich hergestellt, g als die sogenannten Kipper- und Wipper-Zeiten einfielen, in welchen nicht nur hier in Augsburg, sondern fast durch ganz Deutschland, alle Münzsorten auf einen ungeheuren Werth getrieben wurden. Dadurch stiegen Lebensmittel und Waaren in gleichem Maaße, hingegen litten die Einkünfte der Stadt auf die erbärmlichste Weise. Die Theurung des Getreides insbesondere war so groß, daß sich der Magistrat, um unter der Armuth der Hungersnoth zu steuern, genöthiget

g 1621.

sahe, mit schweren Kosten Getreid zu kaufen. Hiezu mußten sehr große Summen auf hohe Verzinsung aufgenommen werden; dadurch kam die Stadt in eine große Last von Schulden, und verlohr sehr viel von dem Glanze und Ruhm ihres Reichthumes. Rhelinger hatte eben damals neben Conrad Peutinger, und Christoph Ilsung das betrübte Schicksal, in dem Einnehmeramt, und zwar als der erste zu sitzen, und es ist einzusehen, wie viel Mühe und Kummer ihm diese Umstände gemacht haben mögen, jemehr ihm, als einem Patrioten, das Beste des gemeinen Wesens am Herzen lag.

Jedoch, das alles war nur kühler Thau gegen demjenigen, was darauf erfolgte, und woran er noch weit größern Antheil als andere zu nehmen gezwungen wurde. Es ist bekannt genug, daß der in Böhmen ausgebrochene Religionskrieg sich nach und nach auch in unsere Gegenden zu ziehen angefangen. [h] Der Rath wurde dadurch bewogen, auf Vertheidigungsanstalten zu gedenken, welches noch um so leichter war, da nicht nur die Stadt nach damaliger Art sehr wohl befestiget, sondern auch das Zeughaus mit allen Arten von Gewehren, und was dazu gehörte, sehr

h 1622.

sehr wohl versehen gewesen. Rhelinger war, wie ich schon bemerkt habe, auch im Zeugamte, und beynahe hätten ihn diese Anstalten auf eine schreckliche Weise sein Leben gekostet. Er war mit seinem Collegen, Friederich Endorfer, auf Stephinger Thor-Thurn, als eben Doppelhacken losgefeuert wurden. Unglücklicher Weise sprang einem der Schützen der brennende Schwamm in die offenstehende Pulver-Truhe, und sie waren sämtlich in Gefahr, in die Luft gesprengt, oder erstickt zu werden, da noch ein großes volles Faß neben der Truhe stund. Doch der Schütz war bey dem großen Schrecken noch so entschlossen, und griff nach dem Schwamme, noch ehe sich das Pulver entzünden konnte, und mit Gottes Beystand wurden sie glücklich errettet. So wichtig Rhelingers Erhaltung für unsere Stadt gewesen, so glücklich wäre bey diesem Vorfall sein Amtsgenosse aus der Welt gekommen, dessen Leben nach der Zeit kein rühmliches Ende genommen. Unter den Personen, die in dieser Gefahr gewesen, war auch der Architekt Elias Holl, der es erzehlet. Der Rath hatte damals für nothwendig angesehen, einen außerordentlichen Kriegsrath niederzusetzen, welcher die Vertheidigungsanstalten besorgen sollte. Bey diesem war Rhelinger

eines der vornehmsten Glieder, allein die Gefahr gieng sehr bald vorüber, und man machte sich Hoffnung zur Ruhe.

Indessen starb im darauf folgenden Jahre [i] der Stadtpfleger Johann Jacob Rembold. Zu Ersetzung der dadurch ledig gewordenen höchsten der obrigkeitlichen Stellen war keiner so tüchtig und würdig, wie Bernhard Rhelinger. Es wurde, besonders in Rücksicht auf die bedenklichen Zeiten, sehr bald zur neuen Wahl geschritten, und sie fiel mit großem Vertrauen auf ihn. Sein Amtsgenosse war Hieronymus Imhof, ein Mann, von dem die Geschichte wenig meldet, der aber, wenn er schon am Geiste, Fleiß und Erfahrung Rhelingern nicht gleich gewesen, doch das Gute an sich gehabt haben mag, daß er dessen größeren und besseren Einsichten nachgegeben, und sich von ihm lenken lassen; eine Eigenschaft, die immer für die Rechtschaffenheit des Herzens Zeugschaft leistet, und ehrwürdig ist, wenn ihr auch die Gaben des Verstandes nicht entsprechen sollten. Dann gewiß sind diese ohne jene verächtlich und hassenswürdig. Sie trachten immer nach Schaden, da hingegen diese Gutes zu wirken suchet, so weit es in ihren Kräften ist.

Nie

i 1623.

Nie waren wohl zween Stadtpfleger, welche härtern Zeiten, schwerern und gewissenhaftern Geschäfften ausgesetzet waren, als diese beyde. Da Rhelinger das Amt antrat, war das Kriegsfeuer in Deutschland bereits in vollen Flammen, obschon noch nicht in der Nähe; die Bürgerschaft war schon sehr verarmet, es drückte sie Theurung, Nahrungsmangel, und Pest, und es fehlte nichts mehr als die Noth des Krieges, um sie gänzlich von ihrem vorigen Wohlstande herab zu stürzen. Allein, noch ehe es dazu kam, fielen den beyden Stadtpflegern Geschäffte zu, welche zu vollziehen sie nicht widerstehen konnten, wenn sie schon von den daraus fließenden Vortheilen ganz andere Ueberzeugungen als diejenige hatten, durch welche dieselbe ihnen aufgebürdet wurden.

Mich in derselben Beschreibung weitläuftig einzulassen, würde hier eine sehr überflüßige Beschwerde seyn; sie gehören nur so weit hieher, als sie Rhelingern betroffen haben, um daraus seine mühselige, und das Gemüth beunruhigende und kränkende Geschäfftigkeit, zugleich aber auch seine Rechtschaffenheit und Billigkeit, in ein Licht zu setzen. Es ist hinreichend bekannt, daß seit den Kalender-Streitigkeiten, nachdem sich die darüber zwischen beyden Religionstheilen entstandene

Verbitterung geleget, in unserer Stadt ein ziemlicher Ruhestand gewesen. Zwar fehlte es nicht an Mistrauen und kleinen Vervortheilungen, doch beobachtete man noch immer gegen einander den Schein der Billigkeit, und hielt den Religionsfrieden und die errichteten Verträge in Ehren. Ein Bischof, dem es wehe that, daß er durch die Religions-Verbesserung so viel an Ansehen und Einkünften verlohren, und der Jesuiterorden, zu dessen ersten Gelübden die Unterstützung und Ausbreitung der Macht des päpstlichen Stuhles gehörte, untergruben die Glückseligkeit, worinn unsere Voraltern noch dem Scheine nach lebten, und der für seinen Glauben zu sehr eifernde Kaiser Ferdinand der II. stürzte sie nieder. Die Umstände sind Reichskündig. Der Kaiser hatte sich vorgenommen, den Protestanten alle diejenigen Güter wiederum zu entziehen, welche sie seit dem passauischen Vertrage an sich gebracht hatten. Nun kam Bischof Heinrich, und klagte, wie sehr in Augsburg die Katholischen von den Evangelischen gedrücket würden, und wie diese ihnen die schönsten Kirchengüter entzogen hätten. Sein ungegründetes Vorgeben wurde von den Jesuiten, besonders von dem kaiserlichen Beichtvater, Pater Wilhelm Laimermann, unterstützet, und fand Gehör.

hör. Der Kaiser that ein Gelübde, in Ausfüh- des sogenannten Restitutions-Edicts, welches er schon damals im Sinn hatte, mit Augsburg den Anfang zu machen, und schickte unter dem Vorwand, Beschwerden abzuthun, Commissa- rien hieher, welche, das Vorhaben auszuführen, den Auftrag erhalten hatten. [k]

Diese Commission wollte durchaus erzwingen, daß die Katholischen über die Bedrückungen, die sie, dem Vorgeben nach, von den Evangelischen erdulten mußten, klagen sollten; sie wußten, konnten und wollten aber keine Klage vorbringen, so sehr man ihnen dazu Gelegenheit gab. Schon damals konnten die Commissarien den beyden Stadtpflegern, die beyde katholisch waren, es nicht verhehlen, daß der Kaiser willens sey, die ganze Stadt katholisch zu machen. Allein, diese waren weit davon entfernet, hierüber eine Freude zu bezeugen. Es ist sonderbar, daß die Commissarii hier mehr Vertrauen auf den ältern Stadtpfleger Imhof, als auf den Stadtpfleger Rhelinger gesetzt zu haben scheinen, da sie einmals denselben von einer geheimen Unterredung ordentlich abgewiesen; allein Imhof war zu klug, sich ohne seinen Amtsgenossen einzulassen, und das Vor-

k 1629.

Vorhaben gelang nicht, wie sie wünschten. Indessen mußte man über alle vorgelegte Fragen Auskunft geben, und die Commissarien erstatteten ihren Bericht, dessen Inhalt und Folgen erst in kommendem Jahre bekannt worden sind. Den beeden Stadtpflegern kam diese Art zu verfahren ganz besonders vor, und sie stunden in Ansehung der Zukunft in nicht geringen Sorgen. Daher brachten sie es in dem geheimen Rath dahin, daß der geschickte und gelehrte Raths-Advokat, D. Theißer, an den kaiserlichen Hof, das Ungewitter abzulenken, geschickt wurde. Jemehr sie aber entgegen strebten, jemehr suchte Bischof Heinrich sein Anliegen zu befördern. Das sahe er wohl ein, daß er so bald seinen Zweck nicht erreichen würde, wofern er nicht beede Stadtpfleger auf seiner Seite hätte. Sie dazu zu zwingen, hielt er geistliche Waffen für das mächtigste. Es war damals ein gebohrner augsburgischer Geschlechter, P. Conrad Reihing, Rector des hiesigen Collegiums der Gesellschaft Jesu. Diesen hielt sowohl er, als der kaiserliche Beichtvater, Pater Laimermann, mit dem er vorher darüber zu Rath gegangen, für ein zu seinem Vorhaben sehr taugliches Werkzeug, da er nicht nur ein Mann von feinem Verstande war, sondern auch wegen seiner

ansehn-

ansehnlichen Verwandtschaft, bey den katholischen Rathsverwandten von Geschlechtern beliebt seyn sollte. Er nahm, als ein für seine Religion sehr eifriger Geistlicher, das Geschäffte willig auf sich, und machte den Stadtpflegern, zu Beschönigung des Verfahren des Bischofs, die zierlichsten Entschuldigungen, um ihnen ja allen Argwohn zu benehmen, als wenn darunter die Beförderung weltlicher Macht und Hoheit zum Grunde läge, da alles nur zur Ehre Gottes, und zur Beförderung ihrer Religion angesehen wäre. Er gebrauchte Himmel und Hölle, stellte zeitliche und ewige Vortheile vor, um sie dahin zu bringen, zu Vertilgung der Evangelischen Vorschläge zu machen, und schloß endlich mit der Drohung, daß, wofern es von ihnen nicht geschehen würde, gar bald durch eine neue kaiserliche Commission die Sache vorgenommen, und auf eine weit beschwerlichere Weise vollzogen werden sollte.

Beede Stadtpfleger bezeigten sich dabey sehr standhaft und rechtschaffen. Ungeachtet seiner religiosen Gewissens-Rügungen, stellten sie ihm dagegen vor, daß sie eben wegen ihres Gewissens nichts vorzuschlagen wüßten. Sie bezogen sich auf den Religionsfrieden, welchem nicht entgegen gehandelt werden dürfte, und redeten unerschro-

cken

cken und tapfer von den Beschwerden, welche der Stadt zugefügt worden wären.

Reihing setzte nicht aus. Er hatte sowohl nach Dillingen an den Bischof, als nach Wien an Laimermann, den Ausgang dieser Verhandlung berichtet, und neuen Auftrag erhalten. Nun kam er zu Rhelingern allein. Er machte ihm die Zumuthung, ein in der Stadtpfleger Namen zu Dillingen an den Kaiser abgefaßtes Schreiben zu begnehmigen und ausfertigen zu lassen, worinn sie sich erbothen, sich in allem den kaiserlichen Befehlen zu fügen, und solche zu vollziehen. Rhelinger konnte sich nicht enthalten, darüber ungehalten zu werden, und selbst in Vorwürfe auszubrechen, welche dem Jesuiten nicht gefallen konnten. Dieser aber ließ nicht nach, durch wiederholte Besuche zu dringen, und brachte es endlich so weit, daß die beeden Stadtpfleger sich erklärten, ein von ihnen selbst aufgesetztes Schreiben an den Kaiser abgehen zu lassen, dessen Inhalt aber nicht bekannt wurde, wiewohl er leicht zu vermuthen seyn möchte.

D. Theißer, der selbst katholisch war, vollzog seinen Auftrag in Wien als ein rechtschaffener Mann, sorgte für das Beste der ganzen Bürger- und des gemeinen Stadtwesens nach seinem

Gewis-

Gewissen, vertheidigte die bey dem Kaiser äußerst schwarz gemachten Stadtpfleger und Rathsglieder, erfuhr aber auch, daß die Triebfeder des ganzen Werkes, P. Laimermann, nicht ruhen würde, bis er solches hinausgeführet hätte, und kam mit schlechtem Troste von Wien zurück. [1]

Nun war es ziemlich deutlich, was man mit der Stadt Augsburg im Sinne hatte. Es kamen schon verschiedene Bedenken, theils für, theils wider die vorhabende Reformation zum Vorschein, worunter dasjenige von beeden Stadtpflegern merkwürdig ist, welches ohne Zweifel Rhelinger gestellet hat. Sie bezeigten darinn, daß sie beede gut katholisch, und diese Religion nach allen ihren Kräften zu befördern geneigt wären, da sie nicht nur selbst dabey selig zu werden glaubten, sondern auch dieses der ganzen Bürgerschaft von Herzen wünschten. Indessen wären sie, vermög ihrer Eide und ihrer Pflichten, beyde Religionen zu schützen verbunden, so wie es auch selbst der Kaiser bey der Huldigung feyerlichst versprochen hätte, sie könnten daher zu Verdruckung der augsburgischen Confession und deren Verwandten für sich selbsten unmöglich beytragen, es sey dann, daß sie hiezu ausdrücklichen kaiser-

1 1629.

kaiserlichen Befehl erhielten, dem sie gehorsam seyn müßten.

Allein Bedenken, Entschuldigen und Vertheidigen half hier nichts. Des Kaisers Eifer wurde immer größer, je glücklicher seine Waffen gegen die Protestanten waren; er rückte mit dem Restitutions-Edict hervor, und Augsburg mußte die erste der Städte seyn, an welcher dasselbe vollzogen werden sollte, wo man es auch ungesäumt anschlug, und es auszuführen alle Anstalten vorkehrte. Das erste war, daß man bey nächster Rathswahl keine Evangelischen mehr in den Rath erwählen durfte, und daß der Kaiser die beeden Stadtpfleger Imhof und Rhelinger zu Executions-Commissarien ernannte, die auch, diesen Auftrag anzunehmen, sich nicht weiter entschlagen konnten.

Aus allem bisher erzehlten ist ziemlich deutlich wahrzunehmen, daß sie nicht mit Lust an dieses Werk gegangen, und daß zumal Rhelinger gar wohl eingesehen, daß zu hart mit den Evangelischen verfahren würde. Ich bin überzeugt, daß bey der Gemüths-Billigkeit und richtigen Denkungsart, die von ihm bekannt ist, mancher Kampf in seiner Seele vorgegangen. Hier waren seine Religion, deren Ausbreitung ihm nicht

gleichgültig seyn konnte, die Grundsätze seiner Geistlichkeit, die damalen wenig von Dultung zugaben, der Befehl des Kaisers, der mit Ungnade drohete, und ohne anders, auf eine Verweigerung, zu noch weit größerm Nachtheil der Stadt und Bürgerschaft, fremde Vollstrecker seiner Befehle aufgestellt haben würde; dort waren Eide und beschworne Pflichten, Religionsfriede, Verträge, und ein bey heiterm und nicht durch Vorurtheile umnebelten Verstande, nicht zu erstickendes Gefühl des Unrechts, welches durch die Vollstreckung solcher Befehle den Mitbürgern, die, wenn sie schon nicht wie er glaubten, es dennoch waren, zugefüget würde. Indessen waren die strengsten kaiserlichen Befehle da, und es war wahrer Patriotismus, sich ihnen nicht länger zu widersetzen, sondern sie mit Gelindigkeit zu vollziehen.

Das war auch beeder Stadtpfleger ernstlicher Vorsatz, und mit solcher Gesinnung griffen sie das Werk an. Sie suchten es immer so einzurichten, daß dem beschwerten Theile so wenig als möglich wehe geschehen, und er nicht auf das äußerste gebracht werden möchte; allein, nicht immer war es in ihrer Macht, gelinde zu verfahren. Der Bischof drang vielfältig, mit Unwillen über ihr sogenannt

tes Zaudern. Er konnte es kaum erwarten, bis die evangelischen Kirchen gesperret, die Prediger ab- und aus der Stadt geschafft, und die sogenannten geistlichen Güter ihm wiederum eingehändiget worden waren. Bey dem Kaiser half weder Flehen der Bürgerschaft, noch Fürbitte des Churfürsten von Sachsen und anderer Fürsten; er bezeugte sein Wohlgefallen über den Fortgang, und wünschte nur das Ende bald zu sehen. Indessen hatten die Stadtpfleger die größte Vorsicht nöthig, bey den großen Zudringlichkeiten und dem unbeschränkten Eifer des Bischofs, der Stadt in ihren Rechten nichts zu vergeben, da dieser zu Beschleunigung seiner Haupt- und Neben-Absichten, d. i. auch seine weltliche Macht in der Stadt zu vergrößern, alles zu übertreiben suchte, und zu dem einen wie zu dem andern den kaiserlichen Beichtvater auf seiner Seite hatte. Dieser kam selbst unter der Zeit [m] hieher, und suchte sowohl den Fortgang der Reformation, besonders aber das Interesse seines Ordens zu befördern. Bey dieser Gelegenheit bezeugte er beeden Stadtpflegern, das Wohlgefallen des Kaisers über ihre Handlungen, billigte ihr gelindes Verfahren, sprach ihnen zu, noch ferner auf gleiche Weise fortzuschreiten,

gieng

m 1630.

gieng nach Wien, und schwärzte sie bey dem Kaiser wegen ihrer Trägheit und Nachläßigkeit an. Diese Anklage wirkte neue Rescripte, und die Besorgung kaiserlicher Ungnade größere Strenge in der Vollziehung.

Die evangelischen Rathsherren übergaben Vorstellungen über Vorstellungen, sowohl bey den Executoren, als bey dem Kaiser, bey Churfürsten und Fürsten, doch ohne die geringste Wirkung. Sie sahen itzt nicht nur Kirchen und Schulen gesperrt, die Lehrer abgesetzt und verwiesen, die dazu gehörigen Güter in andern Händen; sie wurden auch aus den Stiftungen vertrieben, ja sogar auch diejenigen, die von Evangelischen selbst errichtet worden waren, ihnen entzogen. Endlich entsetzte man sie auch ihrer Dienste, nahm ihnen ihre Aemter, Würden und Ehrenstellen, weil sie Gewissens halben sich nicht entschließen konnten, die kaiserlichen Befehle zu befolgen, und die katholischen Kirchen zu besuchen. Dieses alles mußte durch die Stadtpfleger als kaiserliche Executores vollzogen werden. [n]

Es war für sie vielmals ein bitteres Geschäffte. So gut sie katholisch waren, so konnten sie sich dennoch gewiß nicht enthalten, es einzusehen, daß

n 1631.

ihre Mit-Rathsverwandten, als Bürger und als obrigkeitliche Personen, Männer von Verdiensten, und meistens aller Hochachtung würdig waren, und daß die Stellen, der von ihren Diensten entlassenen, schwerlich mit gleich tüchtigen würden ersetzet werden können; es zeigte sich auch, wie hart sie daran kamen, an der Gelindigkeit, womit sie darein giengen. Allein, der Kaiser und Bischof ließen nicht ab. Sobald jene ihre Erklärungen übergeben hatten, geschah die Entlassung, und ihre Stellen wurden mit Katholischen besetzt, so gut man sie finden konnte; den Stadtpflegern aber blieb die ihnen kaum erfreuliche Ehre, den Willen des Kaisers und des Bischofs mit lobwürdiger Mäßigung vollzogen zu haben.

Neben diesem eigentlichen Reformations-Geschäffte fehlte es nicht an andern. Die katholische Geistlichkeit, besonders der Orden der Gesellschaft Jesu, von welchem die ganze Geschichte gewissermaßen herrührte, die Carmeliten und Franciscaner, die sich alle zu Ausbreitung der katholischen Religion für höchst nothwendig hielten, und seit Luthers Zeiten keine Klöster mehr in Augsburg hatten, suchten sich wieder und fester in dieser Stadt zu setzen, und machten an den Magistrat [illegible] verdrießliche Forderungen, wurden auch

durch

durch kaiserliches Vorschreiben, und durch fromme Gutthäter aus der Bürgerschaft, unterstützet. Rhelinger, der, so eifrig er in seinem Glauben war, doch den großen angeblichen Nutzen für die Religion nicht einsehen konnte, hingegen für das gemeine Wesen offenbaren Schaden bey ihrer Aufnahme, und bey Einwilligung ihrer Zumuthungen gewahr wurde, war immer dagegen, und widersetzte sich so lange er konnte. Er konnte aber nicht hindern, daß die Jesuiten, obwohlen mit Widerspruch der Carmeliten, sich der Kirche, des Klosters und der Schule bey St. Anna bemächtigten; die Carmeliten einen Platz außerhalb der Stadt einnahmen, und sich dahin setzten, und die Barfüßer-Mönche einen Theil der St. Jacobs-Pfründ sich zueigneten, desjenigen, was sich der Bischof anmaßte, nicht zu gedenken. Ueber alle diese Begebenheiten und Angelegenheiten, welche sowohl die Execution, als überhaupts das Stadtpflegeramt betreffen, hat Rhelinger ein besonderes Protocoll verfaßt, aus welchem viele Züge seiner patriotischen und billigen Gesinnungen, die seinem Karakter Ehre machen, hervorleuchten.

Zu der Zeit, da die Evangelischen der Rathswürden und Aemter entsetzet worden, war Gu-

stav Adolph bereits in Deutschland, und nahm sich auch auf dem Convent zu Leipzig der evangelischen Bürgerschaft zu Augsburg an. Die evangelischen Stände, welche mit ihm in Bündniß getreten waren, fiengen sich zu rüsten an, und der Kaiser besorgte, sie möchten dahin trachten, sich der Stadt Augsburg zu bemächtigen, daher war seine Absicht, eine Besatzung darein zu legen. Die Stadtpfleger sahen dieses gar nicht für nöthig an, denn sie erkannten die Last, welche dadurch auf die Bürgerschaft fiel, zu gut, und machten dagegen Vorstellungen so lange sie konnten. Allein, sie mußten nachgeben, und ihre Einwendungen halfen so wenig gegen die Einnahme der Besatzung, als nach der Zeit diese gegen die Einnahme der Stadt. Indessen wurde die Gefahr immer größer, und Gustav Adolph rückte mit seinem siegreichen Kriegsheere immer näher. Nun forchte man die zahlreiche evangelische Bürgerschaft, man sah für nöthig an, sie auszuforschen, und suchte sie wiederum in Vertraulichkeit, und zu gutem Zusammensetzen einzuleiten. Die Stadtpfleger nahmen das Geschäffte auf sich, und ließen durch Philipp Hainhofern mit den angesehensten der evangelischen Bürgerschaft handeln. Allein, diese waren größtentheils nicht willig, sich

zu widersetzen. Sie wünschten vielmehr, daß man sich so bald als möglich in Accord einlassen möchte; und dieses geschah. °

Es ist zu bekannt, daß der König, nachdem er sich der Stadt bemächtiget, den Katholischen gänzlich derselben Regiment genommen, und es allein den Evangelischen anvertraut. Durch diese Veränderung verlohr auch Rhelinger seine Würde, und wurde ein Privatmann. Es ist von seinem Verhalten als solcher sehr wenig bekannt. Ich kann zwar nicht glauben, daß er unter der Zeit von drey Jahren, da die Schweden unsere Stadt inne hatten, sollte müßig gewesen seyn, da er vorher sein Vergnügen in Geschäfften gefunden; ich vermuthe vielmehr, daß er ganz gewiß zum Besten seiner Religion gearbeitet, so gut er konnte, daß er auch die Vorfallenheiten von dieser Zeit fleißig bemerket, allein weder von dem einen noch von dem andern sind Beweise da; und so viel ist ganz gewiß, daß in allem, was er auch unternommen, Vorsicht, Klugheit und Billigkeit ihn geleitet haben. Beede Stadtpfleger wurden sogleich bey dem ersten Einzug des Königes in die Stadt, von ihm zu sprechen verlangt. Sie verfügten sich auch deswegen auf das Rath-

° 1632.

haus, als er dasselbe besahe. Allein, die ungeheure Menge des Volks, die sich dort gesammelt hatte, und die Schüchternheit des Stadtpfleger Imhofs, so wie auch die Eilfertigkeit des Königes waren damals im Wege. Als sie aber den folgenden Tag dem König durch Hainhofern vorgestellt wurden, entschuldigten sie sich, daß alles, was sie gethan hätten, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers geschehen wäre, welchem sie sich nicht hätten widersetzen können, bathen deswegen, keine Ungnade auf sie zu werfen, und versprachen ihm Treue und Gehorsam. Der König nahm sie gnädig an, und versprach ihnen, daß er ihr Gewissen nicht zu beschweren verlangte.

Ich glaube einmal gewiß, daß Rhelinger keine Mittel, seinen Glaubensgenossen wiederum aufzuhelfen, anzuwenden und zu gebrauchen suchte, welche unerlaubt, oder mit allzu großer Gefahr für das Beste des gesammten gemeinen Wesens verknüpft gewesen wären. Er hatte nicht nur dem König, sondern auch dem neu gesetzten Magistrat Treue und Gehorsam geschworen, und sich dazu mit einem Eide verbindlich gemacht. Diesen durch eine Verrätherey, oder durch Anwendung unerlaubter Mittel zu brechen, war, meines Erachtens, ganz gegen seinen Karakter. Dem

ungeachtet kam er mit andern in dergleichen Verdacht, wurde mit ihnen auf das Rathhaus gesetzet, und in eine der sogenannten Fürsten-Stuben geleget. p Die Ursache, warum es geschehen, ist wirklich noch unergründlich, und alle Muthmaßung, die man haben kann, gehet auf den Verdacht, eines Verständnisses mit den Baierischen. Sie blieben einen ganzen Monat lang in Verhaft, ehe sie nur vernommen wurden. Endlich kam es dazu, und alsdann fand man sie unschuldig, und ließ sie in ihre Häuser, doch wurde ihnen, da der Verdacht dennoch nicht ganz verschwinden wollte, das Ausgehen verbothen, bis man endlich auch dieses Verboth für überflüßig erkannte.

Es ist dieses eine Begebenheit, welche Rhelingern, so wie seinen Unglücksgenossen sehr zur Last fallen mußte, daraus aber nichts nachtheiliges gegen sie zu schließen ist. Dergleichen Vorfälle ereignen sich im Kriege sehr oft, nur ist bey diesem besonders, daß er, wie die meisten dergleichen, nicht einmal die Folge einer Beschäzung gehabt, und daß sie ohne Ursache entlassen worden, so wie man sie ohne Ursache gesetzet hatte.

p 1632.

Ueberhaupts waren die sogenannten schwedischen Zeiten der hiesigen katholischen Bürgerschaft, und also vornehmlich den Häuptern derselben sehr beschwerlich, doch waren sie in ihrem Glauben und ihren Religionsübungen ungekränkt, und hatten Kirchen und Gottesdienst, nur keinen Theil am Regimente. Dieses war zu der Zeit ganz in den Händen der Evangelischen, allein, außer demselben, und außer der freyen Uebung ihrer Religion hatten auch sie wenig Glückseligkeit, sich zu erfreuen, indem die Abgaben, die auch sie zu entrichten hatten, sie sehr beschwerten, zumalen da bey dem Schlusse dieser Zeiten die durch die Bloquade verursachte Pest, Theurung und Hungersnoth die ganze Stadt verwüsteten, und in die erbärmlichste Lage versetzten. q

Während dieser Bloquade machte der evangelische Magistrat eben denjenigen Schritt gegen die Katholischen, den diese vor der schwedischen Eroberung gegen sie gemacht hatten; er suchte solche nämlich zur Einigkeit und gutem Zutrauen zu erwecken, wenigstens die Zusicherung der freyen Religionsübung zu erhalten, und that deswegen dem gewesten katholischen Magistrat nicht unbillige Vorschläge. Dieser hörte sie wohl an, allein,

q 1634.

lein, er hatte die besten Aussichten vor sich, und ließ sich daher nicht ein, wie es denn auch sich in etwas einzulassen, und einen Vergleich zu errichten, ganz unnütze gewesen wäre, denn ein kaiserlicher Befehl würde denselben ohne anders vernichtet haben. Indessen wurde den Abgeordneten des Raths, zu der Accordshandlung an den kaiserlichen General Gallas nach Löwenberg, von dem geweßten katholischen geheimen Rath ein Empfehlungsschreiben zugestellt, sie bedienten sich aber desselben nicht, weil es nicht nach ihrer Absicht eingerichtet gewesen war.

Keine schrecklichere Zeiten, als diese waren, lassen sich wohl nicht gedenken. Theurung, Hungersnoth, Geld- und Nahrungsmangel, und über dieses die entsetzlichste aus der Verschiedenheit der Glaubens-Meynungen entsprungene Verbitterung der Gemüther, und daher Vorwürfe, Spöttereyen, Haß, Feindschaft unter Menschen, die in bürgerlicher Verbindung waren, oft nahe unter sich verwandt waren, vielfältig unter einem Dache lebten, manchmal sich wegen des Glaubens auf das äußerste haßten, ohne überzeugend zu wissen, was sie selbst glaubten, und noch weniger, was ihr deswegen angefeindeter Mitbürger

glaubte. — Allein, das ist der gewöhnliche Gang aller Religions-Feindschaften.

Der Löwenbergische Accord wurde geschlossen, [r] und vermöge desselben mußte der evangelische Magistrat abtreten, alle obrigkeitliche Gewalt den Katholischen wiederum überlassen, und also kam auch Rhelinger zu vorigem Ansehen, zu Gewalt und Würde. Er fieng sogleich seine vorhin beobachtete Gewohnheit wiederum an, und führte sein Neben-Protocoll über alle wichtige Fälle, welche vorkamen, und die sehr häufig waren. Auch zu der Zeit zeigte er immerfort seine Gemüths-Billigkeit, und so eifrig er seiner Religion zugethan war, so benahm er doch den evangelischen Mitbürgern keineswegs die Gelegenheit, sich gegen die auf sie gerichteten Angriffe zu vertheidigen. Er suchte vielmehr ihnen die großen Beschwerden, damit sie gedrücket waren, wo er konnte, zu erleichtern.

Es war sogleich nach dieser Wiedererlangung seiner Würde, als der bisherige ältere Stadtpfleger Hieronymus Imhof wegen seines Alters und seiner Gebrechlichkeit, um seine zu Ruhesetzung bath, und auch solche erhielt. Rhelinger kam demnach in den Vorsitz, bekam dadurch noch mehr Sorge

r 1635.

Sorge und Geschäffte, aber auch mehr Gelegenheit Gutes zu thun, wiewohl ich gewiß glaube, daß noch bey Imhofs Leben, so lange er neben diesem Stadtpfleger gewesen, mit dessen guten Willen das meiste durch ihn angegeben, vorbereitet, und die Vollziehung befördert worden, so wie es gewöhnlich ist, wenn geschäfftige, mit Einsicht und Klugheit begabte Männer neben andern sitzen, die, obschon rechtschaffen und gutdenkend, mit solchen Eigenschaften weniger versehen sind, wie ich solches von Imhof mehr vermuthe, als daß ich es erweisen könnte.

An Imhofs Stelle kam Conrad Peutinger, ein Mann, der nicht gleiche Mäßigung gegen diejenigen äußerte, die mit ihm nicht gleichen Glauben hatten. Er bekleidete aber kaum drey Monathe diese Würde, und nach seinem Tode wurde David Welser erwählet. Dieser war meines Erachtens ein schwacher Herr, der sich durch Rathschläge der Geistlichen leiten ließ, daher auch gegen die evangelische Bürgerschaft die widrigste Gesinnungen hegete, und öfters in Meynungen und Gesinnungen von dem billiger und Menschen liebender denkenden Rhelinger abgieng. Und doch hatte er gegen das Ende seiner Tage noch das Glück, für dultender als sein College, der Rhe-

lin-

lingern in der Stadtpfleger-Würde nachfolgte, gehalten zu werden.

Wenn zu dieser Zeit nichts anderes an Geschäfften, als das beständige Treiben und Pressen an der evangelischen Bürgerschaft, welche an Straf- Bloquade- und Satisfactions-Geldern ungeheure Summen bezahlen sollte, vorgefallen wäre, so wäre dieses bereits Arbeit und Kummer genug für die beeden Stadtpfleger gewesen, von welchen man solches Geschäffte vornehmlich verlangte. Rhelingern mag es vorzüglich wehe gethan haben, es mit Augen anzusehen, ja selbst gezwungen zu seyn, dazu beyzutragen, daß die eine, und zwar damals stärkere und vermöglichere Hälfte der Bürgerschaft, gänzlich in Armuth gestürzt, und, so war die eigentliche Absicht, durch Armuth zu Verlassung seiner Religion gedrungen werden sollte. Denn wenn er auch die Evangelischen gehasset hätte, so mußte er es doch einsehen, wie sehr das gemeine Beste darunter Noth litte, und die ganze Stadt dadurch zu Grunde gerichtet wurde.

Es war aber ohne Zweifel eine Folge von Rhelingers Gemüths-Billigkeit, daß der evangelischen Bürgerschaft nicht nur bewilliget wurde, zu Abwendung der von allen Seiten her auf sie

gerich-

gerichteten Angriffe, einen Ausschuß zu erwählen, welcher sie gegen dieselbe vertheidigte, sondern daß man auch stillschweigend zugab, daß dieser Ausschuß die Wiederherstellung vorhin gehabter Rechte, ja selbst die Erlangung einer gänzlichen Gleichheit derselben mit ihren katholischen Mitbürgern auf dem westphälischen Friedens-Congreß bewirkete. Doch diesen erlebte er nicht mehr, und erst bey dessen Vollziehung würde es sich geäußert haben, ob er gleiche Billigkeit beybehalten, oder, so wie sein Nachfolger Rembold, sich derselben auf eine hartnäckige Weise widersezet hätte.

Allein, es kamen zu diesen Beschwerlichkeiten, und zu den ganz gewöhnlichen Amtsgeschäfften noch immer andere von Wichtigkeit. So wie die katholische Geistlichkeit, schon vor der schwedischen Eroberung, immer weiter um sich zu greifen, und sich der evangelischen Stiftungen und Güter mit besondern der Stadt nachtheiligen Freyheiten an sich zu bringen suchte, so trieb sie es auch hernach. Die Carmeliten sezten zumal nicht aus. s Sie hatten schon vorhin ein kleines Kloster außerhalb der Stadt zu bauen angefangen, der Bau kam aber nicht zu Stande. Nun wünschten sie in der Stadt selbst zu seyn, bathen den Stadtpfleger

s 1636.

pfleger Rhelinger, ihnen zu einer Wohnung nur für vier Personen zu helfen, suchten anfangs den evangelischen Gottesacker bey St. Stephan nebst der Capelle, und einem daran liegenden Garten, und endlich 2 Kornhäuser der Stadt vor dem Frauen Thore, mit daran liegenden Gärten. Rhelinger wollte nicht daran. Sie ließen aber nicht nach, in ihn zu setzen, und wendeten mancherley Kunstgriffe an, die Besitzerin des ihnen anständigen Gartens zu dessen Verkauf zu nöthigen, so wie sie auch kaiserliches Vorschreiben auswirkten, um den Magistrat dahin zu bringen, ihnen das erwünschte Kornhaus zu überlassen. Rhelingern war es unerträglich, es zuzugeben, daß nicht nur die Stadt und Bürgerschaft mit einem neuen, nicht fundirten, sondern von derselben Gutherzigkeit allein zu bestehen gesonnenen Orden beschwert, sondern noch über dieses demselben ein so großes Grundstück überlassen werden, mithin dasselbe aus der Stadt Rechten und Steuer kommen sollte. Er widersezte sich demnach männlich allem ihrem Ansinnen und Zumuthen, und achtete nicht einmal die Vorschreiben des Kaisers, bis endlich ein Umstand dazu kam, der ihn nachzugeben, und in ihre Forderungen einzuwilligen veranlaßte.

Es hatte nämlich der Kaiser, nachdem die Stadt wiederum von den Schweden verlassen worden, und in kaiserlichen Gehorsam gekommen war, einen eigenen Statthalter hieher gesetzet. Dieser war nicht nur der Bürgerschaft und dem gemeinen Wesen, wegen der Unterhaltung, sondern auch dem Magistrat insbesondere, wegen vieler Eingriffe in dessen Rechte, sehr zur Last, zumal da er nicht nur gegen die evangelische Bürgerschaft, sondern gegen das ganze Stadtwesen auf das feindseligste und widriggesinnteste sich bezeugte. Der Magistrat machte keine Verfügung, worüber er nicht dem Tadel oder der Ahndung des Statthalters, oder dessen Anschwärzungen an dem kaiserlichen Hofe ausgesetzet war, und ihm, und seinen noch gehäßigern Räthen, konnte nie hart genug mit den Evangelischen verfahren werden. Es ist daher kein Wunder, wenn die Abstellung dieses fürchterlichen Drohgespenstes, auf das sehnlichste gewünschet wurde. Dann so wenig sich der Rechtschaffene vor genauer Aufsicht eines gleich Rechtschaffenen zu fürchten hat, so unangenehm ist es, in rechtschaffenen Handlungen gehindert, oder darüber zur Verantwortung gezogen zu werden. Diese nicht ungegründete Beschwerde, und nicht

unbillige Abneigung des Magistrats, über und gegen die Statthalterey, war den Carmeliten nicht unbekannt. Sie versprachen daher dem Magistrat, es durch ihre Ordensbrüder in Wien dahin zu bringen, daß die beschwerliche Statthalterey wiederum abgestellt werden soll, wofern ihrem Orden der Kornstadel von dem Magistrat geschenkt werden würde; und dieses war endlich ein Vortrag, der auch bey Rhelingern Eingang fand. Man beantwortete daher das kaiserliche Vorschreiben, und erboth sich zu Ueberlassung des Kornhauses, bath aber zugleich um Aufhebung der Statthalterey, und um die Abführung der Besatzung. Die Sache war gut eingeleitet, und also war gute Hoffnung zur Auswirkung da. Kaum hatten die Carmeliten den Inhalt des Schreibens, und die Entschließung des Magistrats erfahren, so forderten sie schon die Schlüssel zu dem Kornhause. Allein Rhelinger traute noch nicht, und überließ ihnen den Besitz so lange nicht, bis nicht die Statthalterey völlig war aufgehoben worden. Sie aber erlangten nun durch diese Verdienste, was sie wollten, nämlich einen ansehnlichen Wohnplatz in unserer Stadt. Nur Schade, daß ihr Verdienst allein auf diese Zeiten einen Werth hatte.

Denn früher oder später wäre die Statthalterey dennoch gewiß aufgehoben worden, was man aber an sie vergeben, das kömmt nimmermehr zurück. Allein, damals wurde die Aufhebung der Statthalterey, und zwar nicht unbillig, als eine der größten Wohlthaten angesehen, welche der Stadt wiederfahren konnten; und es ist dem Magistrat daher wohl zu verzeihen, wenn er, um solche zu erhalten, etwas aufgeopfert. Indessen waren sie mit der Einräumung des geschenkten Stadels noch nicht zufrieden. Der daran stoßende Garten der evangelischen Wittwe war ihnen allzu gelegen, um ihn aus der Hand zu lassen. Sie mutheten daher dem Stadtpflegeramt zu, sie zu zwingen, ihn zu verkaufen, wie er es vermög eines lächerlich vorgegebenen kaiserlichen Privilegiums thun könnte; sie verlangten auch das zweyte Kornhaus, das neben dem geschenkten stunde, und endlich begehrten sie, daß ihnen die Stadt die Bau-Materialien und Werkleute unentgeldlich zu ihrem Bau verschaffen möchte. Allein, Rhelinger und mit ihm der Rath, hatten schon am ersten genug, daher wurden sie mit allen dreyen Bitten abgewiesen.

So wie sich Rhelinger gegen die Carmeliten verhalten, so verhielt er sich auch gegen andere Orden, die zu der Zeit unter dem Vorwande der Beförderung der Religion, in ihren Zumuthungen unerträglich waren. Die Kapuziner unter andern, hatten einen Unterhaltungsbau vor, und da sie kein Geld hatten, wurde dem Magistrat zugemuthet, die Kosten zu tragen. Dieser machte ihnen ein ansehnliches Geschenk, mit der Hälfte des Ueberschlags, denn schuldig war er nichts. Das war aber nicht genug. Sogleich war ein kaiserliches Vorschreiben ausgewirkt, ihnen auch das übrige zu bezahlen. Selbst Welser, so sehr er der Geistlichkeit ergeben gewesen, war dagegen. Allein, er gab ihnen den Anschlag, einen kaiserlichen Befehl auszuwirken, daß die Lutheraner die Bau-Unkosten verguten sollten, ohne Zweifel aber wurde dieser gehäßige Anschlag durch den billiger denkenden Rhelinger hintertrieben.

Noch andere Orden suchten damals Wohnsitze in der Stadt, andere die Vergrößerung derer, die sie schon besaßen, wieder andere die Einsetzung in Güter, die sie von den Evangelischen auf allerley Weise an sich gebracht

hat-

hatten, andere, die vielfältig der Stadt sehr nachtheilige Erweiterung ihrer Einkünfte. Rhelinger verhielt sich in allen diesen Fällen, die oft sehr bedenklich waren, als ein rechtschaffener, kluger und patriotischer Mann, und so eifrig er in seinem Glauben war, so widersetzte er sich doch denjenigen, welche blindhin zu allem Ja sagen wollten, was die Geistlichkeit suchte, und die aus übertriebenem Eifer, sich und dem gemeinen Wesen ein Auge ausschlagen zu lassen geneigt waren, wenn nur ihre unverschuldete Feinde, die Lutheraner, beyde darüber verlöhren. Er war weit davon entfernet, zu glauben, daß alles dasjenige, was zum besondern Vortheil der Geistlichkeit, der Kirchen und Klöster gereichte, auch zur Verherrlichung Gottes, und zu Ausbreitung der Religion gereichen müßte. Allein diese Gedenkungsart war zu seiner Zeit, das ist, zur Zeit einer allgemeinen Verbitterung, etwas sehr seltenes, so, daß man das Gegentheil Leuten zu gut halten muß, die sonst in allen ihren Handlungen sich der Rechtschaffenheit zu befleißen eifrigst bestrebet waren.

Dieser schöne, und zu seiner Zeit nicht gemeine Karakter, leuchtet sehr vielfältig aus den von ihm geführten Protocollen hervor, wo er sich manchmal nicht enthalten konnte, dasjenige, was er von den beschriebenen Angelegenheiten besonders gedachte, dazu zu setzen. Unter seine lezten beschwerlichen Geschäffte von dieser Art gehörte die Forderung, [t] welche von den Jesuiten gemacht wurde, ihnen aus den Einkünften des evangelischen Collegiums, einer Stiftung, welche für evangelische Studirende, allein von evangelischen reichen Stiftern war errichtet worden, einen ansehnlichen Beytrag zu überlassen. Der Magistrat hatte diese Stiftsverwaltung, seit dem Löwenbergischen Accord, an sich gezogen, und auch die Nutznießung nach Gefallen verwendet. Die Evangelischen machten dagegen Vorstellungen, und man war wirklich in Ansehung der Nutznießung ziemlich geneigt gegen sie gesinnet, wenn nicht der feindselige Abgeordnete der Stadt an den kaiserlichen Hof, D. Leuxelring, die Vollziehung der guten Gesinnungen hintertrieben hätte. Zu eben der Zeit rückten die Jesuiten mit ihrem Gesuch

---

t 1643.

Gesuch hervor. Durch allerley Scheingründe, war von dem hiezu leicht zu bewegenden Kaiser, gar bald ein Vorschreiben deswegen an den Magistrat ausgewirket, ungeachtet auch dieses nicht ganz nach dem Willen der Jesuiten eingerichtet war, indem es nur empfehlungsweise zu einem Beytrage für ihr Studium philosophicum verfasset war; da sie hingegen lieber nachdrückliche Befehle gesehen hätten, daß ihnen das Collegium mit allen dessen Einkünften, oder zum wenigsten ein großer Theil derselben sollte zugeeignet werden. Sie suchten es demnach bey dem Magistrat dahin zu bringen, und zumalen den Stadtpfleger Rhelinger dazu zu bewegen. Allein, dieser sahe das Unbillige ihrer Forderung allzu wohl ein, um darein zu willigen, und gab es ihnen ganz deutlich und schriftlich zu verstehen, daß sie ihre Bittschrift an den Kaiser, auf ganz unergründetes Vorgeben gestellet hätten. Da die Herren Patres dieses merkten, traten sie mit ihrem Gesuch plötzlich zurück, so daß sie auch das kaiserliche Vorschreiben sich wieder ausbathen. Rhelinger stutzte nicht ohne Ursache darüber, indem es ihm wohl bekannt war, daß sie sonsten von demjenigen, was sie sich ein-

mal in den Kopf gesetzet hatten, so leicht nicht wiederum abzugehen pflegten. Er konnte sich daher nicht enthalten, bey der, von dem Hergang dieser Sache, besonders bey der Abforderung des kaiserlichen Schreibens, gemachten Erzehlung, die Worte hinzuzusetzen: Ich wünsche vor Gott, daß nichts ungleiches dahinter stecke; Worte, wodurch er deutlich zu erkennen gab, was er von ihnen und ihren Handlungen gedachte und besorgete.

Der Stadtpfleger Rhelinger erlebte das Ende des Krieges, und die Beruhigung seiner Vaterstadt nicht mehr, und starb noch drey Jahre vorher. [u] An das Ende seiner Protocolle hat eine fremde Hand dazu gesetzet:

Bishero (nämlich den 7ten Jenner, 1645.) hat Herr Bernhard Rhelinger, Stadtpfleger sel. sein lezteres Protocoll geführet, und seine bey diesem Stadtregiment gehabte große Mühe, Fleiß und Eifer beschlossen, wie er denn weiter nicht in den Rath kommen, sondern aus hohem Alter erkranket, und den 18ten dieses in Gott selig entschlafen.

Das Zeugniß, welches ihm hier gegeben wird, muß jeder, welcher die Geschichte seiner Zeiten

---

u 1645.

Zeiten mit Nachdenken und Ueberlegung lieset, für ungeschmeichelt erkennen. Die Zeiten, worinn er dem Regimente seiner Vaterstadt vorstunde, waren so mühselig, und ihre Strenge so lange daurend, daß schwerlich gleiche in der Geschichte zu finden sind, aber sein Eifer war nicht zu ermüden, und von seinem Fleiße zeugen sowohl öffentliche Akten, als seine hinterlassene Sammlungen und Schriften, welche so zahlreich und gründlich sind, daß man sich billig wundern muß, wie ein Mann, der in den unruhigsten und verwirrtesten Zeiten, der Vorderste des Regiments, auf welchen alle Last zuerst gefallen ist, und daher beständig von den wichtigsten Geschäfften umringet gewesen, dennoch ohne daran das geringste zu versäumen, so starke Sammlungen zusammen zu tragen, noch die Zeit gewonnen. Und dennoch glaube ich, daß noch mehreres von ihm vorhanden gewesen, welches seine Erben, an die Stadt zu überlassen, nicht für nöthig mögen angesehen haben. Er war aber auch bey der Bürgerschaft sehr in Ansehen. Bemerkungswürdig ist es, daß bey seiner Beerdigung, in der Kirche zu den Predigern, mehr evangelische als katholische Bürger den Sarg beglei-

tet haben. Es wird niemand daraus den Schluß machen, daß er den Evangelischen geneigter gewesen als den Katholischen. So viel aber ist gewiß zu schließen, daß ungeachtet er, vermöge seines Standes und der erhaltenen kaiserlichen Befehle, theils wohl auch aus Eifer für die Beförderung seiner Religion, vieles verfüget und verfügen müssen, welches die evanlische Bürgerschaft nicht wenig gedrücket, und ihr wehe gethan, sie dennoch, mitten unter den Drangsalen, die sie auch durch seine Mitwirkung erlitten, seine Verdienste, seine patriotischen Gesinnungen, und den rechtschaffenen Karakter seines Herzens erkannt und geehret habe.

Philipp Hainhofer.

Philipp Hainhofer ist zwar nicht allzu bekannt mehr unter uns. Sein Geschlecht und dessen Name ist schon lange erloschen, und durch kein besonderes Angedenken ist dieser erhalten worden. Indessen war er zu seinen Zeiten ein nicht geringer Liebhaber und Beförderer der Wissenschaften und Künste, ein Kenner vieler Sprachen, ein Patriot, ein Hofmann, nur mit etwas Eitelkeit behaftet, die zu manchen seiner Handlungen die Triebfeder gewesen seyn möchte.

Dieser Mann war aus keinem alten, doch einem ehrbaren und reichem Geschlechte. Sein Vater, Melchior Hainhofer, war ein verständiger, angesehener und reicher Kaufmann, und die Mutter war aus dem Geschlechte der Hermann von Guttenberg, welches sich zu der Zeit eben so sehr durch seine Reichthümer, als durch die Liebe zu Wissenschaften und Künsten hervorgethan und ausgezeichnet hatte.

Er war kaum fünf Jahr alt, [a] als sein Vater starb, und die über dem Gregorianischen Kalender in Augsburg entstandenen Unruhen machten ihn sehr jung zum Emigranten. Unter dem großen

[a] g. 1583.

großen Anhange von frommen Matronen, welche der eifrige Mylius hatte, war auch seine Mutter. Sie konnte sich nicht bequemen, die neu berufenen Prediger anzuhören, daher ergriff sie den Wanderstab, und gieng mit dem größten Theil ihrer Kinder nach Ulm. Acht Jahre lang hielt sie standhaft daselbst aus, und erzog dort ihre Kinder, bis sich Unruhen und Verbitterung meistens geleget hatten; endlich begab sie sich in ihr Vaterland zurück. Sie muß eine kluge und rechtschaffene Frau gewesen seyn. Von 14 Kindern, die sie in ihrer Ehe gehabt, zog sie fünfe zu männlichem Alter auf, und gab ihnen eine fast mehr als bürgerliche Erziehung. Ihren Söhnen, Philipp und Hieronymus, hielt sie einen hübschen gelehrten Hofmeister, welcher Hieronymus Bechler hieß, und nach der Zeit Herzoglich Würtembergischer Kammerrath wurde. Mit diesem giengen sie, [b] da Philipp kaum 16 Jahr alt, und Hieronymus noch jünger war, auf die hohe Schule nach Padua, die Sprachen und schönen Wissenschaften zu erlernen, und Philipp insbesondere die Rechte daselbst zu studiren. Nach zweyen Jahren begaben sie sich nach Sienna. [c] Dort disputirte Philipp öffentlich über einen Paragraphen

b 1594. c 1596.

graphen der Institutionen, unter dem Vorsitze eines daselbst lehrenden Professors der Rechte, Luccarini. Dem Hofmeister wiederfuhr die Ehre, zum Procurator der deutschen Nation sowohl in Padua, als in Sienna erwählet zu werden.

Sie machten eine Reise durch Italien, und besahen die Merkwürdigkeiten dieses vortrefflichen Landes. Hernach trenneten sich die Brüder, und Philipp gieng nach Cöln am Rhein, um sich daselbst in der französischen und niederländischen Sprache fest zu setzen, die Pest aber, welche daselbst zu wüthen anfieng, vertrieb ihn sehr bald. Er unternahm mit zween andern Landsleuten aus angesehenen Familien, eine Reise durch die Niederlande, und durch die größten Handelsstädte von Deutschland. Studiren und Reisen gieng mit ziemlicher Geschwindigkeit, denn nach vier Jahren, seit seiner Abreise nach Padua, war er schon wiederum zu Hause. [d]

Philipp war wohl überhaupts kein sehr gründlicher Gelehrter, und als Rechtsgelehrter spielt er noch weniger eine große Rolle. Indessen war er ein fähiger Kopf, sehr geübt in lebenden Sprachen, sowohl im Reden als Schreiben, und überhaupts geschickt und hurtig in der Feder, und behend im

Munde.

---

d 1598.

Munde. In Italien stärkte er die angebohrne Liebe zu Künsten, und erwarb sich darinn einige Kenntnisse und Geschmack. Schon in diesem Lande, und auf seinen übrigen Reisen, mag er sich manches gesammelt haben, manches mag auch von Voraltern schon hergekommen seyn. Er legte sehr bald nach seiner Zurückkunft den Grund zu einer Kunstsammlung, die hernach seinen Namen berühmt machte. Schön ist es auch von ihm, daß er über seine Reisen ein ausführliches Tagebuch führte, und darinn alles merkwürdige fleißig aufzeichnete, welches ohne Zweifel mit seinen übrigen Büchern und Handschriften in die herzogliche Bibliothek nach Wolfenbüttel gekommen ist.

Mich nimmt es einigermaßen Wunder, daß Hainhofer bey seinen Neigungen und Eigenschaften, nicht an einem Hofe Dienste gesucht hat. Allein, sich unter den Zwang zu begeben, hatte er eben nicht nöthig. Er war nicht nur selbst reich, sondern es vermehrte sich auch sein Vermögen durch eine reiche Heyrath, [e] mit einer Schwester-Tochter seiner Mutter, Regina Waiblingerin, deren Vater, Georg Ulrich, unter die mächtigsten Kaufleute gerechnet wurde. Zudem hatte

e 1601.

hatte er auch nicht genug Wissenschaft, um, wie wir es heut zu Tage nennen, auf der Gelehrten Bank ein Glück zu machen, und von Geburt zu wenig Vortheile, um auf der adelichen Bank angestellet zu werden. So wie er war, konnte er nur blos nach seinem Vergnügen leben und arbeiten. Schön ist es, daß er Zeit und Vermögen nicht unedel anwendete. Ansehnliche Summen müssen auf Kunststücke, die er theils sammelte, theils angab, und bey hiesigen Künstlern verfertigen ließ, aufgegangen seyn. Und in diesem Stücke hat er wirkliche Verdienste, denn dadurch werden die Künste vornehmlich aufgemuntert. Er besaß Malereyen von den größten italiänischen, niederländischen und deutschen Meistern; seine Kunstkammer war mit mathematischen und physicalischen Kunst-Instrumenten, so gut sie damalen bekannt waren, mit Uhrwerken, Avthomathen ꝛc. angefüllt, und auch von natürlichen Seltenheiten war darinn ein großer Vorrath; über dieses hatte er einen von ihm angegebenen künstlichen Schrank, oder sogenannten Schreibtisch von sehr großem Werthe. Er war von Ebenholz gemacht, und nicht nur mit andern Holzarten, sondern auch mit vielerley seltenen Steinen künstlich eingelegt, und er schreibt selbst,

daß man diesen Schreibtisch das achte Wunderwerk der Welt genennet habe. Auch in diesem waren sehr viele und kostbare Seltenheiten der Natur und Kunst, und er kam nach der Zeit nach Schweden.

Diese Kunstkammer trug sehr viel dazu bey, ihn bekannt zu machen. Nach wenigen Jahren war sie so ansehnlich, daß die größten Herren, selbst Könige und Fürsten, nicht durch Augsburg reißten, ohne sie zu sehen. Eben dieses gab ihm auch zu weitläuftigem Briefwechsel Gelegenheit, und dieser war sein Lieblingsgeschäffte, zumalen wenn er an Höfe correspondiren konnte. Damals hatte Augsburg Künstler in allerley Arten. Große Herren suchten öfters Arbeiten von ihnen, und liebten einen Mann, den sie dazu gebrauchen konnten, ihnen dergleichen zu verschaffen. Ueber dieses will man Neuigkeiten an einem Hofe, und hat deswegen Leute in Bestallung, welche dergleichen überschreiben. Man hat oft auch Leute zu Abordnungen nöthig, nicht eben große Geschäffte auszuführen, sondern etwa Complimente zu überbringen u. d. gl. Dazu war nun Hainhofer vollkommen der Mann, welcher sich dergleichen Geschäffte sehr angelegen seyn ließ.

Der

Der königliche französische Hof war der erste, [f] welcher ihn zum Agenten annahm. Er war zwar an demselben nicht bekannt. Aber seiner Mutter Bruder hatte vorher dieses Geschäffte besorget, und in seinen lezten Jahren durch ihn besorgen lassen, und dieses gab die Veranlassung, die Correspondenz nach Hermanns Tode ihm anzuvertrauen. Der Markgraf von Baaden, und Herzog Philipp von Pommern, nahmen ihn ebenfalls in Bestallung. [g] Der Bewegungsgrund dazu ist bey dem leztern sonderbar, nämlich: weil sie beede Philipp hießen, beede einen wilden Mann im Wappen führten, und beede Linguisten und Liebhaber der Künste wären. Auch von Herzog Wilhelm von Baiern wurde er zu mancherley Geschäfften gebraucht. Daß er [h] den ihn sehr küzelnden Auftrag des Herzogs von Pommern, auf den Wahltag nach Frankfurt zu reisen, und in seinem Namen dem neu erwählten römischen Könige Matthias, den Glückwunsch abzustatten, durch eine Krankheit verhindert worden, that ihm sehr wehe. Allein, er wurde zu seinem Glücke bald wiederum hergestellt, gieng nach Nürnberg, traf dorten den Kaiser auf der Rückreise an, und wurde ihm vorgestellt. Erzherzog

f 1607. g 1610. h 1612.

Leopold hatte die Gnade, dem Kaiser sein Stammbuch vorzulegen, welches sowohl wegen Handschriften von sehr vielen großen Herren und Gelehrten, als auch wegen Zeichnungen von den berühmtesten Künstlern, die seine Kunstkammer gesehen, und in diesem Buche ein geschriebenes oder gezeichnetes Angedenken hinterlassen haben, sehr merkwürdig gewesen seyn mag.

Es war eben nicht viel wichtiges, noch das Wohl der Völker und Staaten interessirendes bey den Geschäfften und Reisen, welche Hainhofer für verschiedene große Herren unternehmen mußte, doch führte er sie zu ihrer Zufriedenheit hinaus, und machte sich dadurch bey ihnen beliebt. Der Herzog von Pommern, welcher mit ihm gleichen Namen und Wappen führte, gab keine Ruhe, bis er zu ihm nach Stettin reißte, [i] um ihn daselbst zu besuchen. Unterwegs zeigte er sich an verschiedenen Höfen, wo er Bekanntschaften hatte, und machte den Großen seine Aufwartung. Er wurde auch allenthalben wohl aufgenommen, und zumal als ein Kenner und Beförderer der Künste geliebt.

Auch von dieser, wie von seinen andern weniger wichtigen Reisen, setzte er eine weitläuftige Beschrei-

i 1617.

Beschreibung auf, welche gleichfalls in die Wolfenbüttelsche Bibliothek gekommen ist. Bey dieser Gelegenheit ernannte ihn der Herzog von Pommern zu seinem Rath. Nichts aber war ihm wohl schmeichelhafter, als daß ihm auch Herzog August von Braunschweig einen gleichen Karakter ertheilte, [k] ein Herr, der damals in dem Rufe einer großen Gelehrsamkeit stund, und unter dem Namen Gustavi Seleni ein lateinisches Werk vom Schachspiele geschrieben hatte. Es waren aber diese Karakter keine leeren Titel, sondern mit wirklichen Besoldungen verknüpft, und seine Verrichtungen bestunden darinn, daß er politische und litterarische, oder Kunst-Neuigkeiten einberichtete, und neue Werke überschickte. Er hielt sich seinen eigenen Secretair, Doctor Nathan, dazu, welcher ihm aber einsmals vielen Verdruß und Unkosten verursachte.

Endlich wurde er auch, seinem Vaterlande zu dienen, aufgefodert. Im großen Rath war er zwar schon lange, als einer von der Mehrern Gesellschaft, aber ohne Geschäffte. Itzt erwählte man ihn zum Zechpfleger der St. Anna-Kirche. [l] Er wollte zwar nicht daran, sie anzunehmen, doch endlich bequemte er sich dazu. In fol-

k 1625. l 1628.

folgendem Jahre [m] erhielt er eine Ehrenstelle, er wurde Beysitzer im Stadtgericht. Keines war von langer Dauer. Noch in diesem Jahre wurden die evangelischen Kirchen gesperrt, und die Rechnungen abgefordert, mithin hatte die Zechpflege ein Ende. Indessen machte ihn diese betrübte Gelegenheit brauchbar. Die evangelischen Rathsverwandten hielten für nöthig, an den Churfürsten von Sachsen eine Abordnung abgehen zu lassen, um ihn dazu zu bewegen, sich bey dem Kaiser in das Mittel zu legen, und die Wiedereröffnung der Kirchen bey ihm auszuwirken, dabey war auch er. Sie versuchten es auch an verschiedenen fürstlichen Höfen, und erlangten zwar Vorschreiben und Vorstellungen, allein sie thaten die gesuchte Wirkung nicht. Hainhofer verfaßte von dieser Reise ein weitläuftiges Diarium, welches ich gleichfalls in der Wolfenbüttelschen Bibliothek gesehen habe.

Die Reformation gieng immer fort, und es kam endlich so weit, daß alle Evangelische, die am Regimente gesessen waren, ihrer Stellen entsetzet wurden, und unter diesen war Hainhofer ebenfalls. [n]

Das

m 1629. n 1631.

Das folgende Jahr war sehr wichtig für ihn, und kostete ihn einen schönen Theil seines Vermögens. Sein Briefwechsel mit Höfen, die wohl nicht allzu gut kaiserlich gesinnet waren, machte ihn etwas verdächtig. Nun war er zwar wohl kein Verräther noch Kundschafter, doch schrieb er alles, was sich nur Neues zutrug, und sein Secretair, Doctor Nathan, war dazu vollkommen abgerichtet. ° Der König in Schweden näherte sich immer mehr der Stadt, und hatte bereits Donauwerth erobert. Man verstärkte demnach die Besatzung, und der baierische Obriste von Bredow wurde Commendant. Da die Verstärkung bey Nacht einrückte, konnte man ihr nicht sogleich Quartier verschaffen, sie behalf sich daher bis an den Morgen auf dem Weinmarkt, so gut sie konnte. Nathan schrieb geschwinde diese Nachricht im Namen seines Herrn, und mit dessen Unterschrift, an Herzog August von Braunschweig, und an Doctor Forstenhauser zu Nürnberg, der sein Schwager war. Dabey bediente er sich des zwar unschuldigen Ausdruckes, die Reuter wären wie die Oehlberger über die Nacht auf dem Weinmarkte gelegen. Der Brief wurde aufgefangen, und der Ausdruck von den Oehlbergern

° 1632.

bergern gab eine Gelegenheit, die man an ihn suchte. Ehe Hainhofer es sich versahe, war ein Cornet mit zehn Reutern in seinem Hause, und er hatte Arrest. Er mußte seine Handschrift an dem Briefe erkennen, und sollte für die Oehlberger 2000 Gulden Strafe bezahlen. Allein, dazu wollte er sich sogleich nicht entschließen. Die Wache blieb also bey ihm, und ließ sich wohl seyn. Alle Tage kamen andere Officiere auf seine Kosten zur Tafel, besahen seine Seltenheiten, lobten ihn, und machten ihn dadurch zufrieden. Endlich kam er mit diesen Unkosten, und einem Geschenke von 2 goldenen Ketten für den Commendanten, jede auf 100 Ducaten, und kleinern Geschenken für den Cornet nebst der Wache, hindurch. Er brachte jene selbst dem Commendanten, der ihn sehr zu küzeln wußte, indem er ihn auch in andern Fällen hoffte gebrauchen zu können.

Nun stunde Gustav Adolph vor der Stadt, und dem Magistrat war nicht wenig bange. Man wollte sich mit der evangelischen Bürgerschaft in Handlung einlassen. Die beeden Stadtpfleger, welche Hainhofern als einen geschickten Unterhändler, und das war er auch, ansahen, bedienten sich seiner, und ließen ihn zu sich kom-

men.

men. Er sollte nun mit den Vornehmsten der evangelischen Bürgerschaft überlegen, ob man sich zu Wehre setzen, oder auf leidliche Bedingungen ergeben sollte. Sogleich veranlaßte er eine Zusammenkunft. Allein, alle stimmten auf das leztere. Er zeigte, nebst andern, der gewesten Rathsverwandten ihre Meynung den Stadtpflegern wiederum an. Die evangelische Bürgerschaft erwählte hernach einen Ausschuß, worunter auch Hainhofer war. Doch zu dem engern, der bey der Accordshandlung war, wurde er nicht gezogen.

Nun aber, nachdem sich die Stadt ergeben hatte, bekam er volle Hände zu thun. Viele Fürsten und hohe Befehlshaber, bey dem schwedischen Kriegsheere, kamen in die Stadt, und jeder wollte Hainhofers Kunstkammer besehen. Alle machten ihm große Komplimente und Schmeicheleyen, und er ihnen dagegen Geschenke. Zumal sein Schreibtisch, das achte Wunderwerk, wurde sehr bewundert, und man hielt davor, der König würde es sehr gnädig aufnehmen, wenn ihm damit ein Geschenke gemacht werden sollte. Es kaufte ihn also die Stadt für 6500 Rthlr. Hainhofern ab, und nachdem der König selbst in die Stadt gekommen war, brachte man ihn in

dessen Quartier. Der katholische Magistrat aber gab Hainhofern dem König zum Hofmeister. Man kann sich einbilden, wie geschäfftig er gewesen, den König zu bedienen. Ein guter Vortrag, viele Kenntnisse und höfliche Sitten waren bey ihm zu finden. Er verstunde sich darauf, ohne die geringste Schüchternheit, mit einer anständigen Freymüthigkeit Großen zu begegnen, eine Kunst, die wenig Reichsstädtischen Bürgern gelingen will. Er gewann auch die Gunst des Königs, er mußte ihn öfters bey der Tafel unterhalten, und ihm den Schreibtisch Stück für Stück erklären, wozu er mehr als einen Tag nöthig hatte. Dieser Schreibtisch wurde hernach durch eine besondere Abordnung nach Stockholm geschickt. Der Abgeordnete, ein junger Geschlechter, Philipp Ulstatt, machte sein Glück in Schweden, und heyrathete ein Fräulein aus der adelichen Familie von Buxseweden. Der geweßte Besitzer des Schreibtisches aber ließ ungesäumt einen andern, eben so kostbaren verfertigen.

Der König nahm im augsburgischen Regiment eine große Veränderung vor, und übergab es den Evangelischen allein. Unter die neue Geschlechter, welche ernannt werden mußten, kamen auch die Hainhofer, und bey der vorgenom-

menen Raths- und Aemterwahl wurde Philipp Bauherr. Er nahm sich des Amtes so gut an, als es damals möglich war. Wälle und Graben machten ihm mehr zu schaffen als Lust- und und Prachtgebäude, davon er vielleicht ein größerer Liebhaber und Kenner gewesen wäre.

Indessen war der König zu München gewesen, er hatte die Kunstkammer daselbst gesehen, und auch daraus sich ein und andere Stücke gefallen lassen. Er bedaurte, daß er Hainhofern nicht bey sich hatte, der ihm, als ein Kenner, zu dem schönsten hätte rathen können. Dieses war ihm sehr schmeichelhaft, noch mehr aber war es ihm, da ihm angebothen wurde, sich von dem Könige eine Gnade auszubitten. Er bath um drey bischöfliche Dörfer, von welchen der König damals manche mit vieler Freygebigkeit verschenkte. Dazu erhielt er auch den Verspruch, und bekam auch nachgehends p drey Dörfer, jedoch aus besondern Ursachen nicht diejenigen, die er sich ausgebethen hatte, sondern andere. Es lag nur an ihm, die Immission zu erhalten, allein er wollte lieber vorher mit den vorigen Besitzern abkommen, als sie ganz unentgeldlich übernehmen. Darüber verzog es sich, es kam nach dem Tode des Königes,

p 1633.

niges, seines Gönners, die Schlacht bey Nördlingen, die Bloquade und der Löwenbergische Accord [q] darzwischen, und dadurch wurden alle dergleichen Schenkungen vereitelt, so wie die Rathsstelle und die Geschlechter-Würde, welche Hainhofer neben andern erhalten hatte. Die evangelischen Rathsverwandten ersuchten ihn sogleich nach Schließung des Löwenbergischen Accords, eine Reise zu dem Churfürsten von Baiern nach Braunau zu machen, um wegen der Bloquade-Gelder und anderm um Milderung und Nachlaß zu bitten, allein, er entschuldigte sich, daß er kränklich und hiezu nicht geschickt genug wäre, und also wurde ein anderer abgeordnet.

Seit dieser Zeit kömmt er in Geschäfften nicht mehr vor, und war auch nicht unter dem Ausschusse. Er lebte für sich, führte die Correspondenz mit seinen Höfen fort, beschäfftigte sich mit seiner Kunstsammlung, zeigte sie den durchreisenden vornehmen und geringern Fremden, tractirte diese fleißig, und wurde dabey nicht reicher. Nebenzu beschäfftigte ihn auch die Ehre seines Namens und seiner Familie, worauf er sehr viel hielt. Er hatte ein Stammbuch, worinn eine Beschreibung seines Geschlechtes enthalten ist, gestiftet, das

---

q 1635.

das an Schönheit und Kostbarkeit wenige seines gleichen hat. Zwey Schlußleisten darinn sind von Lucas Kilian, dem damals lebenden berühmten Künstler, ungemein schön, das eine mit der Feder gezeichnet, die andere getuscht. Das Titelblat und alle Wappen sind auf das schönste mit Wasser-Farben gemalt, und die Schrift ist von dem künstlichen Schreibmeister Georg Brinner. Ein großer, in Miniatur gemalter Pfau, welcher 62 Wappen von Hainhoferischen und Waiblingerischen Ahnen, als Schilde im Schweife trägt, macht den Anfang. Hierauf folgen die Wappenbriefe; sodann ein ziemlich gezwungenes Sinnbild, auf das Hainhoferische und Waiblingerische Wappen, von Wolfgang Kilian in Kupfer gestochen, und nach diesem 25 eben so gezwungene Sinngedichte auf eben diese Wappen, die zum Theil berühmte Gelehrte zu Verfassern haben. Endlich kömmt die Beschreibung des Geschlechtes selbst, welche ganz artig verfaßt, und nach des Stifters Tode von Johann Georg Ankel, seinem Tochtermanne und Erben seiner Titel fortgesetzt worden ist. Eben dazu gehörte noch ein anderes Stammbuch, worinn nicht nur die Geschlechts-Register, sondern auch die Ahnen-Proben derjenigen Familien, welche mit der Hainhoferischen verschwägert zu seyn

das Glück hatten, sehr künstlich gemalet und geschrieben, eingetragen waren. Neben diesem war auch Hainhofer ein großer Liebhaber der Musik. Er spielte selbst die Laute, ein Instrument, welches zu seiner Zeit sehr beliebt war. Auch seine Notenbücher habe ich in der Wolfenbüttelischen Bibliothek gesehen; sie enthalten größtentheils Melodien zu Meistergesängen. Er hatte sich einen schönen und zahlreichen Bücherschatz gesammelt, worinn sich seltne Werke fanden, die ihn ansehnliche Summen gekostet haben mögen. Dieses alles kam nach seinem Tode, wie ich es schon öfters gemeldet habe, ich weis nicht durch was für eine Gelegenheit, in die Bibliothek zu Wolfenbüttel. Wohin aber seine Kunstkammer gekommen, ist mir unbekannt, vermuthlich wurde sie zerstreut, und manches war er noch vor seinem Tode von sich zu geben genöthiget. Theils der Aufwand, den er darauf machte, theils die jammervollen Zeiten, hatten ihn in eine Schuldenlast gestecket, und der größte Theil seines Vermögens war nun in solchen Dingen, die in Zeiten der Noth am wenigsten Werth haben. Es war eine große Freude für ihn, als er in den lezten Tagen seines Lebens die Nachricht erhielt, daß sein Schreibtisch an Herzog August von Braunschweig für 6000

Rthlr. verkauft worden sey. Er konnte mit dieser Summe einen Theil seiner Gläubiger befriedigen, die ihm sehr zusetzten.

Also blieb seiner Familie nach seinem Tode nicht allzu viel übrig. Er hatte zween Söhne und fünf Töchter, die zum Theil durchläuchtiger Taufpathen sich rühmen konnten. Einer von den Söhnen starb im fünften Jahre, und der Vater ließ ihm bey St. Anna eine Grabschrift setzen, darinn es angerühmet wird, daß Herzog Philipp von Pommern ihn aus der Taufe gehoben habe. Der zweyte, Georg Ulrich, überlebte den Vater. Sein Lebenswandel mag nicht der beste gewesen seyn, so, daß sich sein Schwager Ankel, etwas von ihm zu gedenken schämet. Er starb auch in einem Gasthofe. Von den Töchtern weis ich wenig zu melden.

Die Mutter war schon lange gestorben, und seit ihrem Tode blieb Hainhofer Wittwer; in seinen lezten Lebens-Jahren litt er an der Wassersucht, doch stund er noch immer seinen Agentien vor, und besorgte seinen Briefwechsel. Ein Schlagfluß machte seinen Tagen ein Ende. [r]

Es waren also Hainhofers leztere Jahre nicht so glänzend, wie sein männliches Alter. Ich will ihn

---

r 1647. den 23. Julius.

ihn aber lieber bedauren, als tadeln. Floßen schon seine Handlungen nicht alle aus dem besten Grunde, sah er schon immer mehr auf seines Namens Ehre, als auf das Beste der Menschen oder seiner Mitbürger, so war er doch kein unnützer Bürger. Und litt er schon endlich Noth an seinem Vermögen, so war er doch kein schlechter Verschwender, er wendete es nicht unedel an, ermunterte dadurch viele Künstler und andere geschickte Köpfe, gab ihnen Arbeit und Verdienst, und es ist kein Wunder, wenn er von solchen bey seinem Tode sehr vermisset wurde. Eine Rechtschaffenheit, und eine gute Seele kann man ihm ohnehin nicht absprechen. Er würde untadelhaft gewesen seyn, so weit es Menschen seyn können, wenn sich nicht etwas zu viel Eitelkeit in seinen Karakter gemischet hätte. Aber, welcher ist besser, sagt ein neuerer Schriftsteller, [s] der aus Eitelkeit Gutes thut? oder, damit er nicht für eitel angesehen werde, mithin aus Eitelkeit, das Gute zu thun unterläßt?

Johann

s Allerley; gesammelt aus Reden und Handschriften großer und kleiner Mäner, von einem Reisenden.

Johann David Herwart.

Zeiten der Noth und der Trübsal, die öfters Reiche und Städte erschüttern, und ihnen den gänzlichen Umsturz drohen, haben meistens das vorzügliche, daß sich darinn Männer finden, welche zur Rettung mit außerordentlichen Gaben ausgerüstet sind. Zwar hat wohl keine Zeit an brauchbaren Männern gänzlichen Mangel, doch öfters schläfern gute Tage auch die besten Köpfe ein, daß sie unbemerkt dahin leben, und oft ihre Zeit beschließen, ohne etwas merkwürdiges gethan zu haben. Die Noth erweckt aus der Trägheit. Die große Seele, die bisher sich zu zeigen keine Gelegenheit hatte, fängt an, sich zu fühlen, sie stellt sich dem Strom entgegen, der alles dahin reissen will, sie ermuntert, sie belebt alles um sich her, sie erweckt Muth und Hoffnung, und steht ihr nur die Allmacht bey, so führt sie auch die verzweifelste Sache glücklich hinaus. So errettet Trasibul sein Athen, Pelopidas sein Theben, und Scipio, da alle seine Mitbürger Rom verlassen wollen, da Hannibal vor den Thoren steht, und keine Rettung mehr übrig zu seyn scheinet, hat Muth genug, sich zu widersetzen, und Vorschläge zur Rettung nicht nur

anzugeben, sondern auch sie hinauszuführen. Er war ein Jüngling von außerordentlicher Größe der Seele.

Man pflegt zwar meistens diejenige Vergleichung für sehr mangelhaft zu halten, die von dem Bürger eines wenig bemerkten Staates, einer Reichsstadt, auf den Bürger eines zu seiner männlichen Stärke heranwachsenden Roms, oder auf einen Helden des alten Gräciens gemacht wird. Doch Vaterlandsliebe, Standhaftigkeit, Vertrauen auf den Beystand der Gottheit, sind Tugenden, welche den Bürger des mächtigen, so wie des kleinen Staates beleben müssen, wenn er zu seiner Rettung geschickt seyn soll, das übrige hängt von den Umständen ab. Scipio, in Augsburg gebohren und erzogen, würde vielleicht nicht größer, als Johann David Herwart worden seyn, dessen Leben ich itzt erzehlen will, und dieser als Römer, würde in Waffen, und an der Spitze eines Heeres seine religionsverwandten Mitbürger gerettet haben, da es itzt nur mit der Feder geschehen konnte. [a]

Johann

a Ein jedes Land hat seine Montesquieux, seine Colberts. Ihr Geist äußert sich nur, wie es dessen ganzer übriger Zustand fordert; wie sich dieser äußert, so werden sich auch die Fähigkeiten ändern. Jerusalems Betrachtungen über die Religion. VI. Betr. am Ende.

Johann David Herwart war aus einem derjenigen Geschlechte, welche seit den ältesten Zeiten in Augsburg angesehen gewesen sind, und in Verwaltung des Stadtregiments demselben nützliche Dienste geleistet haben. Kaum lassen sich in den ältesten Urkunden Nam n von Bürgern finden, so wird auch dieses Geschlecht in den obersten Würden entdecket, und bis auf unsere Zeiten erhält es sich würdig in angebohrnen Vorrechten. Allein nicht nur unserer Stadt, auch größern Staaten gab es Männer von Verdiensten. Das Churhaus Baiern, und selbst die Krone Frankreich, vertrauten einigen aus diesem Geschlechte entsprossenen, wichtige Staatsgeschäffte, und andere zeigten Muth und Tapferkeit bey königlich preußischen Fahnen. Für uns, zumal für denjenigen Theil der Bürgerschaft, welcher sich zur augsburgischen Confession bekennet, ist Johann David größer, als alle diejenigen, welche glänzendern Ruhm sich erworben hatten. [b]

Sein Vater war Heinrich Herwart, ein Rathsherr, welcher nicht ohne Verdienste gewesen. Er hatte ein gleiches Schicksal mit den übrigen evangelischen Rathsgliedern, und wurde seiner Würde entsetzt. [c] Nach der schwedischen Einnah-

b 1603. c 1631.

me, kam er zwar wiederum zu derselben, doch bald hernach starb er. Die Mutter war Maria Walterin, deren Vater, David Walter, sich ebenfalls als ein Mann, welcher sein Vaterland liebte, gezeiget hat. So viel auch an der Erziehung gelegen ist, so wenig ist doch, in der Erzehlung des Lebens eines rechtschaffenen Mannes, wichtig und nothwendig zu untersuchen, an welchem Orte, und durch welche Lehrer er gebildet worden. Es würde auch bey unserm Herwart, auf die Spur zu kommen, schwer halten; genug ist es, daß er seinen Aeltern und Lehrern Ehre macht, diese mögen immer seyn wer sie wollen. Er hatte noch einen ältern Bruder, Heinrich Herwart. Dieser war ein sehr geschickter Rechtsgelehrter, und hatte die höchste Würde in der Rechtsgelehrsamkeit erhalten. Es wird aber noch öfters von ihm zu gedenken Gelegenheit geben.

Herwart kam in den allerbetrübtesten Zeiten, nach Vollendung seiner Universitäts- und Reisejahre in seine Vaterstadt zurück, da eben seinen Glaubensgenossen ihre Kirchen genommen, und sie von dem Regimente ausgeschlossen wurden. [d] Er hatte sich ihr gewidmet, nun aber mußte er entweder seine angebohrne und für gut erkannte Reli-

d 1629.

Religion verläugnen, oder er mußte andere Wege suchen, auf welchen er von seinen Talenten brauchbare Anwendung machen konnte. Philipp Hainhofer, jener Mann, ich will eben nicht sagen von gründlicher Gelehrsamkeit, jedoch aber von mannigfaltiger Wissenschaft, und zumal ein Liebhaber von Künsten, welcher weitläuftige Bekanntschaften hatte, und an verschiedenen Höfen beliebt war, nahm sich um seine Beförderung an, und empfahl ihn, als einen geschickten Rechtsgelehrten, dem Grafen Kraft von Hohenlohe zum Kanzler. Dieser machte hierauf Herwarten den Antrag, und er, welcher zu Verläugnung seiner Religion keine Lust hatte, sonst aber zu seiner Beförderung keinen Ausweg vor sich sahe, nahm ihn an. [e]

Er kam aber nicht wirklich zu dieser Stelle. Ein neuer Auftritt veränderte den ganzen Schauplatz in seiner Vaterstadt. Sie ergab sich dem schwedischen Sieger. [f] Nun wurden die Evangelischen nicht nur in Kirchen, Schulen und Stiftungen, die man ihnen genommen hatte, wiederum eingesetzt, sie erhielten auch mit gänzlicher Ausschließung der Katholischen, die Verwaltung

e 1631. f 1632.

des Regiments. Bey dieser Gelegenheit wurde Herwarten die Stelle eines Stadtvogtes zu Theil. Daß er nicht in den Rath erwählet worden, daran mag wohl sein noch unverheyratheter Stand, vielleicht auch die schon angenommene auswärtige Beförderung die Ursache gewesen seyn. Allein, er begab sich dieser, und der erfüllte Wunsch, dem Vaterlande dienen zu können, war ihm erfreulicher, als die schönsten Aussichten, die er bey fremden Diensten vor sich sahe. Der Graf von Hohenlohe entließ ihn auch ungerne, doch widersetzte er sich seinem Verlangen keineswegs. Daß Herwart sein Amt mit aller Treue und Rechtschaffenheit bekleidet, ist mehr zu glauben, als zu beweisen. Es ist allerdings eine Stelle von Wichtigkeit, doch bin ich auch so viel überzeugt, daß er hier noch nicht ganz in seiner Sphäre gewesen ist, und daß er in diesem Amte die Gelehrsamkeit, die er sich erworben, und die Talente, damit er begabet war, noch nicht nach ihrem ganzen Umfange wirken zu lassen, Gelegenheit hatte. Eine neue, jedoch kummervolle Veränderung versetzte ihn erst darein, und seine Ruhe, die er bey diesem Amte hatte, war von keiner langen Dauer. Sein Leben ist nun dergestalt in die Geschichte unserer Stadt, und zumalen der evangelischen Bürgerschaft

schaft eingeflochten, daß es unmöglich ist, das eine von dem andern abzusondern.

Die schwedischen Waffen verlohren, nach der Niederlage, welche sie bey Nördlingen erlitten hatten, alle ihre im Reiche gemachten Eroberungen. Noch gute Zeit hielten sie sich in Augsburg, nachdem schon alle benachbarten Plätze verlassen waren. Die Stadt war sehr stark befestiget, und mit einer sehr zahlreichen Besatzung versehen. Der kaiserliche General Gallas hatte keine Lust, sie ordentlich zu belagern, er schloß sie lieber ein, und benahm ihr alle Zufuhr an Lebensmitteln. Nun stunde sie eine entsetzliche Theurung und Hungersnoth aus, die man über drey Monate, in Hoffnung eines schwedischen Entsatzes, standhaft ertrug. Allein, es war auf das äußerste gekommen. Hunger und Pest hatten viele Tausende der Einwohner hinweggerissen, und zur Hülfe war alle Hoffnung ganz verschwunden. Nun war nichts anders zu thun, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Man gieng zu Löwenberg, wo Gallas lag, einen sehr harten Accord ein. [g] Dadurch verlohren die Evangelischen das Regiment wiederum, sie verlohren Kirchen, Schulen und ihre Lehrer. Zwar eine freye

g 1635.

Uebung des Gottesdienstes war ihnen bewilliget, jedoch keine von den vorher inngehabten Kirchen. Eine neue zu bauen, hatten sie zwar Erlaubniß, allein kein Geld. Sie behalfen sich 14 Jahre lang unter freyem Himmel, in dem Hofe des evangelischen Collegiums. Hiezu kam die fast unerschwengliche Summe der Strafgelder, welche sie an den Kaiser und Churbaiern bezahlen mußten, die entsetzliche Last der Einquartierungen, welche sie allein zu tragen hatten, und die Beraubung, sogar der betrübten Wohlthat auszuwandern, nebst hundert andern Beschwerlichkeiten, die sie erdulden mußten.

Der Baum lag, Stolz, Religionshaß und Eigennutz trieben jeden an, hinüber zu steigen. Bischof Heinrich, voll Verlangen, die Evangelischen gänzlich zernichtet zu sehen, protestirte sogar gegen den kummervollen Gottesdienst, welcher ihnen im Accord war eingestanden worden; [h] er zog alle von Evangelischen besessenen Lehengüter ein, die sowohl unter seiner, als unter der Stadt Gerichtbarkeit gelegen waren, unter dem Vorwande, daß sie durch Ergebung in den schwedischen Schutz lehenfällig worden wären. Er belegte die italiänische Waaren hiesiger evangelischer

h 1636.

scher Kaufleute, die in seinem Gebiethe betroffen wurden, mit Arrest. Er griff sogar in seinem Eifer selbst in die Rechte der Stadt. Der Rath mußte sich demnach ihrer selbst annehmen, und wirkte kaiserlichen Beystand aus. Noch drückender war die Klage, welche der Churfürst Maximilian in Baiern gegen die Evangelischen anbrachte. Er beschuldigte sie nichts geringeres, als alle des Schadens, welchen die Schweden den baierischen Landen zugefügt hatten. Sie haben den König, wo nicht nach Deutschland, doch nach Augsburg geladen; sie haben ihm feindselige Anschläge gegen Baiern an die Hand gegeben, und ihn in deren Ausführung unterstützet. Die Klage fand am kaiserlichen Hofe Gehör, und die Klagschrift wurde der evangelischen Bürgerschaft vorgehalten. Die geweßten Rathsherren traten zusammen, und berathschlagten sich über einer Verantwortung. D. Zacharias Stenglin, ein sehr gelehrter Mann, der vorhin Raths-Consulent gewesen war, verfaßte sie, sie wurde durch den Magistrat an den kaiserlichen Hof abgeschickt, allein die Wirkung davon war, eine Churfürstliche Gegen-Information, welche abermals den Evangelischen zur Verantwortung vorgehalten wurde. Zu gleicher Zeit brachen das hiesige

Dom-

Dom-Capitel, St. Ulrichs und andere Klöster, die Grafen Fugger, und verschiedene Privati gleichfalls mit schweren Klagen gegen den geweßten evangelischen Rath und die Bürgerschaft hervor. Diese sollte sich vertheidigen, allein, sie machte keinen Körper, sie hatte keine Rathgeber, keine Sachwalter. Die geweßten Rathsverwandten machten dem Rath deswegen Vorstellungen, und er sahe sie nicht für unbillig an. Man konnte nicht in allen diesen häufigen Vorfällen die ganze Bürgerschaft zusammen berufen, es mußte auch jemand aufgestellet werden, welcher die Feder führte, und also trug man auf einen Ausschuß, sowohl von der ganzen Bürgerschaft, als von den geweßten Rathsverwandten an, der alles besorgen mußte, was zur Vertheidigung gegen dergleichen Angriffe dienlich seyn konnte. [i]

Hier nimmt die schöne, aber auch die mühselige und sorgenvolle Zeit, von unseres Herwarts Lebenstagen, ihren Anfang. Er hatte sich vielleicht nicht auf den Beruf gefaßt gemacht, als Sachwalter und Schriftensteller Rechtssachen zu vertheidigen, jedoch besaß er Verstand und Gelehrsamkeit dazu. Seine uneigennützige Liebe zum

i · 1637.

zum gemeinen Besten war auch bekannt, man fand bey ihm alle Eigenschaften, welche zu einem rechtlichen Beystande nöthig waren, daher hatten beede Ausschüsse das Vertrauen zu ihm, und nahmen ihn dazu an. So bescheiden er in allen Dingen war, so wenig er in seine Kräfte und Wissenschaft Vertrauen setzte, so viele Gründe ihn auch hätten bewegen können, sich diese so wichtige und auch gefährliche Stelle abzubitten, so überwand jedoch die Liebe zum Vaterlande und für das Beste der evangelischen Mitbürger. Es kam dazu, daß andere hiesige Rechtsgelehrten, theils nicht konnten gebraucht werden, theils nicht mochten. Stenglin war in auswärtige Dienste getreten. Bürglin war zu bequem oder zu forchtsam, Marx Christoph Voit von Berg, Johann Müller, Lay, und Heinrich Herwart waren mit andern Geschäfften zu sehr beladen, und diese, die ihn trafen, forderten einen eigenen Mann für sich. In Vertrauen auf Gott, nahm sie also Herwart auf sich. Matthäus Müller, und der Notarius Christoph Weihenmair, waren zwar auch neben ihm, allein alle Geschäffte giengen durch seine Hand, und er führte in allen Dingen die Feder.

Seine erste Arbeit war die Duplic-Schrift, welche bey dem Reichs-Hofrathe wider die Chur-

baieri-

baierische Gegen-Information eingegeben werden sollte. Sie war weitläuftig und standhaft. Er hatte die Vorsicht, sie den vorgenannten Rechtsgelehrten, so wie dem Ausschuß, um Gutachten und Erinnerungen vorzulegen, ehe sie in Gegenwart einer Rathsdeputation, einem ansehnlichen Theile der evangelischen Bürgerschaft auf dem Rathhause vorgelesen wurde, und sie fand gänzlich ihren Beyfall. Der Rath ließ zwar gegen einige Stellen protestiren, dem ungeachtet aber wurde sie an den kaiserlichen Hof abgeschickt. Sie hatte die Wirkung, die sie bey damaligen Umständen haben konnte. Die Beklagten wurden zwar von der Klage nicht frey gesprochen, doch wurden die weiters gemachten Vorstellungen ihnen nicht mehr vorgehalten, und die Sache ruhete, bis daß durch einen Reichs-Abschied die besorgten Executionen bey diesem, so wie in gleichen Fällen bey andern Ständen, eingestellt wurden.

Indessen suchten die Ausschüsse, welche allein zu Abfassung dieser Duplic-Schrift aufgestellt zu seyn glaubten, von dem Rath wiederum ihre Entlassung aus dieser beschwerlichen und gefahrvollen Lage, sie konnten sie aber, zum Glück der evangelischen Bürgerschaft, nicht erhalten. Man wies

sie

sie vielmehr zur Geduld an. Nun besorgten sie alle Angelegenheiten, welche diese betrafen, und durch Herwarts Rathschläge erweckt und unterstützet, verschafften sie derselben diejenige Vortheile, welche sie, wider aller Menschen Gedanken und Hoffen, durch den westphälischen Friedensschluß erhielten.

Sie war durch ausgestandene Theurung, durch Kriegs-Anlagen, Strafgelder und Quartiere auf das äußerste gebracht. Bittschriften und Vorstellungen, welche sie dem Kaiser, dem römischen König und dem Rath übergaben, waren ohne Wirkung, man hielt sie mit größter Strenge. Indessen ließ Herwart das Vertrauen nicht sinken, so sehr auch drey schreckliche Jahre alle Hoffnung niederschlagen konnten. Er hatte sich während derselben verheyrathet,[k] gewiß nicht ohne schmeichelhafte Aussicht auf bessere Tage; die Frau, die er sich ausgesucht hatte, war die Tochter eines angesehenen und vermöglichen Mannes, Isaac Hammans, und ihre Mutter war aus dem wohlverdienten Geschlechte der Stammler. Allein, die Ehe war zwar vergnügt, doch unruhig, und von nicht allzu langer Dauer. Ein einiger Sohn war die Frucht derselben, zu

dessen

k 1638.

dessen Erziehung der Vater nur sehr wenig mehr beyzutragen im Stande gewesen ist.

Nunmehr nahmen erst die wichtigsten Geschäffte ihren Anfang. [1] Ein neuer Churfürstlicher Collegialtag wurde nach Nürnberg ausgeschrieben. So sehr die Unterhandlungen auf dem zu Regensburg, den die Evangelischen mit des Raths Bewilligung beschicket hatten, mislungen waren, so blieb doch Herwart voll Vertrauen. Er brachte es in Vorschlag, auch diesen zu beschicken, und diesen Vorschlag nahm man an. Man suchte die Erlaubniß dazu bey dem geheimen Rath. Dieser kam zwar hart an die Einwilligung, doch ertheilte er sie endlich mit der Verwahrung, daß alles, was daselbst vorgebracht würde, der katholischen Bürgerschaft nicht zum Nachtheil gereichen sollte, und gab hievon auch dem Bischofe Nachricht.

Herwart ließ sich selbst zu dieser Abordnung gebrauchen. Zu Bestreitung der Kosten stellte man eine Sammlung unter der evangelischen Bürgerschaft im Collegio an, ihm aber wurde eine Schadloshaltungs-Versicherung ausgefertiget, welche von den Vermöglichsten unterschrieben war. Man gab ihm Empfehlungs-Schreiben

1 1640.

ben an die Gesandtschaften der evangelischen Churfürsten und Fürsten, und an die Abgeordneten der vornehmsten Städte mit, um ihm guten Zutritt zu verschaffen. Diese, besonders die Churfürstlichen, gaben ihm den Rath, für dermalen bey dem gesammten Churfürstlichen Collegio nichts anzubringen, indem sie sich keine gute Wirkung davon versprachen. Sie vertrösteten ihn, und gaben ihm bessere Hoffnung auf den nahen Reichstag. Weiter erreichte er bey dieser Abordnung nichts, doch war sie nicht ohne Frucht. Er machte sich durch seinen Verstand und seine schöne Lebensart bey den anwesenden Gesandtschaften beliebt. Er stellte ihnen mündlich und schriftlich die Noth seiner Mitbürger und Glaubensgenossen mit großem Nachdruck vor, und von den meisten der evangelischen Churfürsten, Fürsten und Stände, erhielt er Versicherung, daß auf nächsten Reichstag ihnen kräftiger Beystand verschafft werden sollte. Und mit solchen Versprechungen kam er zurück.

Noch in diesem Jahre kam ein Reichstag zu Regensburg zu Stande, auf welchem vornehmlich von Wiederherstellung des Friedens berathschlaget werden sollte. Herwart hielt es vor unumgänglich nöthig, denselben zu beschicken, und

nahm dieses Geschäffte über sich. Man bath abermals den Rath um Einwilligung, und nach einiger Erschwerung der Sache, wurde sie ertheilt. Mit Credenz-Schreiben, Vollmacht und Schadloshaltungs-Briefen versehen, reißte Herwart ab, nachdem zu Bestreitung der Kosten eine neue Sammlung war veranstaltet worden. Zugleich nahm er einen kurzen Inbegriff aller derjenigen Forderungen und Beschwerden mit, welche die Evangelischen vermög des Religions-Friedens, und des im Jahr 1584. errichteten Vertrags zu machen befugt waren, und den er selbst aufgesetzt hatte.

Sobald er in Regensburg angekommen war, stellte er den Gesandtschaften den Nothstand der evangelischen Bürgerschaft mit großem Nachdruck vor, allein er konnte leicht bemerken, daß die wenigsten von derselben Umständen richtige Begriffe hatten. Dieses bewog ihn, eine Nachricht davon abzufassen, es geschah unter der Aufschrift: Bericht, was für Aenderungen und namhafte Handlungen, in Religions- und Regiments-Sachen, bey des H. Reichsstadt Augsburg, von 1521. an, bis auf gegenwärtige Zeit sich zugetragen. Ihr Inhalt gehört nicht hieher, und ist auch leicht zu vermuthen. Diese Nachricht

war sehr wohl und gründlich aufgesetzt. Er übergab sie dem Chursächsischen Gesandten, welcher sie an die übrigen brachte. Diese nahmen sie insgesammt sehr wohl auf, und versprachen ihm Hülfe und Beystand. Allein Herwart merkte, daß an wirkliche Hülfleistung noch nicht sobald zu gedenken seyn würde. Der Kaiser wollte diejenigen Stände, mit welchen man, wie mit Augsburg, besondere Accorde getroffen, durchaus nicht in die Amnestie einschließen lassen. Man setzte daher diesen Punkt aus, und Herwart reißte, zwar ohne Beruhigung, doch abermals mit guten Vertröstungen zu den Seinen zurück. Es zeigt sich indessen, aus Schreiben seines Gegners, des Abgeordneten vom Rath, D. Leixelring, daß seine Unterhandlungen starken Eindruck gemacht; daß dadurch manche katholische Gesandtschaften selbst zu wanken angefangen, und daß damals zu dem nachfolgenden bessern Ausgang der Sache ein trefflicher Anfang gemacht worden.

Im folgenden Jahre [m] daurte der Reichstag noch weiter fort, und Herwart gieng abermalen, von dem evangelischen Ausschuß abgeschickt, nach Regensburg. Allein er sahe wohl, daß itzt noch nicht an eine Restitution zu gedenken war, und

 daß

m 1641.

daß diese erst bey einem allgemeinen Frieden ausgewirket werden könnte. Aus dieser Ursache betrieb er diesen Hauptpunkt itzt nicht. Er bestrebte sich nur, die Aufhebung, oder wenigstens die Verschiebung der Processe zu bewirken, welche theils von Reichsständen, theils von Privatpersonen, wegen der von den Schweden zugefügten Schaden, gegen die Evangelischen waren anhängig gemacht worden. Diese Angelegenheit wurde mit großem Eifer bey den Abgeordneten der evangelischen Stände angebracht und empfohlen. Er wagte noch mehr. Selbst dem Churfürstlichen Collegio übergab er eine Bittschrift deswegen. Diese machte den Eindruck, daß von demselben bey dem Kaiser eine Vorstellung gemacht wurde. Es ist um so mehr zu bewundern, da eines der mächtigsten Glieder dieses Collegiums, der Churfürst von Baiern, derjenige war, welcher selbst die stärkste Genugthuung an die evangelische Bürgerschaft verlangte. Der Kaiser wurde gebethen, daß wenigstens nur so lange, als der gegenwärtige Reichstag währte, alles rechtliche Verfahren, jedoch ohne Schaden der Ansprüche, eingestellet werden möchte. Allein das Vorschreiben blieb unbeantwortet. Auch die Chursächsische Gesandtschaft legte bey dem Kaiser

eine besondere Fürbitte um die Milderung des Löwenbergischen Accords ein, jedoch auch diese blieb fruchtlos. Herwart, der sich unbeschreibliche Mühe gegeben hatte, gieng mit weniger Trost und schwächerer Hoffnung als das vorigemal, jedoch nicht muthlos nach Hause.

Er blieb aber nicht lange. Er fand, daß seine Gegenwart nöthig war, so schwer es ihn fallen mochte, diese Angelegenheit, und zwar allein auf sich zu nehmen. So sehr er aber bath, daß ihm jemand zugegeben werden möchte, so fand sich doch niemand, der dazu taugte. Ueber dieses hatte der Ausschuß, wiewohl er ihm das Geschäffte zu erleichtern nicht ungeneigt gewesen wäre, alle Zuversicht zu seiner Treue und Geschicklichkeit, und er wußte, daß nur seine eben nicht affectirte Bescheidenheit, um einen Gehülfen anzusprechen ihn bewogen hatte. Man stellte demnach abermals eine Sammlung an, und er gieng wiederum an seine Kummer- und Sorgenvolle Arbeit. Alles mögliche wurde zwar angewendet, jedoch abermals ohne merkliche Wirkung. Die einige Erquickung, welche durch den Reichsabschied den Evangelischen zu gutem kam, war diejenige, daß in den Processen, die wider sie anhängig gemacht worden waren, zwar den Klägern

ihre Rechte vorbehalten, die Executionen aber dermalen nicht vorgenommen werden sollten, von welchen man auf dem nächstens anzustellenden Deputationstag zu handeln beschlossen hatte. Wenn auch diese erlangte Wohlthat nicht groß war, so war doch die noch unsichtbare Wirkung der Abordnung um so größer, denn durch Herwarts unermüdete Vorstellung hatten nun sowohl protestantische als katholische Höfe von dem Zustand der evangelischen Bürgerschaft zu Augsburg richtigere und bessere Einsichten und Begriffe erhalten.

Nun waren die Friedens-Präliminarien zu Hamburg geschlossen worden, und der Friedens-Congreß sollte zu Münster und Osnabrück eröffnet werden. Hier oder nimmermehr war den Evangelischen zu helfen. Diesen durch einen aus ihren Mitteln eigens zu beschicken, würde nicht in den Kräften der evangelischen Bürgerschaft gewesen seyn. Doch da man eben darüber in Sorgen war, bath sich ein hiergebohrner, aber in auswärtigen Diensten stehender evangelischer Bürger zu diesem Geschäffte freywillig an. [n] Es war D. Zacharias Stenglin, Advokat der Stadt Frankfurt am Main. Auch in ihm war noch eine

eine Liebe zum Vaterland, und zu seinen geweßten Mitbürgern. Freywillig schrieb er an unsern Herwart, den er schon lange als einen Eiferer für ihre Sache kannte, daß seine Obern den Friedens-Congreß beschicken, und vermuthlich ihn dazu abordnen würden. Er erboth sich bey dieser Gelegenheit, das Anliegen seiner evangelischen Landsleute auf das getreueste zu besorgen, und ertheilte zugleich den Rath, sich mit einer kurzen doch gründlichen Ausführung der Beschwerden gefaßt zu halten. o Daß sowohl Herwart, als die Ausschüsse, dieses Anerbiethen eines gelehrten, geschickten und rechtschaffenen Mannes mit Dank und Freuden angenommen, daran ist wohl kein Zweifel. Er wurde darum schriftlich ersucht.

Das erste, was nun Herwart vornahm, und welches er vielleicht aus eigener Einsicht unternommen haben würde, war Stenglins Rath zu folgen. Er setzte eine kurze historische Relation, über dem betrübten Zustand der evangelischen Bürgerschaft zu Augsburg, vom Jahre 1628. bis 1643. auf. Sie ist in sieben Abtheilungen sehr gründlich abgefaßt. Er erzehlte darinn erst-

 lich,

o Nachrichten von seinem Leben findet man bey Meierns Lebensgeschichten der westphälischen Friedens-Gesandten. 87. S.

lich, was es mit der evangelischen Bürgerschaft zu Augsburg vor und nach dem Passauischen Vertrag, und dem augsburgischen Religionsfrieden, sowohl im geistlichen als weltlichen, für eine Beschaffenheit gehabt, und bewies ihre dadurch erlangten Rechte; zweytens beschrieb er den Hergang der 1629. vorgenommenen Reformation; drittens die Ergebung der Stadt an den König in Schweden, und denn derselben Zustand bis auf die Zeit der Uebergabe an den Kaiser 1635.; viertens zeigte er, warum die Stadt es bey dieser Ergebung auf das äußerste kommen lassen, und legte die schweren Bedingungen des getroffenen Accords vor Augen; fünftens gab er Nachricht, wie sehr die evangelische Bürgerschaft wider und über diesen harten Accord sey dennoch beschweret worden; sechstens, was sie dabey noch ferners zu erwarten und zu befürchten habe; und endlich beschrieb er siebentens den bejammernswürdigen Zustand, worinn sich zu damaliger Zeit dieselbe befunden.

Die Ausführung war gründlich, dringend und beweglich, und macht der Gelehrsamkeit und der Vaterlandsliebe des Verfassers Ehre. Man schickte sie ungesäumt an Stenglin nach Osnabrück, welcher mit unermüdetem Eifer den anwe-

senden Gesandtschaften die nöthigen Vorstellungen daraus machte. Noch ein Beystand kam dazu, p nämlich der Nürnbergische Abgesandte, D. Tobias Oehlhafen, der, wie Stenglin, seiner Glaubensgenossen in Augsburg anzunehmen sich beeiferte. Ihre Bemühungen fruchteten so viel, daß sowohl die schwedischen, als überhaupts die Gesandtschaften der protestantischen Stände, sich der augsburgischen Evangelischen sogleich bey Anfang der Traktaten mächtig annahmen, und die Abstellung ihrer Drangsalen und Beschwerden von den kaiserlichen verlangten. Herwart aber war zu Hause nicht müßig; er besorgte allein den Briefwechsel mit diesen beeden Männern, und er besorgte ihn mit so größerer Treue, je mehr er an dem ganzen Geschäffte wirklichen Antheil hatte.

Durch einen neuen wichtigen Zwischen-Auftritt wurden Arbeit und Sorgen auf eine Zeitlang vergrößert. Die schwedischen und französischen Waffen hatten sich wiederum erholet. Enghien erfocht bey Allerheim einen Sieg über Baiern, welcher alles in Bestürzung setzte. Man machte Anstalten zur Vertheidigung, und trat deswegen mit der Geistlichkeit und mit Baiern

 in

p 1645.

in Berathschlagung. Zwar die Gefahr verzog sich noch ein ganzes Jahr lang.

Endlich [q] näherten sich die französischen und schwedischen vereinigten Kriegsheere der Stadt immer mehr. Dem Rath und der Geistlichkeit wurde bange, denn sie glaubten bey diesen Umständen von der evangelischen, durch sie so hart bedrängten Bürgerschaft, nicht viel Gutes. Man kam auf den Entschluß, sich mit ihr auszusöhnen. Zu diesem Ende wurde der Ausschuß auf das Rathhaus gefordert, um die Vorschläge dazu anzuhören. Er erschien auch vor denjenigen, welche sowohl von der Geistlichkeit, als von dem Rath, zu diesem Geschäffte waren verordnet worden. Diese machten den Vortrag, es möchte der Ausschuß, sowohl für sich, als im Namen der evangelischen Bürgerschaft sich erklären, ob sie bey den dermaligen gefährlichen Umständen, ihren bürgerlichen Pflichten gemäß, mit der katholischen Bürgerschaft für einen Mann stehen, sich bewehrt machen, und zu Vertheidigung der Stadt mit Rath und That gebrauchen lassen wollte. Man gab die besten Worte, mit den schönsten Versprechungen, und gedachte viel von friedliebender Einigkeit, Vertrauen und Zusammen-

sehen.

q 1646.

sehen. Allein der Ausschuß wollte es nicht allein auf sich nehmen, sich zu erklären. Die Sache war bedenklich. Allein je mehr sie an sie hielten, je mehr drang man in sie. Herwart, Voit und Müller wurden zu einer besondern Unterhandlung gezogen, und man machte schon von weitem Vorschläge zu einiger Restitution. Allein sie wollten sich ohne Vorwissen und Einwilligung der ganzen evangelischen Bürgerschaft durchaus nicht einlassen, und die Unterhandlung wurde nochmals abgebrochen. Nun wurde von dem Rath selbst der Bürgerschaft eine Vermehrung des Ausschusses angetragen, und die vorgeschlagenen Personen erkannten dieselbe für tüchtig. Diesem verstärkten Ausschuß, bey welchem jedoch, so wie vorhin, Herwart Wort und Feder führte, trugen die Raths-Verordneten den vorigen Antrag abermalen vor. Herwart gieng mit der Sprache gerade heraus. Zwar entschuldigte er sich, in Ertheilung einer Erklärung, mit dem Mangel einer gehörigen Vollmacht', bezeugte aber so viel, daß die seit so vielen Jahren, und auf so mancherley Weise schwer gedrückte evangelische Bürgerschaft nicht leichter zur gemeinsamen Vertheidigung würde beweget werden, als durch völlige Wiedereinsetzung in die ihnen genommenen Rechte,

Rechte, in geistlichen und weltlichen Dingen. Alsdann würde sie fröhlich ihre Pflichten beobachten, und ihrer Obrigkeit treu und gehorsam seyn. Man kann sich leicht vorstellen, daß man sich dazu zu verstehen hart daran kam. Zwo Kirchen, und einige Stellen im Rathe, wollte man eingehen, allein völlige Wiedereinsetzung konnte man sich nicht gefallen lassen. Man gieng jedoch noch weiter, sowohl in Kirchen- als in Regimentssachen. Allein der Ausschuß blieb standhaft, zumal da er zu Schließung eines Vergleiches keine wirkliche Vollmacht hatte. Er verlangte durchaus, daß das Anbringen des Raths an die ganze Bürgerschaft gebracht werden sollte. Nun ließ sich dieser mit dem Ausschuß nicht weiter ein, hingegen wurden zween Consulenten zu dem evangelischen Prediger Weber geschickt, die ihm zumutheten, des Rathes lezte Erklärung von der Kanzel abzulesen, die Bürger solche anzunehmen zu ermahnen, und ihnen zu bedeuten, daß nach solcher Ablesung, diejenigen, die damit zufrieden wären, nach Hause gehen könnten, diejenigen aber, die etwas daran auszusetzen fänden, ihm ihre Meynung entdecken möchten. Allein Weber war zu dergleichen Geschäfften der Mann nicht. Er bath sich die Zumuthung ab, und so

sehr

sehr ihm auch zugedrungen wurde, blieb er doch bey seiner Verweigerung fest. Es unterblieb also nicht nur die Verkündigung, sondern auch der ganze Vergleich, und zwar zu der Evangelischen Bestem. Sie würden niemals durch denselben dasjenige erhalten haben, was ihnen durch den westphälischen Friedensschluß ist zugesprochen worden.

Der Feind rückte nun näher, und die Belagerung nahm ihren Anfang. Nun machte man nochmals einen Antrag an die evangelische Bürgerschaft, deren Abneigung zur Vertheidigung man sehr besorgte. Allein man fand das Gegentheil; willig gab sie dem Antrag des Commendanten, 400 Mann bewehrt machen zu lassen, Gehör, und er wunderte sich selbst über die gehässigen Verläumdungen, die ihm gegen sie zugetragen worden waren. Die Belagerung würde heftig fortgesetzt, man wollte sich von neuem in Traktaten mit den Evangelischen einlassen, und die Stadt ergeben, allein diese zerschlugen sich gleichfalls. Endlich rückte ein kaiserlicher und baierischer Entsatz heran, und die Alliirten hoben die Belagerung auf. Nun blieb alles wiederum im alten Stande, und durch nichts anderes, als durch die General-Friedenstraktaten konnte geholfen werden.

Doch

Doch zu eben der Zeit, da dieses in Augsburg unsern Herwart beschäfftigte, waren diejenigen nicht müßig, welche in Osnabrück das Beste der Evangelischen besorgten, und mit welchen er in fast täglichem Briefwechsel stunde. Zu Stenglin und Oehlhafen war noch D. Valentin Heyder, der Abgesandte der Reichsstadt Lindau gekommen, ein Mann von vorzüglicher Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit, welchem wir nach Herwarten gewiß das meiste zu danken haben.[r] Auf dieser drey würdigen Männer unermüdetes Betreiben, forderten anfangs die protestantischen Stände, daß die Stadt Augsburg in denjenigen Stand sollte wiederum gesetzt werden, in welchem sie im Jahr 1618. gewesen war. Die katholischen Stände sowohl, als die kaiserlichen Bevollmächtigten, erklärten sich hierauf gar nicht günstig. Ihre Erklärung wurde dem Ausschuß zugeschickt; dieser hielt für nöthig, dieselbe mit Anmerkungen beleuchten zu lassen, die vermuthlich Herwarten zum Verfasser haben. Man schickte sie der Chursächsischen Gesandtschaft mit der Bitte

zu,

r Kurze Nachrichten von seinem Leben sind in Meirens Actis pac. execut. I. Theil, 55. S. der Vorrede, und bey dem Leben der Friedens-Gesandten. 86. S.

zu, solche auch den übrigen protestantischen mitzutheilen, und machte zugleich auch Herwarts kurze historische Relation weiter bekannt. Ferner wurde durch Herwart ein gründliches Pro Memoria abgefaßt, um selbst die unwissenden oder falsch benachrichtigten katholischen Gesandtschaften besser zu belehren, welches Heyder sowohl den kaiserlichen Bevollmächtigten, als auch andern katholischen Gesandtschaften zustellete. Diese Schriften hatten die Wirkung, daß sich die protestantischen Gesandtschaften der Sache immer mehr annahmen, je stärker der Wiederspruch war, der von der andern Seite gegen sie arbeitete, und daß auch von dieser Seite manche auf bessere Gedanken gebracht wurden.

Es kam nun so weit, [s] daß die Bevollmächtigten der Krone Schweden und anderer protestantischen Stände, nicht allein auf eine Wiederherstellung der Stadt Augsburg in den vorigen Stand, sondern selbst auf Ertheilung größerer Rechte, nämlich der Gleichheit im Regimente den Antrag machten. Beschwerlich war es, daß hierüber die würdigen Männer Heyder und Stenglin mit einander uneinig wurden. Heyder war für die Parität, und ihn unterstüzten die Schwedischen,

[s] 1647.

dischen, mit dem größten Theile der übrigen protestantischen Bevollmächtigten. Stenglin war dazu zu zaghaft, er forchte, es möchte durch eine, seiner Meynung nach, zu hoch getriebene Forderung, die ganze Sache leiden, demnach beharrte er nur auf der Restitution, und die Chursächsische Gesandtschaft, nebst einigen evangelischen Reichsstädten, welche besorgten, man möchte auch bey ihnen eine Parität einzuführen auf die Gedanken gerathen, waren auf seiner Seite. Herwart war unerschrocken genug, sich sogleich für die Parität zu erklären. Kaum vernahm er, daß von vielen Evangelischen, die Einführung der Parität für eine unmögliche Sache angesehen würde, und daß selbst Stenglin dieser Meynung beyträte, so setzte er eine Widerlegung der Gründe und Einwendungen auf, welche der Einführung der Parität entgegen gestellet wurden. Er bewies darinn, daß bald nach der Reformation, und besonders nach Einführung der Karolinischen Regiments-Ordnung, nicht nur eine Gleichheit zwischen den Religionstheilen, sondern wohl selbst bey den Evangelischen das Uebergewicht gewesen, und daß sie also nicht mehr, als sie vorhin gehabt hätten, verlangten. Ferner, daß die evangelische Bürgerschaft schon vor mehr als sechzig

Jah-

Jahren, bey Gelegenheit der Kalender-Unruhen, nach dieser Parität geseufzet hätte, sodann daß solche Einführung auch dermalen ihr sehnlichster Wunsch sey, und endlich daß dieselbe keiner andern Reichsstadt, wo der Magistrat ganz evangelisch wäre, einigen Nachtheil zuziehen könnte. Diese Schrift machte starken Eindruck, sowohl bey denen, welche der Sache günstig, als bey denen, die ihr abgeneigt waren. Die kaiserlichen Bevollmächtigten erklärten sich selbst nunmehr weit näher, und gestunden nicht nur die Wiedereinsetzung in Kirchensachen, sondern auch die Parität in Regimentssachen gänzlich ein, und die schwedischen Bevollmächtigten beruhigten sich damit. Als aber der ihnen zugestellte Aufsatz dem Ausschuß zugekommen war, fand Herwart noch viele Bedenklichkeiten dabey, und machte wichtige Anmerkungen dazu. Die Art und Weise, wie man seit langer Zeit der evangelischen Bürgerschaft mitgefahren war, mußte sie allerdings schüchtern machen; und es ist daher kein Wunder, wenn auch itzt bey ihnen ein starkes Mistrauen in die Versprechungen des andern Theiles sich zeigte. Indessen sahen die Gesandtschaften diese Bedenklichkeiten nicht für unerheblich an. Heyder mußte wegen der Reichsstädte, und vor-

nehmlich wegen Augsburg, einen neuen Aufsatz machen, welcher dem Friedens-Instrumente eingerückt werden sollte, und diesen behielten die kaiserlichen, ohne sich zu widersetzen, mit aller Willigkeit bey. Nun glaubte man völlig, sich darauf verlassen zu können, und Herwart entwarf bereits, auf des unermüdeten Heyders Erinnerung, seine Gedanken, wie das nun für sicher beschlossen gehaltene, zur Vollziehung möchte gebracht werden können.

Allein so nahe war es noch nicht. Kaum hatte Leixelring, t des Raths Abgesandter, etwas davon

---

t Johann von Leixelring ist eine unerwartete Erscheinung in unserer Geschichte. Ich habe nie erfahren können, woher er gekommen, noch wohin er gerathen. Im Jahr 1636. nahm ihn der Rath als Kanzler an, und nach 1649. verschwand er. Seine Haupt-Eigenschaft war ein ungezäumter Eifer für seine Religion, wobey er der Lehre von der Toleranz nicht den geringsten Beyfall gab. Er wurde meistens zu Verschickungen, sowohl an den kaiserlichen und churfürstlich baierischen Hof, wie auch hernach auf den Friedens-Congreß gebraucht, hatte aber wegen seiner Heftigkeit und bittern Gedenkungsart nirgends das Glück, sich beliebt zu machen. Er widersetzte sich der Restitution und Parität auf das alleräußerste, und würde Freyheit und

davon im Münster vernommen, als er alle Kräfte anstrengte, es zu hintertreiben. Seine Haupt-Mine dagegen war, daß die Parität von den Evangelischen zu Augsburg nicht einmal gesucht würde. Er berichtete dem Rath davon, und seine Meynung war, hierüber ungesäumt den Ausschuß zur Rede zu setzen. Er zweifelte nicht, er würde sich schrecken lassen, und eine Antwort ertheilen, davon er guten Gebrauch gegen die Evangelischen würde machen können. Der Anschlag fand auch bey dem Rath allen Beyfall. Man forderte von dem Ausschuß umständlichen Bericht, in was für Sachen, und von wem sie wi-

und alle Rechte der Stadt in die Schanze geschlagen haben, wenn er nur darinn hätte durchdringen können. Daneben lebte er auf der Stadt Kosten lustig und prächtig, und ließ sich ganz wohl seyn. Nach dem Schlusse des Friedens, und seiner Zurückkunft hieher, fuhr er in seiner Widersetzlichkeit fort, und ertheilte dem katholischen Magistrat heftige Rathschläge, so daß sich endlich selbst der baierische Commendant darein legen, und neben dem Rath, auch ihm insbesondere im Namen des Churfürsten zusprechen mußte, der Execution den Lauf zu lassen. Bald hernach nahm man ihm seine Besoldung, und sein Name verlischt. Auch Meiren gedenkt seiner nicht in den Lebensgeschichten der Friedens-Gesandten.

derrechtlich und unbilliger Weise wären beschweret worden, und ob sie deswegen die Parität gesucht hätten. Die Beantwortung der Frage war schlüpfrig; ohne Beleidigung des Magistrats konnte es nicht abgehen. Doch Herwart brachte bald eine wenig beleidigende Erklärung zu Stande. Mit seinem Rathe bestund sie darinn: Die evangelische Bürgerschaft, habe sich wegen übel verwalteter Justiz nicht beschwert. Indessen, da die Bevollmächtigten der evangelischen Churfürsten, Fürsten und Stände, so wie auch der Krone Schweden, um ungleiche Verwaltung der Gerechtigkeit zu verhüten, auf eine Gleichheit selbst in den höchsten Reichs-Gerichten antrügen, so möchte man, wiewohl sie noch keine eigentliche Nachricht davon hätten, wohl auch eine solche Gleichheit für das beste Mittel angesehen haben, welches zu ihrer Beruhigung dienen könnte. Da aber der Ausschuß nicht unbillig besorgte, es möchte Leixelring von dieser Erklärung einen nachtheiligen Gebrauch machen, sahe er es für nöthig an, eine im Namen der ganzen evangelischen Bürgerschaft aufgesetzte Erklärung, bey den ansehnlichsten derselben herumtragen, und von jedem unterschreiben zu lassen. Davon wurden 2 Exemplaria ausgefertiget, von 481 Bürgern un-

ter-

terschrieben, und eins davon durch Herwarten an Heydern nach Osnabrück geschickt.

Die Bewegungen, welche Leixelring zu Münster gegen die Parität machte, verursachten, daß theils die kaiserlichen Bevollmächtigten zurücktreten wollten, theils die von einigen evangelischen Ständen, zu wanken anfiengen, um so mehr, da Stenglin sie für eine unmögliche Sache ansahe. Heyder hielt sich männlich, Leixelring aber ließ nicht nach; es kam von ihm ein Bericht zum Vorschein, darinn er behauptete, die Evangelischen zu Augsburg wären nicht einmal des Religionsfrieden fähig, und daher schlechterdings an den im Jahr 1548. errichteten, und 1582. bestätigten Vertrag, an die kaiserlichen Judicata, an den Löwenbergischen Accord, und an den Prager Frieden zu weisen. Dieser Bericht war voller Bitterkeit und ungegründeter Vorspiegelungen. Doch konnte er leicht widrige Eindrücke in den Gemüthern, der ohnehin wankenden Gesandtschaften, nach sich ziehen. Herwart hielt für nöthig, ihn zu widerlegen, den Ungrund zu zeigen, und demjenigen Uebel dadurch vorzubauen, das daraus hätte entstehen können. Auch davon, so wie von der Erklärung der evangeli-

schen Bürgerschaft, machte Heyder sehr nützlichen Gebrauch.

Es würde bey dem allem, mit Erhaltung der Parität durchzudringen, sehr hart gehalten haben, da sie selbst von so vielen Evangelischen für etwas unmögliches angesehen wurde, wenn nicht die schwedischen Bevollmächtigten fest darauf wären bestehen geblieben. Noch lange wurde von beyden Seiten darüber gekämpfet, und sowohl Herwart als Heyder hatten dabey unbeschreibliche Mühe. Hieher gehört es nicht, von allem, was dafür und dagegen gehandelt und geschrieben worden, zu erzehlen und anzuführen. Es ist genug, wenn ich melde, daß die Parität endlich zur Richtigkeit gebracht wurde, [u] so daß über deren Einführung kein Zweifel mehr vorwaltete. Nun war Herwarts erstes Geschäffte, denjenigen Abgesandten, die sich der evangelischen Bürgerschaft am meisten angenommen hatten, zu danken.

Das schwerste war nun überwunden. Unaussprechlich war darüber die Freude derer, denen es zum besten gereichte, aber eben so groß war

u 1648.

war die Bestürzung des Raths und der katholischen Bürgerschaft. Alles wurde noch versucht, die Vollziehung des Schlusses zu verhindern und abzuwenden. Die Sache sahe man für etwas ganz unerhörtes an, und wollte nicht glauben, daß dieses jemals von der evangelischen Bürgerschaft verlangt worden wäre. Man heischte von ihr eine kathegorische und unverdunkelte schriftliche Erklärung, ob sie noch dermalen eine solche, keineswegs zur Friedfertigkeit, sondern unfehlbar zu weit größerer Zerrüttung dienende Gesinnung hege, und stellte Herwarten ein Rathsdecret zu, darinn er den Auftrag erhielt, ohne Einwendung einiger Entschuldigung, die Meynung des Ausschusses in dieser Sache abzufordern, dessen Absichten zu berichten, und dadurch den schuldigen Gehorsam gegen die Obrigkeit darzuthun. Dieses Decrets Beantwortung nahm Herwart nicht allein auf sich. Er zog auch D. Voiten und Müllern dazu. Sie gaben unter dem Karakter der Directoren des evangelischen Wesens, gemeinschaftlich ihre Erklärung dahin ab, daß sie sich nicht vorstellen könnten, wie dem hiesigen Rathe, die nach so reifer Ueberlegung an den Orten der Friedens-Unterhandlung, unter-

schriebene, und nun in einem Jahre zum zweytenmale beliebte Parität, so schwer, unerhört und höchst schädlich vorkommen sollte, da ihnen doch bekannt wäre, daß derselbe erst im Jahr 1635. wo er sich erklärte, daß er dergleichen Parität der evangelischen Bürgerschaft sehr gerne gönnen wollte, ganz anders davon gedacht hätte. Sie könnten weder der evangelischen Bürgerschaft, noch den evangelischen Churfürsten und Ständen, welche die augsburgischen Angelegenheiten zu einer Sache des gesammten evangelischen Wesens gemacht hätten, hierinn nichts vorgreifen, wiewohl sie sich jederzeit aller Friedfertigkeit und Ehrerbiethung befleißen würden. Nun wurde von dem Rath an den Kaiser und an den Churfürsten von Baiern abgeordnet, allein es war nichts mehr zu thun. Man wollte den Evangelischen noch einen Vergleich anbiethen, jedoch ohne Frucht. Das Friedens-Instrument wurde gesiegelt, und die evangelischen Gesandtschaften ersuchten sogleich schriftlich Herzog Eberharden von Würtenberg, die Vollziehung des Friedensschlusses in Augsburg zu übernehmen, der sich auch ohne Anstand hiezu geneigt erklärte. Auch Herwart machte sich fertig, damit bey Ankunft der Commissarien al-

les vorbereitet seyn möchte. Er setzte eine Executions-Ordnung auf, welche von Heydern zuerst den evangelischen Gesandtschaften vorgelegt, und von denselben gutgeheißen, hernach aber den katholischen, und endlich den kaiserlichen Bevollmächtigten übergeben wurde.

So weit hatte es Herwart durch unermüdete Sorge gebracht. Ueberhäufte Arbeit, drückender Kummer, oft fehlgeschlagene Hoffnungen, ermüdende Reisen, entkräftendes Nachdenken, mit einem Worte, Bemühungen, welche nur die Zuversicht auf den Beystand der Allmacht, und eine feurige Liebe zum Vaterland, zur Religion, und zur gerechten Sache erträglich machen konnten, waren der Inbegriff dieser leztern Jahre. Wie sehr hätte er dafür auch noch in diesem Leben eine Belohnung verdient? Wie sehr wäre es ihm zu gönnen gewesen, wenn er, nach völliger Ausführung des von ihm mit so vielem Eifer, mit so großer Standhaftigkeit und mit so seltner Klugheit getriebenen Werkes, zu den höchsten Ehrenstellen wäre ausersehen worden, die ihm gewiß ohne allen Neid und Misgunst würden zu Theil worden seyn. Allein das war der Vor-

sicht Wille nicht. Noch ehe die Nachricht vom besiegelten Friedens-Instrumente hier eintraf, überfiel ihn ein hitziges Fieber, und nach wenigen Tagen war er eine Leiche. [v] Und dieses war er in einem Alter von 45 Jahren.

Es läßt sich vorstellen, wie unbeschreiblich bey diesem unerwarteten Falle die Bestürzung der evangelischen Bürgerschaft, und besonders des Ausschusses gewesen ist. Er war es, welcher das ganze System von der Execution des Friedens im Kopfe hatte, auf ihn konnte man sich ganz allein verlassen; er kannte die Verfassung seiner Vaterstadt am besten, er besaß eine gründliche praktische Gelehrsamkeit, hatte eine ungemeine Gegenwart des Geistes, war behend im Entschließen, deutlich und angenehm im Vortrag, fertig in der Feder. Hochachtung hatte er sich selbst bey den Feinden seiner Sache erworben. Bey den verschiedenen Absendungen auf den Collegialtag zu Nürnberg, und auf den Reichstag, machte er sich, so wie durch seine Liebe zum Vaterlande, und durch seinen unermüdeten Eifer, seinen Mitbürgern

zu

v 1648. den 28. October.

zu dienen, so auch durch die Reinigkeit und Annehmlichkeit seiner Sitten beliebt, daher wurde er von allen denjenigen sehr bedauert, die ihn bey dieser Gelegenheit hatten kennen lernen. Die evangelische Bürgerschaft, der er sich ganz zum Dienste gewidmet, erkannte ihn für ihren Vater, Verfechter und Erretter. Und er war kein besoldeter Diener. Zwar war ihm Schadloshaltung versprochen, allein dabey suchte und fand er keinen eigenen Nutzen. Er litt vielmehr an seinem Vermögen, so wie an seinen Kräften.

Und dieser Mann starb, eben da er noch am nöthigsten war, eben da er erst mit Freuden zu arbeiten würde angefangen haben, eben da ihn die Belohnung für alles dasjenige, was er bisher gethan hatte, erwartete. Zum Glück für seine, durch diesen Tod niedergeschlagene, und kaum tröstbare Mitbürger, lebte sein Bruder, D. Heinrich Herwart [w] noch, ein Mann von

w Dieser D. Heinrich Herwart, war den 29. April 1602. gebohren, und also um ein Jahr älter als Johann David. Er hatte die höchste Würde in der Rechtsgelehrsamkeit angenommen, und sich dadurch

von schönen Eigenschaften und nicht geringer Gelehrsamkeit, mit welchem Johann David Herwart in den meisten wichtigen Angelegenheiten

---

durch zu Stellen, wo solche erfordert wurde, geschickt gemacht. Nach der schwedischen Einnahme, ernannte man ihn zum Referendarius im Stadtgericht. Durch den Löwenbergischen Accord verlohr er diese Stelle, er lebte für sich, und diente vielleicht in Rechtsfällen, doch nahm er an den Geschäfften seines Bruders immer Antheil, und nach dessen Tode erhielt er die Stelle eines Directors des evangelischen Wesens. Nach der Execution des Friedens, ernannte ihn der geheime Rath anfangs zu einem Raths-Consulenten, er zog aber die Stelle eines Referendarius am Stadtgerichte vor, die er vorhin gehabt hatte. Die Doctors-Würde war ihm im Wege, um in den Rath erwählt zu werden, denn nach damaligen Vorurtheilen und Meynungen, hielt man es nicht für zuträglich. Indessen nahm er bey dem neu niedergesetzten evangelischen Consistorium oder Ehegericht die Präsidenten, so wie auch die Scholarchats-Stelle an. Kaiser Ferdinand der III. begnadigte ihn mit dem kaiserlichen Rathstitel, und mit der Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen. Im Jahr 1631. verheyrathete er sich an die Wittwe des Memmingischen Bürgermeisters Gordian Sättelins von Trunkelsberg, aus dem Geschlechte der Volland von Vollandseck, hatte aber keine Kinder, und im Jahr 1658. starb er.

heiten war zu Rath gegangen; es lebte D. Marx Christoph Voit x noch, welcher sich schon seit mehrern Jahren als Beystand des Ausschusses hatte gebrauchen lassen, und welcher sich auch jederzeit als ein zu Geschäfften sehr tauglicher Mann gezeiget hat; es lebten andere

x D. Marx Christoph Voit von Berg, war aus einer adelichen Familie, die ehemals in der obern Pfalz ansehnliche Güter hatte. Sein Vater, Gilg Sebastian, war Fuggerischer Rentmeister, und die Mutter, Veronica Tradlin, war eine Tochter des angesehenen Raths-Consulenten D. Georg Tradels. Er selbst nahm Fuggerische Dienste an, denn damals waren nicht selten Evangelische bey ihnen in Diensten. Viele Gelehrsamkeit, Einsicht und Erfahrung, die an ihm bekannt gewesen, machten, daß der evangelische Ausschuß sich, auch da Johann David Herwart noch lebte, seines Raths zum öftern bediente, ja zulezt war er dessen ordentlicher Advokat, obwohlen sich die Fugger, welche noch verburgert waren, durchaus mit ihm nicht in Geschäffte einlassen wollten. Nach der Execution des Friedens würde er ohne anders eine Raths-Consulenten-Stelle erhalten haben, er war aber bey den Katholischen in üblem Ruf, wegen seines Glaubens, daher machten sie starke Einwendungen gegen ihn. Er mag in ein und andern Punkten von der Lehre der augsburgischen Confession abgegangen

dere noch, die seit langer Zeit bey dem Ausschusse gestanden waren, allein die Eigenschaften des verlohrnen fanden sich wohl bey keinem. Indessen mußte ein neuer Director erwählet werden, und die Wahl fiel einmüthig auf D. Heinrich Herwart. Sein Name schon war ein Verdienst für ihn, man glaubte, daß es nicht möglich wäre, übel dabey zu fahren, und die Folge zeigte, daß man sich nicht betrogen hatte.

Erst nach mehrerer Beruhigung, wurden die Empfindungen der Dankbarkeit für die grossen Verdienste unseres Herwarts rege. Man begrub ihn in der Stille auf den untern Gottesacker, und dahin wurde er, zwar mit Thränen

gen seyn, jedoch hielt er sich öffentlich zu der evangelischen Parthey; diese nahm ihn auch als Advokaten des evangelischen Wesens in Bestallung, und er wurde mit Christoph von Stetten auf den Friedens-Executionstag nach Nürnberg geschickt. Ja, da bey Gelegenheit der römischen Königswahl 1653. der evangelische Magistrats-Theil bey dem Kaiser besondere Audienz erhielt, führte er das Wort. Sein Sohn, Enkel und Urenkel, haben ihrer Vaterstadt als Bauherr, Raths-Consulent und Stadtschreiber nützliche Dienste geleistet.

nen begleitet, doch ohne besondere Feyerlichkeit zu seiner Ruhe gebracht. Ein unansehnlicher Grabstein, mit der kurzen Aufschrift: Hier lieget Herr Johann David Herwart, ist das ganze Zeichen, das seine Ruhestatt dort kenntbar macht. Fast zwey Jahre nach seinem Tode stund es an, bis der evangelische geheime Rath, welcher wußte, daß er das, was er war, ihm zu danken hatte, auf eine Belohnung seiner Verdienste den Antrag machte. Er hatte einen einzigen Sohn, Philipp Christoph Herwart, erzeuget. Dieser war nun ein Knabe von 14 Jahren, und zeigte ausnehmende Fähigkeiten. In ihm sollten des Vaters Verdienste belohnet werden. Es wurden ihm aus der Sammlung von der evangelischen Bürgerschaft tausend Thaler ausgemacht, um ihn bey seiner Erziehung zu unterstützen, damit auch an ihm ein nützlicher Mann heranwachsen möchte. Für ein in Mühe und Sorge durchlebtes, und dem Besten anderer aufgeopfertes Leben, war zwar der Lohn nicht groß; allein die schweren Zeiten machten größern unmöglich. Der Sohn entsprach der Hoffnung, welche man von ihm hatte. Er trat in die Fußstapfen des Vaters, und machte ihm durch seine

Wissen-

Wissenschaft und Würden, die ihm zu Theile wurden, Ehre. Er ließ ihm in der Erbbegräbniß-Kapelle des Herwartischen Geschlechtes ein Denkmaal errichten, das schönste Denkmaal aber stiftete ihm die Geschichte, darinn er durch schöne Handlungen seinem Vaterlande unvergeßlich wurde.

Hundert Jahre nach des Vaters Tode, als die Evangelischen, wegen der durch ihn erlangten Rechte, ein Jubelfest feyerten, und Gott dafür dankten, handelte der eben damals neu antretende Ephorus des evangelischen Collegiums, Herr Jeremias Neuhofer, in einem lateinischen Programma von seinem Leben, und seine Urenkel, aus dem Geschlechte der von Stetten, ließen sein Bildniß in Kupfer stechen. Dankbar vergnügten sich daran alle, welche den Werth seiner Verdienste zu schätzen wußten.

Christoph

Christoph von Stetten.

Nicht, weil er von meinem Geschlechte und Namen gewesen, nicht, weil noch von ihm Enkel und Urenkel leben, die in ansehnlichen Umständen stehen, und zu meinen nahen Anverwandten gehören; sondern weil er ein rechtschaffener Mann war; weil ihn alle seine Mitbürger dafür hielten, und ihn für eine der würdigsten Regiments-Personen seiner Zeit ansahen; weil er in der That nicht geringe Verdienste hatte, und endlich, weil er nicht nur in seiner Vaterstadt, sondern auch, in der wichtigen Versammlung so vieler Gesandtschaften vom Kaiser und Königen, von Churfürsten, Fürsten und Ständen des deutschen Reiches, sich durch seine Klugheit, Gelehrsamkeit, Fleiß und Lebensart Ehre zu erwerben wußte, unternehme ich itzt die Lebensbeschreibung eines **Christophs von Stetten.** Er gehört noch unter diejenigen, welche während den Zeiten des dreyßigjährigen Krieges zu Patrioten gebildet worden, und wiewohl er erst nach geschlossenem Frieden auftritt, so sind doch seine Verdienste nicht minder wichtig, als die Verdienste derjenigen, welche bey dessen Schließung oder Haupt-Vollziehung mit gearbeitet haben.

Ich sage nichts von seiner Familie, noch von den Verdiensten, welche sich daraus seine Vorfahren und Zeitgenossen, und ihre Nachkommen um die Städte Frankfurt und Augsburg gemacht haben, es ist genug, wenn ich seinen Vater nenne. Dieser war Paulus von Stetten. Schon vor Ausbruch des dreyßigjährigen Krieges war er im Rath und Proviantherr. Er wurde seiner Ehrenstellen, wie alle Evangelische, entlassen, weil er sich katholische Kirchen zu besuchen weigerte. Die Schweden eroberten die Stadt, und das Regiment wurde nur mit Evangelischen besetzt. Er war der Meynung, daß auch Katholische dazu erwählet werden sollten, allein er drang damit nicht hindurch. Damals kam er in den geheimen Rath, und nach der Zeit wurde er Stadtpfleger. Doch das rückgängige Glück der schwedischen Waffen, zog Augsburg die erschrecklichste Einschließung zu. Er sahe zum voraus, daß man sich zulezt würde ergeben müssen, und gab bald Anfangs den Rath, des Kaisers Gnade zu suchen, allein vergebens. Er verlohr, wie alle andere, nach dem Löwenbergischen Accord seine Würden, aber auch nach der Zeit war er nicht ohne Verdienste, als Ausschuß der geweßten Rathsverwandten, in welcher Stelle er bis an seinen Tod

mit sehr vielem Ansehen stunde. Mit Anna Oestreicherin erzeugte er diesen einigen Sohn, welcher ihm so viel Ehre macht. [a]

Damals waren noch gute und ruhige Zeiten. Der Vater saß in einem schönen Segen von zeitlichen Gütern, und hatte Geschicklichkeit, so wie Vermögen, seinem einigen Sohne die schönste und edelste Erziehung zu geben. Anfangs schickte er ihn hier in die lateinische Schule, und hielt ihm gute Lehrmeister zu Hause. Was ihn aber mag bewogen haben, ihn alsdenn aus dieser Schule zu nehmen, und nach Ulm zu schicken, [b] das ist mir unbekannt. Johann Conrad Merk, welcher zu der Zeit daselbst Rektor gewesen, war zwar allerdings ein gelehrter und rechtschaffener Mann, David Höschel aber war es wohl nicht weniger, und gewiß noch weit berühmter. Bey diesem Merk blieb er zwey Jahre in Kost und Wohnung, so wie unter seiner Aufsicht. Er zeigte sich als ein sehr fähiger Kopf, und nach zweyen Jahren fand man ihn schon geschickt, eine hohe Schule zu besuchen. Man erwählte Strasburg, eine reichsstädtische hohe Schule, [c] die damals wegen berühmter Lehrer, und eben sowohl wegen der

a den 16. März, 1609.

b 1622. c 1625.

der darauf herrschenden guten Grundsätze, als auch wegen seiner Sitten der daselbst lebenden Bürgerschaft, für studirende Bürgerssöhne aus andern Reichsstädten sehr viele Vortheile hatte.

Wie sehr wäre es zu wünschen, daß wir noch dermalen dergleichen Vortheile mit größerer Wahl genießen könnten. Daß Jünglinge, die einem freyen Staate zu dienen bestimmet sind, auch von Lehrern, welche die Grundsätze kennen, nach welchen ein solcher freyer Staat regieret werden soll, unterrichtet würden; daß sie unter Leuten aufwüchsen, welche nach solchen Grundsätzen handelten, und daß sie folglich Lehren und Beyspiele neben einander zu hören und zu beobachten Gelegenheit hätten. Alsdenn würden sie keine Grundsätze mit sich bringen, die nur an Höfen, und nicht in Städten dienlich sind; keine Sitten, welche nicht zu der Stelle taugen, der sie sich widmen; hingegen mehr Liebe zu ihrer Verfassung, und zu ihren Mitbürgern; mehr wahre und nicht eingebildete Achtung für die Würden, nach welcher sie trachten, und mehrere Einsicht in allen denjenigen Geschäfften, die ihnen sollten aufgetragen werden.

Er hatte sich einige Jahre zu Strasburg aufgehalten, Rechtsgelehrsamkeit und Philologie

waren

waren die Hauptgegenstände seines Fleißes. Die lebenden Sprachen, besonders die französische, wälsche und holländische, nebst den mathematischen Wissenschaften, besetzten die übrige Zeit, und er brachte es in ersterer zu nicht geringer Fertigkeit. Dadurch machte er sich zu seinen vorhabenden Reisen geschickt, und war nun im Stande, dieselben anzutreten, vorher aber gieng er noch in seine Vaterstadt zurück, und machte sich mit derselben noch besser bekannt, als er bisher es gewesen war; und erst nach einiger Zeit begab er sich von dort aus, mit allen Eigenschaften und Kenntnissen, welche, um mit Nutzen reisen zu können, erforderlich sind, auf seinen Weg.

Auf diese Weise ist es kein geringer Vortheil, sowohl für das Vaterland, als für die Jünglinge selbst, welche sich demselben zu dienen geschickt machen wollen, wenn diese sich in solchen Vermögens-Umständen befinden, daß sie durch Reisen auch anderer Städte und Länder Verfassungen, Sitten und Gewohnheiten sich bekannt machen, und dabey Männer von Verdiensten kennen lernen, die ihnen durch Lehren und Beyspiele nützlich sind. Dabey aber wird erfordert, daß sie auch Verstand und guten Willen haben, sich

der sich anbiethenden Gelegenheiten zu bedienen, nach rechtschaffener Weltweisen Bildniß,

Die sich der Heimath entziehn, der Menschheit Gefilde durchsuchen,
Und dann heimkehren zur Zelle mit süßer Beute beladen,
Und liefern uns Honig der Weisheit.

Denn nur von einem Orte zum andern fahren, etwa die öffentlichen Gebäude oder andere Seltenheiten anstaunen, oder wohl gar nur, wie Leßings Storch, sich die besten Pfützen bekannt machen, und nur allein reisen, um lustig zu leben, das heißt mit großen Kosten Zeit und Gesundheit verschwendet, und nicht gereiset. Eine Reise mit Nutzen zu unternehmen, dazu gehöret ein gesetztes Wesen, und eine gute Vorbereitung. Man mache sich zuerst sein Vaterland bekannt, man bereite sich die rechten Begriffe von dessen Verfassung, Wissenschaften, Handlung, Künsten und Gewerben; man forsche nach dem Guten, das sich darinn findet, und nach dem, was ihm mangelt. Sodann entwerfe man den Plan der Reise, wie sie für die künftige Bestimmung am nützlichsten ist, und richte sich darnach ein. Denn anders reist der Staatsmann, anders der Gelehrte, und anders der Kaufmann. Es ist ein Unter-

schied zwischen den Reisen desjenigen, der zu Ausführung wichtiger Geschäffte in großen Staaten bestimmet ist, und desjenigen, der nur kleinen Staaten und Republiken seine Sorgen widmet. Und von dieser leztern Art war von Stetten, doch reißte er zugleich auch als Gelehrter.

Er gieng erstlich nach Italien, und hielt sich vorzüglich in Venedig, Vicenza, Neapel und Rom auf, besuchte auch die übrigen Provinzen, und gieng endlich über Mailand nach Augsburg zurück. Bald hierauf unternahm er eine neue Reise nach den Niederlanden, und blieb eine gute Zeit in Antwerpen, wie auch zu Graven-Haag. Er schiffte nach England, sahe London, Cambridge, Oxfort, und sonst die wichtigsten Orte dieses Reiches, und nach einem ziemlich langen Aufenthalt gieng er nach Frankreich hinüber. In diesem Reiche regierte damals der große König Heinrich der IV. Seine großen Thaten, sein ungemeiner Verstand, und die Güte seines Herzens, so wie die Klugheit seiner Minister; auch die Liebe zu Künsten und Wissenschaften, und leutselige, menschenfreundliche Sitten, gaben damals schon diesem Reiche ein besonderes Ansehen in Europa, und seine Hauptstadt gehörte schon unter die größten und prächtigsten dieses Welttheiles.

Auch hier hielt er sich eine geraume Zeit auf, und erwarb sich in Sprachen und empfehlenden Leibesübungen noch mehrere Vollkommenheit. Endlich gieng er über Lion und Strasburg nach Hause. Mehr in Geschäfften, als aus vorigen Absichten, unternahm er nachgehends noch eine Reise nach England, allein bey dieser Gelegenheit nahm er die größten Handelsstädte von Deutschland mit. Er besuchte Hamburg, Lübek, Bremen u. s. w. Das waren weitläuftige und schöne Reisen, und er reiste so, daß er großen Nutzen davon hatte, und sich Kenntnisse und Einsichten verschaffte, damit er hernach seinem Vaterlande die erspießlichsten Dienste leistete. Ehe er sie noch unternahm, oder zum wenigsten, ehe er noch an den Ort kam, wo er sich aufzuhalten gedachte, erforschte er vorzüglich, was daselbst merkwürdig war, und bemühete sich um Empfehlungsschreiben an angesehene und rechtschaffene Männer, zumal an solche, welchen es ein Vergnügen war, neugierigen Fremden zu dienen. An denjenigen Orten, wo er für seine wohl überlegte Neubegierde Nahrung fand, hielt er sich länger auf als an andern. Mit Werken der Natur und Kunst war er schon bekannt, und lief in keine Gefahr, für unwissend darinn gehalten zu werden. Damals mußte man

die

die großen Werke der Kunst und des guten Geschmacks, besonders in der Baukunst, Sculptur und Malerey fast nur in Italien suchen; heut zu Tag ist es weniger nöthig. Die Großen in Deutschland haben sie an ihre Höfe versetzet, und auch die nächsten um uns her zeigen uns die herrlichsten Werke, wornach der Geschmack so gut als in diesem entferntern Lande zu bilden ist. Auch diese Werke, vornehmlich auch was von römischen und griechischen Alterthümern noch schätzbar ist, betrachtete unser Reisender nicht ohne Vorbereitung, und suchte gern auch vernünftige Anleiter, die ihm das Schöne und Gute an Kunstwerken entwickelten.

Er begnügte sich aber nicht nur an den Werken der Kunst. Er besuchte auch die Anstalten, welche zu Beförderung des Nahrungs-Standes, zu Unterhaltung der Armen, zu Beobachtung guter Policey gemacht waren, und mit noch größerer Aufmerksamkeit die Akademien, die Büchersäle, die Kunstsammlungen, die zu Beförderung der Wissenschaften und Künste gestiftet waren, eben so auch die berühmten Gelehrten und Künstler, und nicht weniger die Fabriken und Manufakturen. Auch diese leztere sahe er nicht ohne Vorbereitung an. Er war in den mathematischen

schen Wissenschaften, besonders auch in der Mechanik, nicht unbewandert, mithin sahe er auch die Maschinen und Instrumente nicht ohne Nutzen an. Auch Schulen und andere öffentliche Erziehungsanstalten waren ihm nicht gleichgültig. Er beobachtete alles mit scharfsinnigem Auge, stellte Vergleichungen an, und bemerkte sowohl das Gute als das Mangelhafte.

Dasjenige, woraus er den größten Vortheil schöpfte, war die erlangte Bekanntschaft von angesehenen und wohlgesitteten Personen. Denn Menschen kennen lernen, sich in ihre verschiedene Karaktere schicken lernen, ihre Einsichten sich zueignen, und das Gute und Gefällige in ihren Sitten annehmen, das sind wohl die Haupt-Vortheile der Reisen. Dadurch werden die Vorurtheile, welche man meistentheils aus dem Vaterlande mit sich bringt, und so auch das Rohe, oder auch Steife und Pedantische, das man auf hohen Schulen öfters annimmt, wiederum abgeleget. Dinge, die sich im Vaterlande entweder gar nicht, oder wohl erst nach viel längerer Zeit verliehren. Diese Vortheile waren ihm bekannt. Er wußte aber auch, wie sehr man sich vor aller bösen Gesellschaft der Spieler, der Buhldirnen, und aller Arten von Müßiggängern, deren Umgang

gang der Zeit, dem Vermögen, der Gesundheit, und selbst der Seele so schädlich ist, zu hüten hätte, und suchte also nur Gesellschaft von rechtschaffenen Leuten.

Indessen schlug er die öffentlichen Lustbarkeiten nicht aus, die sich ihm an großen Höfen darbothen, er nahm an Gesellschaften, an Schauspielen, an Bällen, an Festen Antheil, doch betrachtete er sie aus dem rechten Gesichtspunkte, legte ihnen keinen höhern Werth bey, als sie wirklich haben, und bewahrte dabey seine Unschuld. Im übrigen reiste er zwar bequem, so wie ein Sohn eines reichen und angesehenen Mannes, aber nicht prächtig. Er begehrte keineswegs für mehr angesehen zu seyn, als er war, und sich durch Annehmung höherer Titel, Kleider und Aufzüge, als ihm gebührten, bey Haiducken, Laquayen und Laufern Ehrerbiethung zuzuziehen, die bey rechtschaffenen Männern Verachtung gebiehret. Er wußte wer er war, und kannte das rechte Maaß, nach welchem der wahre Werth seiner Geburt und seines Standes geschätzt werden mußte, und vermied lieber diejenigen Gelegenheiten, zu welchen er nicht berechtiget war, als daß er sich, mit der Gefahr beschimpfet zu werden, dazu gedrungen hätte. War er bey Leuten, die

wie

wie der Pöbel denken, in geringerm Ansehen, weil er kein Baron noch Graf gewesen, so wußte er sich zu trösten, denn er hatte den Beyfall aller derjenigen, die edler als jene gedachten.

Das einige, was ich an unseres von Stetten Reisen aussetze, ist, daß er fast nur in fremden Reichen sich umgesehen, und dagegen in Deutschland, seinem großen Vaterlande, beynahe ein Fremdling gewesen ist. Man sollte denken, der kaiserliche Hof hätte schon damals besucht zu werden verdienet, nicht nur wegen des höchsten Gerichtes bey demselben, sondern auch wegen daran schon eingeführter, wiewohl spanischer, d. i. steifer Pracht, und so auch wegen Gelehrten und Künsten, die an demselben schon beliebt waren. Allein es waren eben damals Zeiten, wo die Protestanten, zumalen die von Augsburg, weniger als beliebt gewesen, und wo sie daher auch wenig Vergnügen daselbst gefunden. An den kleinern Höfen, ich nehme den herzoglich Baierischen aus, waren Essen und Trinken die vornehmsten Belustigungen, und die feinern, an Wissenschaften und Künsten, waren größtentheils noch unbekannt. Die meisten also, welche die Kosten auf Reisen verwenden wollten, reisten mit weit größerm Vortheile außer Deutschland, nach Frank-

reich,

reich, Italien und England. Hätte von Stetten in unsern Zeiten gelebet, so würde er, nach seiner Bestimmung, eine Reise durch Deutschland gewiß allen andern vorgezogen haben.

In den allerbetrübtesten Zeiten, die jemals sein Vaterland und seine evangelische Mitbürger betroffen hatten, nämlich bald nach dem geschlossenen Löwenbergischen Accorde, kam von Stetten von seinen weitläuftigen Reisen zurück. Deren ungeachtet verheyrathete er sich in seinem dreyßigsten Jahre. [c] Seine Frau war die Tochter eines geweßten geheimen Raths, Heinrich Welsers. Er lebte mit ihr in sehr vergnügter Ehe, und die Zahl ihrer Kinder vermehrte sich von Jahren zu Jahren. Indessen war er mit öffentlichen Geschäfften nicht beladen. Er unterhielt sich mit gelehrten Arbeiten, und besorgte sein eigenes Vermögen. Das leztere Geschäffte wurde wichtiger, nachdem sein Vater gestorben war, [d] welcher ihm, der harten Zeiten ungeachtet, ein sehr ansehnliches Erbgut hinterlassen hatte.

Dieses nicht müßige, aber mitten unter den Drangsalen, welche sein Vaterland bedrückten, ruhige Leben, daurte bis auf den geschlossenen Frieden. Er hatte keinen Antheil an den Geschäff-

c 1638. d 1646.

schäfften und Unterhandlungen des Ausschusses, und betrat erst die Bahn der öffentlichen Würden und Aemter bey Vollziehung des Friedens. [e] Das sahe er zum voraus, daß auch ihn die Wahl zu einer Rathsstelle treffen würde. Der Mangel an brauchbaren Männern war groß, und noch darzu war er unter den brauchbaren einer der geschicktesten. Indessen war seine Neigung zu solchen Geschäfften, die zumal zu der Zeit nicht ohne merkliche Unruhe geführet werden konnten, sehr schwach. Er war so lange der Ruhe gewohnt, und zog seine Bücher in der Stille allen Würden und Ehrenstellen, die er itzt hoffen konnte, bey weitem vor. Indessen fühlte er sich doch selbst, und empfand es, daß er seinem Vaterlande nützliche Dienste würde leisten können. Er wog die Gründe dafür und dagegen ab. Hier fand er nichts als seine Ruhe und Bequemlichkeit, dort die Pflicht eines jeden Bürgers, mit seinem ihm von Gott geschenkten Talenten seinen Mitbürgern so eifrig zu dienen, als es in seinen Kräften ist, gesetzt, daß er auch weder große Belohnung noch großen Dank davon zu hoffen hätte. Er zog sogar, sowohl mündlich als schriftlich, Rechtsgelehrte und Staatsleute zu Rath, und

deren

e 1649.

deren Gutachten, so wie sein Gewissen, bestimmten ihn endlich, die ihm angetragene Würden auf sich zu nehmen.

Er war aber kaum in den Rath erwählet worden, wobey er zugleich das Kriegsamt erhielte, als ihn ein sehr wichtiges Geschäffte erwartete. Der evangelische Magistrats-Theil sahe es für nothwendig an, den nach Nürnberg ausgeschriebenen Friedens-Executionstag durch ein paar Abgeordnete aus seinen Mitteln zu beschicken. Hierzu hielt man ihn für den tüchtigsten, und gab ihm Doctor Marx Christoph Voiten als Consulenten zu, welcher bereits dem Ausschusse bey der Haupt-Execution so schöne Dienste geleistet hatte. Sie empfiengen Empfehlungsschreiben an die königlich Schwedischen, und viele andere Gesandtschaften, welche sie nöthig hatten. Dort sollten sie nun dasjenige, was noch nicht ganz exequiret worden war, vollends zu bewirken suchen, und ihre Unterhandlung war auch mit Glück begleitet. Durch ihre Bemühungen kam das Decisum Noricum zu Stande, wodurch unser Stadtwesen endlich in Ordnung gebracht, und so viel als damals möglich war, das Gleichgewicht zwischen beeden Religions-Theilen hergestellt worden ist.

Dieser Executionstag daurte zwar fast Jahr und Tage, allein unser Abgeordneter blieb nicht immer daselbst. Er kam gegen Ende des Jahres, nachdem das schwereste bereits zu Stande gebracht worden war, wegen eigener Angelegenheiten zurück, und sein Gehülfe, D. Voit, besorgte die Angelegenheiten allein. Unter dieser Zeit litt seine häusliche Glückseligkeit einen sehr großen Stoß. Seine Frau, mit welcher er im größten Vergnügen lebte, starb im Wochenbette, [f] und hinterließ ihm eine ziemliche Anzahl unmündiger Kinder. Diese nöthigten ihn, bald wiederum zu einer neuen Ehe [g] zu schreiten, und auch in dieser war er glücklich. Seine zweyte Frau hatte Verstand und Vermögen, und auch durch sie vermehrte sich die Anzahl seiner Kinder.

Verschiedene Abordnungen auf Kreistage gaben ihm auch nach der Zeit Gelegenheit zu Bekanntschaften außer seinem Vaterlande, und zu einem vielfältigen Briefwechsel, theils wenn er abwesend war, mit zurückgebliebenen Collegen, theils wenn er sich hier befand, mit denjenigen, welche unter solcher Zeit der Stadt Angelegenheiten besorgten. Darunter waren, außer vorhin gedachtem D. Marx Christoph Voit von Berg, der

f. 1650. g 1651.

der berühmte Valentin Heyder, Johann Albrecht Portner zu Regensburg, Johann Caspar Lenz daselbst, und verschiedene andere. Er erhielt auch eine wichtige Stelle nach der andern. Zuerst das Oberrichteramt im Stadtgericht, [h] alsdenn das Steueramt. [i] Zum Bürgermeisteramt gelangte er [k] nach dem allgemeinen Wunsche und heißesten Verlangen der ganzen Bürgerschaft, die an ihm einen rechtschaffenen Mann erkannte, welchen sie liebte, und dem sowohl das allgemeine Beste, als das Wohl eines jeden seiner Mitbürger am Herzen lag. Eben mit solchem Wunsche wurde ihm auch die Präsidenten-Stelle bey dem evangelischen Ehegericht aufgetragen. [l]

Die ihm anvertraute obrigkeitliche Aufsicht über die gemeine Stadtbibliothek gab ihm Gelegenheit, seine Liebe zu Wissenschaften und zu Gelehrten zu zeigen. Er wußte, wie viel einem Staat daran gelegen ist, sie zu ermuntern, und wie sehr der Flor der Künste und der Handlung davon abzuhängen pfleget. Er wußte, daß nichts zu besserer Beförderung derselben dienen konnte, als ein auf gemeine Kosten unterhaltener Vorrath von solchen gelehrten Werken, welche, sich selbst an-

h 1651. i 1653.
k 1655. l 1657.

anzuschaffen, nicht in eines jeden Gelehrten Vermögen ist. Der Grund dazu war schon lange geleget. Man hatte einen gewissen Beytrag aus dem gemeinen Seckel ausgeworfen, und ehemals jährlich die Sammlung mit einigen Werken vermehret. Allein der Krieg, der nie ein Freund der Wissenschaften ist, unterbrach diese schöne Veranstaltung, die Bibliothek wurde nicht mehr geachtet. Ja, man sahe sie für ein todtes Kapital an, und belachte beynahe die Vorfahren, welche so viel darauf verwendet hatten. Nun kam sie wieder zu Ehren, denn es wurde wiederum jährlich ein Beytrag ausgeworfen, und man verschaffte damit die nützlichsten Werke.

Die lezte Würde, die er erhielt, war das Bau- und Einnehmeramt, [m] in welchen beyden wichtigen Aemtern er ein Jahr um das andere mit einem katholischen Collegen, nach der durch den westphälischen Frieden eingeführten Verfassung, abwechseln mußte. Es ist besonders, daß seit dieser Zeit, bis auf die itzigen, diese vordersten Aemter fast immer mit seinen Söhnen und Enkelsöhnen, oder andern von seinem Namen und Geschlechte, sind besetzet gewesen. Ihnen, zumal aber demjenigen, von welchem ich hier rede, giebt die

m 1659.

die ganze Bürgerschaft das Zeugniß einer getreuen und eifrigen Verwaltung, und dabey erworbener vieler Verdienste. Daher hatte er auch die Liebe der ganzen Bürgerschaft für sich. Es war auch sein ganzer Karakter gewiß sehr liebenswürdig. Bey einer wahren und ungefärbten Gottesfurcht, ohne alle Scheinheiligkeit und Heucheley, war er aufrichtig, gerecht und redlich, und in demjenigen, was er nach genauer Prüfung sich vorgesetzet hatte, beständig. In keinem Amte suchte er dessen Gerechtsame, zum Nachtheil eines andern und daraus entspringendem Schaden des ganzen, auszudehnen, und dessen Macht und Ansehen zu vergrößern, und eben so wenig fiel er in die Versuchung, die erlangte Rechte seines Religions-Theiles noch weiter zu erstrecken, und sahe den Religionsfrieden, den Executions-Receß, und das Decisum Noricum als die Gränzlinie an, worüber sich kein Theil zu schreiten ermächtigen sollte. Darauf aber hielt er auch feste, und vertheidigte sich standhaft, wenn vom Gegentheile solches versucht werden wollte.

Leutselig und freundlich war er mit jedermann. Dadurch erwarb er sich allgemeine Hochachtung. Fürsten und andere Großen waren ihm gewogen, und von denen, die unter ihm waren, genoß er

Ehrerbiethung und Liebe, so wie Freundschaft und Vertrauen von seines gleichen. Er liebte fröhliche Gesellschaft, und blieb munter und scherzhaft bis in sein Alter. Auch durch einen frohen Trunk sein Gemüth aufzuheitern, schien ihm dienlich zu seyn, und er wußte, ohne in das schändliche Laster der Trunkenheit zu verfallen, da Bescheid zu thun, wo es, nach den Sitten seiner Zeit, die Nothdurft erheischete. Gegen die Armen war er sehr mildthätig. Von seinem Ueberflusse hatten immer auch Waisen und Kranke.

Daß dieser rechtschaffene Mann in gedoppelter Ehe mit einer schönen Anzahl von Kindern gesegnet worden, habe ich bereits angeführt. Ihre Namen, ihre Geburtstage, Sterbenstage und Verheyrathungen anzuzeigen, gehört zu meiner Absicht nicht. Es gehört zu genealogischen Nachrichten, und in gewöhnliche Lebensläufe oder Personalien. So viel aber muß ich doch gedenken, daß seine drey Söhne Männer waren, auf welche ihr Vaterland und ihr Geschlecht stolz seyn kann, und daß zumalen der älteste, Paulus, und der jüngste, Johannes, nachdem sie vorher fast in allen wichtigen Aemtern sich so, wie ihr Vater, Verdienste erworben hatten, unmittelbar hintereinander die höchste Würde trugen, und die Eh-

rentitel wirklicher kaiserlicher Räthe erhielten. Auch alle seine Töchter waren Frauen vom Verstande, die ihren Aeltern, und der auf sie gewandten Erziehung Ehre machten.

Sein Ende war schnell, und um so schmerzlicher für seine Familie, weil er nicht in seiner Vaterstadt, noch in seinem Hause starb. Einige Jahre vor seinem Tode litt er immer an einer beschwerlichen Engbrüstigkeit. Dafür gebrauchte er die Sauerbrunnen-Kur, entweder in Deinach oder zu Ueberkingen. Sie that ihm gute Dienste, daher machte er fast jährlich eine Reise dahin. Als er das leztemal nach Ueberkingen kam, und sich von einer abermaligen guten Wirkung die beste Hoffnung machte, überfiel ihn nach einigen Wochen daselbst ein hitziges Fieber, und machte seinen Tagen gar bald ein Ende. Sein ältester Sohn und sein Schwager reisten zwar, sobald als sie seine Krankheit vernommen, nach Ueberkingen ab; allein noch auf dem Wege erfuhren sie schon seinen Tod. [n] Seine Frau war bey ihm. Die ganze Familie kam nach, und begleitete ihn daselbst zu seiner Ruhe, und nach der Zeit wurde ihm ein zwar nicht ruhmrediges, doch um so ehrenvolleres Denkmaal daselbst errichtet.

n den 16. Julius, 1673.

Die Betrübniß über den Tod eines so würdigen Mannes und rechtschaffenen Patrioten, war bey der hiesigen Bürgerschaft, zumal evangelischen Theils, nicht geringe, und das dankbare Angedenken, das für seine Verdienste gezeiget wurde, macht ihr Ehre. Der damalige Pfarrer bey der H. Kreuzkirche, Georg Philipp Ris, ein Mann, welcher bey etwas weniger Heftigkeit den geschicktesten Theologen seiner Zeit zugezählet zu werden verdiente, und der auch anderer Verdienste sehr wohl zu schätzen wußte, beschrieb weitläuftig seinen Lebenslauf. Der Ton ist sehr panegyrisch, und mit so vielen Nebendingen ausgeschmückt, daß man etwas Mühe hat, dasjenige zu finden, was man eigentlich suchet. Er that dieses aus eigenem Triebe. Daß aber auch das evangelische Scholarchat dem gelehrten Rector, Anton Raiser, aufgetragen, auf die Verdienste des verstorbenen eine Lobrede zu halten, das ist eine Ehre, die unter so manchen verdienstvollen Männern nur ihm allein sogleich nach dem Tode wiederfahren ist, und die ihm sowohl, als denjenigen, die es veranstaltet haben, zu nicht geringem Ruhm gereichet.

D. David Toman.

Seit langen Zeiten her ist es ein eigenes Schicksal unserer Stadt, daß wir zu denjenigen Stellen, zu welchen eine gründliche Gelehrsamkeit erfordert wird, immerzu Fremde an uns zu ziehen sind genöthiget gewesen, und daß wir sie selten mit Bürgerssöhnen besetzen konnten. Man nehme bey dem evangelischen Theile Kanzel und Schul-Katheder aus, welche noch am meisten von Bürgerssöhnen betreten wurden, so werden wir unter dem Collegio der Raths-Consulenten und übrigen Rechtsgelehrten, ja auch unter dem Collegio der Aerzte, immer mehr Auswärtige als Hiergebohrne finden. Die Ursachen sind zu errathen. Daß die theologischen Stellen leichter als andere besetzt werden können, dazu helfen die schönen Stiftungen und Stipendien, die von unsern Vorfahren ausdrücklich für solche sind gestiftet worden, welche sich dem Lehramte widmen. Daher hat der Sohn eines armen Mannes dazu seine Unterstützung, und kann dadurch brauchbar werden. Nicht eben so ist es mit den übrigen Facultäten. Diese erhalten dergleichen Erleichterung nicht, und wenn diejenigen, welche sich denselben zuschreiben lassen, eine

Bey-

Beyhülfe erlangen, so ist sie doch meistens nicht hinreichend, daß ein Sohn eines ganz unbemittelten Mannes mit denselben auskommen, und sich Kenntnisse erwerben könnte, zu welchen nicht um so leichten Preis, wie zu den theologischen, zu gelangen ist, wenn man sich nicht auf bloße Notariats-Künste legen, sondern auch zu wichtigern Dingen geschickt machen will. Selten treffen sie demnach solche, welche, um so zu reden, auf der Gelehrten Bank sich schwingen wollen, wenn sie schon manchmalen einigen ertheilt werden und worden sind, welche hernach bey dem Regimente eine ansehnliche Rolle gespielet haben. Sodann ist auch die Kaufmannschaft, zumal wenn gute Zeiten für sie sind, die Ursache, daß wir an gelehrten Bürgerssöhnen mehr Mangel haben, als an andern Orten. Ein reicher Kaufmann muß wohl viele Söhne haben, wenn er sich entschließen soll, einen oder den andern dem Studiren zu widmen. Sie werden meistens wieder Kaufleute, und werden schon nicht alle geschickt und reich, so ist es doch des Vaters Wille, und des Sohnes Wunsch. Es ist eben nicht zu läugnen, daß sie auch, wenigstens in den neuern Zeiten, darum nicht ganz zu verdenken sind. Die Ehre, die meine lieben Mitbürger einem Gelehrten,

ten, der nicht schon seinen gewissen Rang erlanget hat, zu erweisen pflegen, ist eben nicht sehr groß. Sie sehen immer mehr auf Reichthum als auf Wissenschaft; und der Gelehrte, wenn er auch schönes Vermögen hat, kann freylich damit dergleichen in die Augen fallende Dinge nicht unternehmen wie der Kaufmann, welcher, so lange er glücklich ist, sein Vermögen besser nutzen kann. Einer unserer größten verstorbenen Gelehrten beklagte es auch zu seiner Zeit, daß er in Augsburg, anstatt dem Wunsche nach Wissenschaft und Kunst, nichts hörte, als die Horazische Spottrede: O cives, cives, quærenda pecunia primum. Ueberdieses sind die ehrwürdigsten gelehrten Stellen mit Beschwerden verknüpft, die besonders von solchen, die im Wohlstande erzogen sind, nicht sehr gesucht, ja vielmehr geflohen werden. Noch dazu sind diese Stellen wenig. Zur Raths-Consulenten-Stelle wird keiner von der hohen Schule aus berufen, und eine untere oder mittel Stelle zu erhalten, ist schwer; einen Advokaten aber abzugeben, ist nicht jedermanns Thun, und ist auch hier einem, der in einem bequemern Ehrenstande erzogen wurde, kaum zuzumuthen. Hier besonders wird von vielen sehr unbillig gehandelt. Es wird zu diesem Stande nicht ge-

ringe

ringe Gelehrsamkeit erfordert, wenn der guten Sache dadurch geholfen werden soll; wie viel gründliche Gelehrte aber werden wohl den Muth haben, sich einem Stande zu widmen, in welchem ihnen ihr Mitbürger so wenig Ehre wiederfahren läßt. Hiezu kommt noch, daß bey den hiesigen Gelehrten-Stellen, Belohnungen und Einkommen eben nicht so anlockend sind, um zu ermuntern, darnach sich zu bestreben. Es ist gewiß, daß in vielen wichtigen Handlungsstuben ein Bedienter weit besser besoldet ist, als derjenige, welcher mit unermüdetem Fleiße und unzerbrechlicher Treue seinem Vaterlande die ersprießlichste Dienste leistet. Die in unsern Zeiten so unnöthiger Weise überhäufte Menge der Bedürfnisse, macht heut zu Tage dasjenige geringe, was vormals groß und ansehnlich war; und gesetzt auch, daß man dabey mit schuldiger Sparsamkeit, denn ohne diese bleibt immer auch die größte Besoldung zu klein, ganz ruhig leben könnte, so ist es doch nicht hinreichend, es denjenigen gleich zu thun, welche eigenes großes Vermögen besitzen, oder vermög ihrer großen Besoldungen zu besitzen scheinen. Daher kommt es, wenn ein Sohn eines Kaufmanns, oder sonst eines reichen Mannes, ja den Schluß ergreifen sollte, sich den Wissen-

schaf-

schaften, besonders der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, so sucht er sein Glück außer seiner Vaterstadt, in welcher er nur späte oder gar keine Beförderung vor sich siehet, er sucht sie an einem Hofe, oder auch in einer andern Reichsstadt, wo er etwa bald zu einer der obersten und besten Stellen gelangen kann, ohne lange Zeit darauf zu warten. Daher kommt es eben sowohl, daß auch der fähige Sohn des Armen, der sich nicht eben der Theologie oder den Schulstudien widmet, lieber bey einem Kaufmanne unterzukommen und zu lernen, als sich mit vieler Mühe zu einem Stande geschickt zu machen sucht, wo bey ungewissem Brode nur wenig Ehre einzuärnten ist. Aber wie kommt es, daß wir öfters aus Reichsstädten, die in Ansehung ihrer Größe und des Vermögens ihrer Bürgerschaft, der Stadt Augsburg nachstehen, Männer erhalten, von deren Gelehrsamkeit und Fleiß wir Ehre und große Vortheile ziehen? Dergleichen Städte haben auch ihre Stellen, wozu ihnen Gelehrte nöthig sind, und dennoch können sie andern abgeben. Vielleicht ist dieses mit eine Ursache. In Städten, wo weder Patriciat, noch große Kaufmannschaft ist, hat immer der Gelehrte, besonders der Graduirte, das größte Ansehen, und ist in der ihm

ange-

angemessenen Stelle am besten besoldet. Daher ist eine solche Stelle wünschenswürdiger an solchen Orten für die Söhne der vermöglichen Bürger, als sie es den unsrigen zu seyn scheinen, und daher bestreben sich auch mehrere, solche zu erlangen. Nicht allen aber gelingt es, und, wie der Lauf der Welt allenthalben ist, öfters werden diejenigen zurückgesetzt, die es am besten verdienten, befördert zu werden. Oefters werden sie auch befördert, allein gegen diejenige Stellen, welche ihnen zu Theil werden könnten, sind die unsern immer noch vorzüglicher, und daher kommt es, daß wir, wenn es schon an hiergebohrnen geschickten Männern mangelte, doch meistens das Glück hatten, von andern Orten her solche zu erhalten. So hatten wir vormals, denn der izt lebenden und der katholischen will ich hier nicht gedenken, von Kaufbeuren einen Lauber, von Memmingen einen Koch und Lupin, von Nördlingen einen Weng, von Ulm einen Hertenstein, von Nürnberg einen Marci, von Lindau einen Toman.

Dieser lezte ist es, welcher mir zu dieser Einleitung Gelegenheit giebt, indem ich sein Leben zu beschreiben willens bin. Er verdient es, unter die rechtschaffensten, gelehrtesten, fleißigsten, und mithin nützlichsten Männer gesezt zu werden,

die

die jemals unsrer Stadt gedienet haben, und aus dieser Ursache ist er von mir besonders auserseßen worden.

In den schwäbischen Reichsstädten Ravensburg und Lindau, waren vor Zeiten die Toman von Hagelstein ein ansehnliches Geschlecht. Sie waren auf dem Lande begütert, hatten sonst ein schönes Vermögen, und verschiedene bekleideten ansehnliche Würden. Aus diesem Geschlechte war David Toman. Sein Vater Philipp Ernst war mehr aus Naturtrieb als aus Nahrungssorge ein Maler, und zwar gehört er unter diejenigen, welche Teutschland Ehre machen, da seine sehr hochzuhaltende Landschaften die größten Kunst-Sammlungen zieren. Man findet sie nicht in großer Anzahl, dann er malte nicht, um davon Brod und Lebens-Unterhalt zu haben, vielmehr wandte er auf andere Geschäffte die Zeit, und zwar auf solche, die mit vieler Unruhe meistentheils begleitet sind. In seinen jüngern Jahren nämlich, war er Kaiserl. Proviant-Commissarius, in dem Mantuanischen Kriege. Hernach, zu den Zeiten des dreyßigjährigen Krieges, war er in seiner Vaterstadt Lindau, viele Jahre Kriegs-Commissarius bey der Kayserl. Besatzung, wie auch daselbst Ober-Zeugherr und Kriegs-Rath. Er hatte sich mit Maria Wolfin

von Isni verheyrathet, und David war ihr erster Sohn.[a]

Als einen Jüngling von 16 Jahren[b] nahm ihn sein Vater mit sich nach Wien, wohin ihn seine Geschäffte forderten. Er sezte daselbst den Grund zu Erlernung der Wissenschaften fort, den er schon auf der Schule zu Lindau zu legen angefangen hatte, und nachdem er in der Philologie einige Stärke erlanget hatte, befliß er sich, noch eben daselbst sich die ersten Kenntnisse der Rechtsgelehrsamkeit zu erwerbeu, alsdann schickte sein Vater ihn auf die hohe Schule nach Straßburg.[c] Daselbst lehrte damals, neben andern berühmten Rechtsgelehrten, nämlich Taborn, Bitschen und Rebhuhn, auch der Politikus Böckler, welcher die Grundsätze der Staatskunst aus der alten zumal Römischen Geschichte zog, und sie seinen Schülern vorlegte. Toman war noch kurze Zeit zu Straßburg, als er schon unter ihm, dergleichen politische Sätze, de Tiberio ad Suetonii vitas impp. vertheidigte, und damit Ehre einlegte. Er blieb lange Zeit auf dieser hohen Schule, dann es war sein Plan, ein gründlicher Rechtsgelehrter zu werden, welcher durch rechtliche Rathsschläge und Gutachten, sowohl Pri-

a geb. $\frac{16}{28}$ Apr. 1624.
b 1640. c 1642.

Privatpersonen als Staaten sich sollte nützlich machen, und durch Hülfe eines unermüdeten Fleißes, wurde seine Absicht auch erreicht. Er fand sich tüchtig genug, einer scharfen Prüfung sich zu unterwerfen, [d] disputirte öffentlich de Proxenetis (Unterkäuflern) und erhielte sodann den Grad eines Licentiaten beider Rechte. Der von ihm selbst ausgearbeiteten Abhandlung aber, wiederfuhr die Ehre, daß sie als eine vorzügliche Arbeit, der neuen Ausgabe des Collegii Argentoratensis einverleibet wurde.

Bald hierauf erhielt er einen Beruf als Hof- und Kanzleyrath bey der Gräfl. Hohenlohischen Herrschaft zu Neuenstein. Diese Stelle stund ihm nicht an. Vielleicht beschäfftigte sie ihn zu wenig, vielleicht war ihm auch, nachdem er so manche Jahre in großen Städten, wie Wien und Straßburg, zu leben gewohnt gewesen, der Aufenthalt an einem kleinen Orte beschwerlich, vielleicht waren noch unbekanntere Dinge da, die ihm mißfielen. Er durfte auf andere Beförderung nicht lange warten. Er hatte seine Stelle aufgegeben, und war nach Augsburg gekommen. [e] Daselbst war man eben wegen Besetzung der evangelischen Raths-Consulenten-Stellen,

d 1650. e 1652.

nach dem Westphälischen Friedensschluß, in ziemlicher Verlegenheit.

Es waren von zu solchen Geschäfften brauchbaren Bürgerssöhnen wenige da. D. Heinrich Herwart und D. Wolfgang Sulzer hatten keine Lust, obwohl es ihnen an Geschicklichkeit und Wissenschaft nicht mangelte. Beide waren mit weniger wichtigen Stellen zufrieden. Wider D. Marx Christoph Voiten, der sich vorhin bey Bewirkung des Friedens und bey dessen Vollziehung so große Verdienste gemacht hatte, protestirten die Katholischen, besonders die Fugger. Während den Kriegszeiten, hatten wenige Evangelische studiret, weil sie mit aller Wissenschaft in ihrer Vaterstadt nichts vor sich sahen. Daher mußte man auf Fremde gedenken. Allein, auch damit hielt es sehr hart. Valentin Heider, der tauglichste von allen, weil er als Abgeordneter der Stadt Lindau, die Angelegenheiten der evangelischen Bürgerschaft zu Augsburg, auf dem Congreß zu Osnabrück besorget hatte, bath sich die Stelle ab, und die meisten, bey welchen man ansuchte, scheuten sie, weil sie nur Mühe und Verdruß vor sich sahen. Endlich erhielt man an D. Planern und D. Kolben, ein paar geschickte Männer. Jener aber

war kaum nach Augsburg gekommen, so starb er, und Kolb blieb allein. Dieser war ein Mann, wie er damals nöthig war, geschickt in der Feder, standhaft in seinen Behauptungen, vielleicht aber etwas zu roh von Sitten. Nun berufte man zwar nach Planers Tode, aus Mangel eines andern, D. Melchior Erhart. Mit diesem aber war nicht allzuviel geholfen. Er war weder an Wissenschaft, noch an Erfahrung, noch auch an Sitten, ein besonderes Licht, und über dieses blieb noch immer eine Stelle ledig, welche noch nicht hatte besetzt werden können. Toman kam also wie gerufen hieher. Seine guten Eigenschaften waren schon bekannt, und er empfahl sich noch mehr durch seine Gegenwart: denn er war neben seiner Gelehrsamkeit, ein ansehnlicher hübscher Mann, welcher sehr wohl zu reden und zu leben, mithin sich gefällig zu machen wußte. Der evangelische Geh. Rath hatte demnach kein Bedenken, ihm die Raths-Consulentenstelle anzutragen, und er auch eben so wenig sie anzunehmen. Nur gieng er itzt noch einmal nach Straßburg, und nahm den Gradum eines Doctors der Rechte an, welcher nach damaligen Gewohnheiten, für ohnentbehrlich zu einem Raths-Consulenten gehalten wurde.

In den ersten dreyzehen Jahren, die er hier in dieser Stelle stunde, und besonders so lange Kolb noch am Leben war, welchem die meisten auswärtigen Geschäffte aufgetragen waren, besorgte er dasjenige, was den jüngern aus dem Collegio der Raths-Consulenten oblieget, und zeigte dabey einen ausnehmenden Fleiß, eine seltene Gelehrsamkeit, und eine unverderbliche Rechtschaffenheit. Und dennoch blieben ihm noch Nebenstunden übrig, die er schönen Wissenschaften und Künsten widmete, wovon er ein besonderer Freund und Kenner war. Er hatte eine vermögliche Frau geheyrathet, [f] wodurch er neben seiner Besoldung in die Umstände gesezt wurde, seiner Lieblingsneigung ein Genüge zu thun, ohne sich oder seinen Kindern, womit seine Ehe in ziemlichem Maaße gesegnet wurde, dadurch einigen Schaden zuzuziehen. Diese Lieblingsneigung bestund darinn, sich eine schöne Sammlung von nützlichen und schönen Büchern, von Gemälden, Kupferstichen und andern Kunst-Arbeiten anzuschaffen, das that er mit Verstand und sehr guter Auswahl, und nach und nach sammlete er sich einen sehenswürdigen Schatz zusammen. Es machten ihn auch seine Einsichten in die Kunst tüchtig unsern Künstlern, — und es lebten zu seiner Zeit verschiedene, die berühmte Männer wurden — mit gutem Rath und kunstrichterischer Beurtheilung zu dienen, und sie waren froh, einen Mann an ihm zu haben, der ihnen Rath ertheilen konnte. Allein dabey wurden

f 1654.

den seine eigentliche Berufsgeschäffte nicht verabsäumet, denn diese gewissenhaft zu vollziehen, war seine größte Angelegenheit. Sie mehrten sich auch von Jahren zu Jahren. Er wurde zu Reichs- und Kreis-Sachen verordnet. g In einer Zeit von 18 Jahren, hatte er, bey den damals eingefallenen unruhigen Zeiten, mehr als 50 Conventen des schwäbischen Kraises beyzuwohnen Gelegenheit, und wurde noch über dieses zu verschiedenen Münz-Probationstagen abgeordnet. Diese gaben ihm die Veranlassung zu einer Sammlung von ganz anderer Art. Sie bestund in Verhandlungen, die sowohl in ältern als auch in seinen Zeiten, im Münzwesen des teutschen Reiches vorgekommen waren, und die er mit vieler Mühe zusammenbrachte. Hieraus entstunde das berühmte, itzt aber seltene Werk, welches zwar erst nach seinem Tode an das Licht gebracht worden ist, nämlich des H. Röm. Reichs Acta publica monetaria, schriftliche Handlungen, Constitutiones, Bedenken und Vorschläge, die Anordnung und Verbesserung des Münzwesens in Teutschland betreffend. Augsburg 1692. fol. Es ist eine mühsame und wichtige Sammlung, die ihm sehr viel Ehre macht. Lange Zeit hernach kam eine Fortsetzung hinzu unter folgendem Titel: Tomanus continuatus, oder Acta monetaria novissima, das Münzwesen in Teutschland und dessen Verbesserung betreffend. Frankfurt und Leipzig 1752. Die Seltenheit des Hauptwerkes aber, ist in neuesten Zeiten, durch Hirschens Münz-

g 1665.

Archiv ersetzet worden, welcher das meiste und wichtigste daraus, demselben einverleibet hat.

Nach Doctor Kolbens Tode, erwarteten ihn neue Geschäffte. Man trug ihm die Mit-Aufsicht über das evangelische Schulwesen, d. i. die Würde eines Scholarchen auf. h Auch dazu war er mit den schönsten Eigenschaften begabt, dann er liebte Sprachen, Wissenschaften und Gelehrte, und suchte sie auf alle Weise zu befördern. Damals lebte noch der alte Rector Matthias Willhelm, ein zwar nicht durch gelehrte Werke bekannter, aber sonst verdienstvoller und ehrwürdiger Greis. Er wurde gar bald darauf zur Ruhe gesetzet, i und Anton Reiser kam an seine Stelle, ein junger Mann voll Feuer und Leben, doch mehr zur Kanzel als zum Katheder geschaffen und gebildet. Er würde dennoch in dieser Stelle große Dienste geleistet haben, allein er verwechselte sie bald mit einer andern. Nach ihm kam, wiewohl nicht ganz mit Tomans Einwilligung, Friederich Magnus, k doch war er ein geschickter Mann, welchen Toman dennoch hoch hielte, und durch welchen eine ziemliche Verbesserung des Schulwesens zu Stande kam. In eben diesen Jahren gieng man auch damit um, damit die teutschen Schulen in guter Ordnung erhalten würden, Visitatores derselben aufzustellen. Es war nur die Frage, ob auch Prediger dazu genommen werden sollten. Toman war allerdings der bejahenden Meynung. Er gab sein Gut-

h 1671. i 1672. k 1673.

Gutachten dahin, daß die Schulen jeder Pfarre, von den Predigern derselben besucht werden sollten. Es fand zwar keinen Beyfall, jedoch nach einigem Widerspruch kam es endlich soweit, daß eine aus Predigern und Politicis gemischte Deputation hiezu verordnet wurde.

Noch eine andere Aufsicht wurde ihm zugleich mit dem Scholarchate anvertrauet, nämlich die über die Kirchen-Musik und zwar unter dem Charakter eines Musik-Directors. Auch von dieser Kunst war er ein ganz besonderer Freund und Kenner. Er spielte nicht nur ein und anderes Instrument mit vieler Fertigkeit, sondern auch auf den Satz verstund er sich, und componirte zu seinem Vergnügen. Der Ephorus im evangelischen Collegio, Narciß Rauner, hatte damals den Psalter Davids in teutsche Reimen gebracht, worüber ich kein Urtheil zu fällen verlange. Diese Reimen sezte Toman in Musik, und auch noch mehrere Melodien geistlicher Lieder, die von vielen Tonkünstlern für schwere Aufgaben gehalten werden, kamen von ihm. Sie zeigen von seiner Geschicklichkeit im Satze, so wie von der Güte und Frömmigkeit seines Herzens, welches an dergleichen Geschäfften sich vergnügte.

Damals lebte noch der Cantor Tobias Kriegsdorfer. Er war ein sehr alter Mann, in jüngern Jahren zwar ein guter Taktschläger, aber nie ein Componiste. An seine Stelle kam Georg Schmezer, ein Mann, welcher ein ungemeines musikalisches Genie hatte. Durch diesen wurde unter Tomans Oberaufsicht der Kirchen-Musik eine Ein-

richtung gegeben, die ihnen Ehre machte, und alles Beyfalles würdig war.

Jedoch diese Tomanische Bemühung, ist vielleicht in vieler Augen eine Kleinigkeit, die seiner kaum würdig ist. Man mag davon gedenken, was man immer will, soviel beweißt sie dennoch, daß er Wissenschaften und Künste in Ehren hielte, und fähige Genies auf alle Weise dazu ermunterte. Wichtiger waren allerdings diejenige Geschäffte, die ihm vermöge seines eigentlichen Berufes oblagen oder besonders aufgetragen wurden. Einen solchen besondern Ruf erhielt er, [1] als der Krieg zwischen dem Kaiser und der Krone Frankreich ausbrach, und die Stadt in großen Schrecken sezte. Man besorgte eine Belagerung, und machte große Anstalten, sich zu vertheidigen.

Insbesondere aber wurde eine außerordentliche Kriegs-Deputation niedergesezt, und dieser wurde Toman als Deputirter zu den Kreis-Conventen und als Rathgeber zugeordnet. Die Gefahr gieng mit dem Schrecken vorbey, welcher keine weitere Folgen hatte, obwohl der Krieg noch einige Jahre dauerte. Durch diesen Krieg wurde besonders der schwäbische Kreis ungemein mitgenommen. Er war am meisten mit den Winter-Quartieren der Kaiserl. und Reichs-Armeen belästiget, welche nebst den Contingenten, die sie dazu bestellen mußten, dessen Stände fast gänzlich erschöpften und zu Grunde richteten. Sie hielten es daher für unumgänglich nöthig, dem Kaiser

1 1673.

Kaiser deswegen eine Vorstellung zu machen, und einen geschickten Mann zu solchem Ende an das Kaiserl. Hoflager abzuordnen. Die Wahl fiel auf unsern Toman, dessen vorzügliche Geschicklichkeit in glücklicher Ausführung wichtiger Geschäffte bereits bekannt war. Demnach reiste er dahin ab, [m] und betrieb zu Wien zwey Jahre lang sowohl die Angelegenheiten des schwäbischen Kreises, als auch insbesondere der Stadt Augsburg mit so vieler Ehre.

Viermal hatte er unter dieser Zeit die Gnade, bey Kaiserl. Majestät selbst zur Audienz gelassen zu werden. Zweymal empfahl er die Angelegenheiten des schwäbischen Kreises, und zweymal den Nothstand der Stadt, zu deren Diensten er besonders verpflichtet war. Er sezte sich durch seinen Verstand, seine Gelehrsamkeit und seine kluge Aufführung bey den Kaiserl. Ministern in große Gnade, und erwarb sich die Hochachtung der Gesandten anderer Stände an dem Kaiserl. Hofe. Daher kam es, daß er an einen der angesehensten fürstlichen Höfe, wirklichen Ruf als geheimer Regiments-Rath erhielte, und daß ihm mehr als einmal von höhern Orten die wichtigsten Ehrenstellen angetragen wurden. Allein er hatte dazu keine Lust. Das bürgerliche Leben war er gewohnt, und da er einmal seine Dienste der Stadt Augsburg gewidmet hatte, so beschloß er auch, darinn bis an sein Ende zu bleiben.

Es

---

m 1676.

Es stund nicht lange Zeit an, daß er eine andere Gelegenheit erhielt, sich um dieselbe Verdienste zu machen. Neben andern Ursachen, welche diese Stadt empfindlich mitnahmen, war ihr, so wie andern Reichs-Städten die ohnmäßige Reichs-Matrickel sehr beschwerlich. Seit dem Jahre 1521. hatten sich die Städte dagegen gesetzet, und um Moderation angehalten, aber immer vergebens. Izt hatten sich die Umstände zum Erstaunen geändert. Verfall der Handlung und der Gewerbe, Abnahme der ehemals zahlreichen Bürgerschaft, ohngeheure Lasten, die sie wegen der Kriegsläufte, Quartiere u. d. gl. vornämlich in den Zeiten des dreyßigjährigen Krieges, getragen hatte, sezten sie gänzlich außer Stande, das noch weiter zu leisten, was sie bisher, mit Gefahr des gänzlichen Umsturzes, hatte leisten müssen. Allein alle bisher unternommene Versuche um einige Milderungen waren vergebens. Man hatte sie bald nach dem westphälischen Frieden, vor dessen Schließung, die Stadt, durch die Drangsalen des dreyßigjährigen Krieges so erbärmlich mitgenommen worden war, ängstlich gesucht; sie hatte auch willfährige Entschließungen und wenigstens Gesinnungen vom Kreis erhalten, allein keine Bestätigung vom Kaiser und Reiche war noch nicht da, und also blieb es noch immer bey dem alten. Sie auszuwirken war eine Angelegenheit, die Toman schon damals, als er vom schwäbischen Kreise nach Wien geschickt worden, von der hiesigen Obrigkeit den Auftrag erhielt. Nun aber wurde er zu gleichem Ende nach Regensburg auf

den Reichstag abgeordnet.[n] Daselbst verfaßte er, um von dem Nothstande der Stadt, den Gesandtschaften bessere Erläuterungen zu geben, eine gründliche Deduction, unter dem Titel: Grundmäßige Ausführung de Anno 1678. das des H. R. R. Stadt Augsburg einer starken Moderation ihres alten, auf 25 zu Pferde und 170 zu Fuße, oder an Geld auf 900 Gulden sich belaufenden Wormsischen Reichs-Anschlags höchst benöthiget, und derselben damit zu begegnen sey. Er stellte darinn die Abnahme der Handlung und Nahrung, wie auch der Anzahl der Bürgerschaft und ihres Vermögens, und insbesondere die durch den Krieg erlittenen, nicht zu verschmerzenden Schaden, dringend vor, und seine Vorstellung machte den Eindruck bey Kaiser und Ständen, daß endlich der Matricular-Anschlag der Stadt Augsburg von 900 auf 400 Gulden gemäßiget wurde,[o] obwohl auch diese Summe noch ausser dem Verhältniß mit derjenigen seyn möchte, welche weit mächtigern Ständen zugemuthet wurde. Es ist indessen etwas sehr ansehnliches, das man seinen Bemühungen zu danken hatte, obwohl noch viele Jahre verflossen, ehe noch die Stadt zum gänzlichen Genusse des Reichs-Schlusses gelangen konnte.

Seit dieser Abschickung auf den Reichstag zu Regensburg, blieb Toman fast ohnausgesetzt daselbst, und hatte seine Familie bey sich. Nach dem Tode seiner ersten Frauen, hatte er sich abermals

n 1676. o 1679.

mals verheyrathet, und diese seine zweyte Frau war bey ihm. Sein ältester Sohn, Jacob Ernst, hatte sich wie der Vater, der Rechts-Gelehrsamkeit, den schönen Wissenschaften und Künsten ergeben. Er war schon von hohen Schulen mit dem Grad eines Licentiaten zurückgekommen, und stunde seinem Vater in seinen Geschäfften bey. Nach der Zeit erhielt er eine Stelle im Rath in seiner Vaterstadt. Der zweyte, Philipp Ernst, war wie der Großvater, mit einer schönen Anlage zur Malerkunst begabt, und damals in Italien. Der dritte, Jacob Alexius, studirte gleichfalls die Rechte, war aber zu der Zeit noch jung, und erreichte auch kein hohes Alter. Neben der Stadt Augsburg hatte Toman auch die Städte Lindau, Biberach, Kaufbeuren, Wangen und Leutkirch zu vertreten, welche sich insgesammt seiner Dienste zu erfreuen hatten.

Es ereignete sich nur noch eine Gelegenheit, die ihn nach Augsburg zu kommen veranlaßte. Die gefährlichen Zeiten, und der mit Frankreich von neuem ausgebrochene Krieg, hatten die Fürsten und Stände des schwäbischen, fränkischen und bairischen Kreises, welche den feindlichen Einfällen am nächsten und ersten ausgesetzet waren, zu einer nähern Verbindung unter sich veranlasset, welche ihre gemeinsame Vertheidigung zum Zwecke hatte. Sie hielten deswegen eine Conferenz in der Stadt Augsburg, und zu dieser wurde auch er, als Reichs- und Kreis-Gesandter berufen. p Er gieng auch dahin ab, hielt sich aber

p 1683.

aber nicht länger, als nöthig war, daselbst auf, und begab sich bald wiederum zurück. Es mag der Stadt damals ziemlich beschwerlich gefallen seyn, so lange Zeit einen eigenen Gesandten auf dem Reichstage zu halten, wiewohl zu der Zeit die Vertreter, noch weniger bekannt waren, als heut zu Tage, so daß es wohl die Nothdurft erheischte; und eben so unangenehm war es wohl auch, einen der geschicktesten Raths-Consulenten so lange zu vermissen, welcher sowohl in Staats- als bürgerlichen Angelegenheiten, jederzeit so vorzügliche Dienste geleistet hatte.

Beede Ueberlegungen mögen den Entschluß, ihn zurück zu berufen, veranlasset haben.[q] Allein er kam nicht. Seine Eigenschaften hatten ihn bey allen Gesandtschaften beliebt, und auf dem Reichstage fast nothwendig gemacht. Deswegen verlangte nicht nur die Kaiserl. Commission seine längere Anwesenheit, sondern auch das Chur-Mainzische, so wie auch das Reichsstädtische Directorium, suchten bey dem Magistrat darum an. Daher wurde die Entschließung abgeändert, und Toman blieb noch an seiner Stelle. Ohngeachtet er genug dabey zu thun hatte, indem er in den wichtigsten Angelegenheiten des Reiches zu Rath gezogen worden, so blieb ihm doch noch Zeit zu andern Arbeiten übrig, die er, theils andern zu dienen, theils zu seinem Vergnügen vornahm. Er stellte in den merkwürdigsten und schwersten Fällen Rathschläge aus, dergleichen sehr

q. 1684.

sehr viele von ihm gesucht wurden. Er gab auch verschiedene kleine Werke und Tractate in Druck heraus. Dieses aber geschahe nicht unter seinem Namen, und es würde schwer fallen, davon ein Verzeichniß zu verfassen.

So lebte er noch 4 Jahre lang als ein angesehener und nützlicher Mann, welcher von jedermann hochgeachtet wurde, wie er es verdiente. Allein seine Gesundheits-Umstände hatten sich geändert. Er fiel in eine sehr schwere und langwierige Krankheit, die ihn endlich dahin nahm.[r] Das Bedauren um ihn, war sowohl in Regensburg, als in Augsburg, allgemein. Dort wurde er mit vielen Ehrenbezeugungen zur Erde bestattet, und in der heiligen Dreyfaltigkeits-Kirche begraben, wo ihm von dem evangelischen Prediger daselbst, Johann Albrecht Ursinus, eine Leichenrede gehalten wurde, welche nebst dem Lebenslaufe gedruckt worden ist. Der hiesige Magistrat aber, schickte den Stadtschreiber, Johann Andreas Scheidlin, nach Regensburg, um die Acten und Schriften von dorten abzuholen, welche Toman von der hiesigen Stadt bey sich gehabt hatte.

---

r 1688.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

X
XII, 86

Ob

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stetten, Paul <<von>>

Lebensbeschreibungen zur Erweckung und Unterhaltung bürgerlicher Tugend

Bd.: [1]

Augsburg 1778

Biogr.c. 308 l-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10071020-9
VD18 80078745